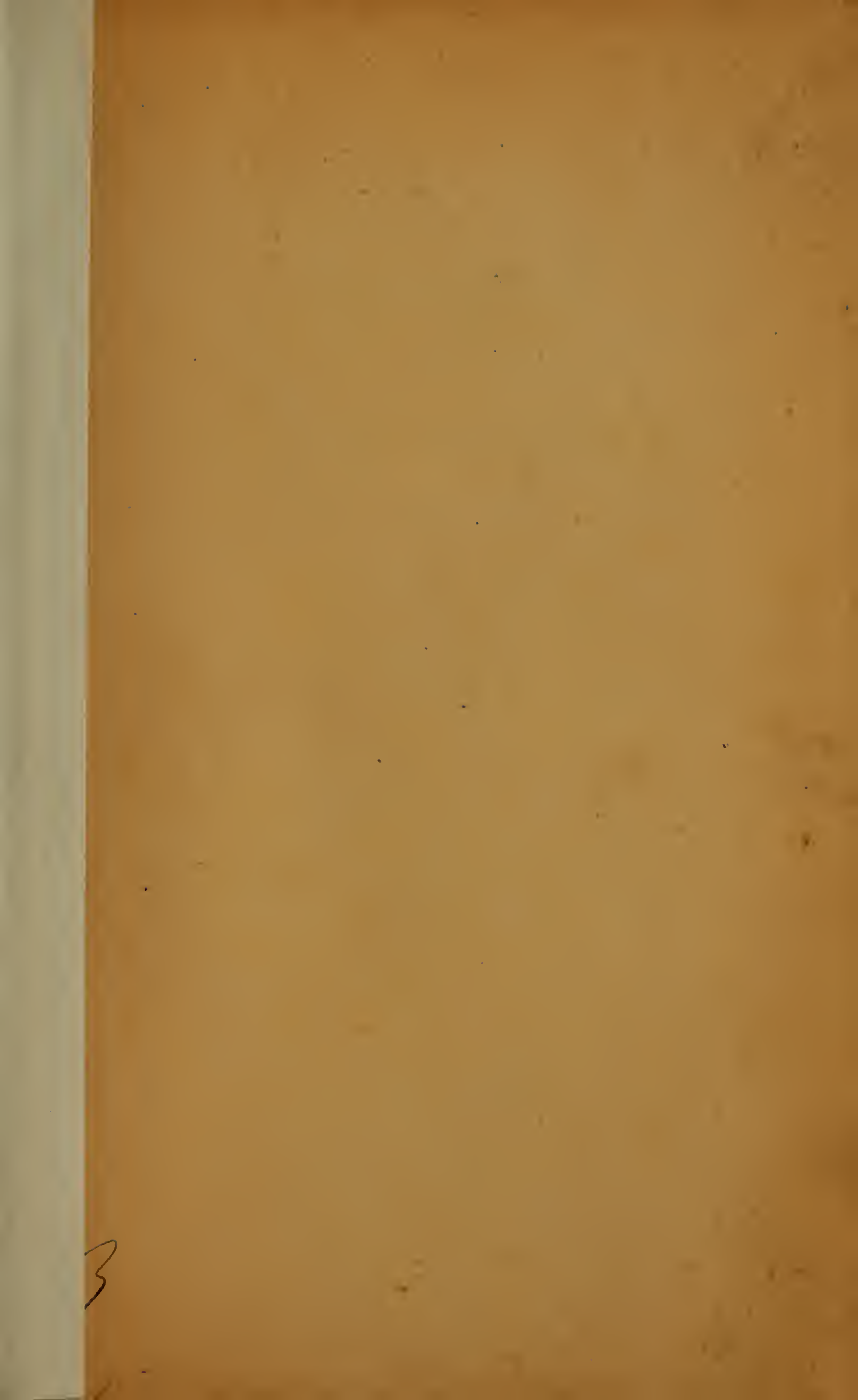
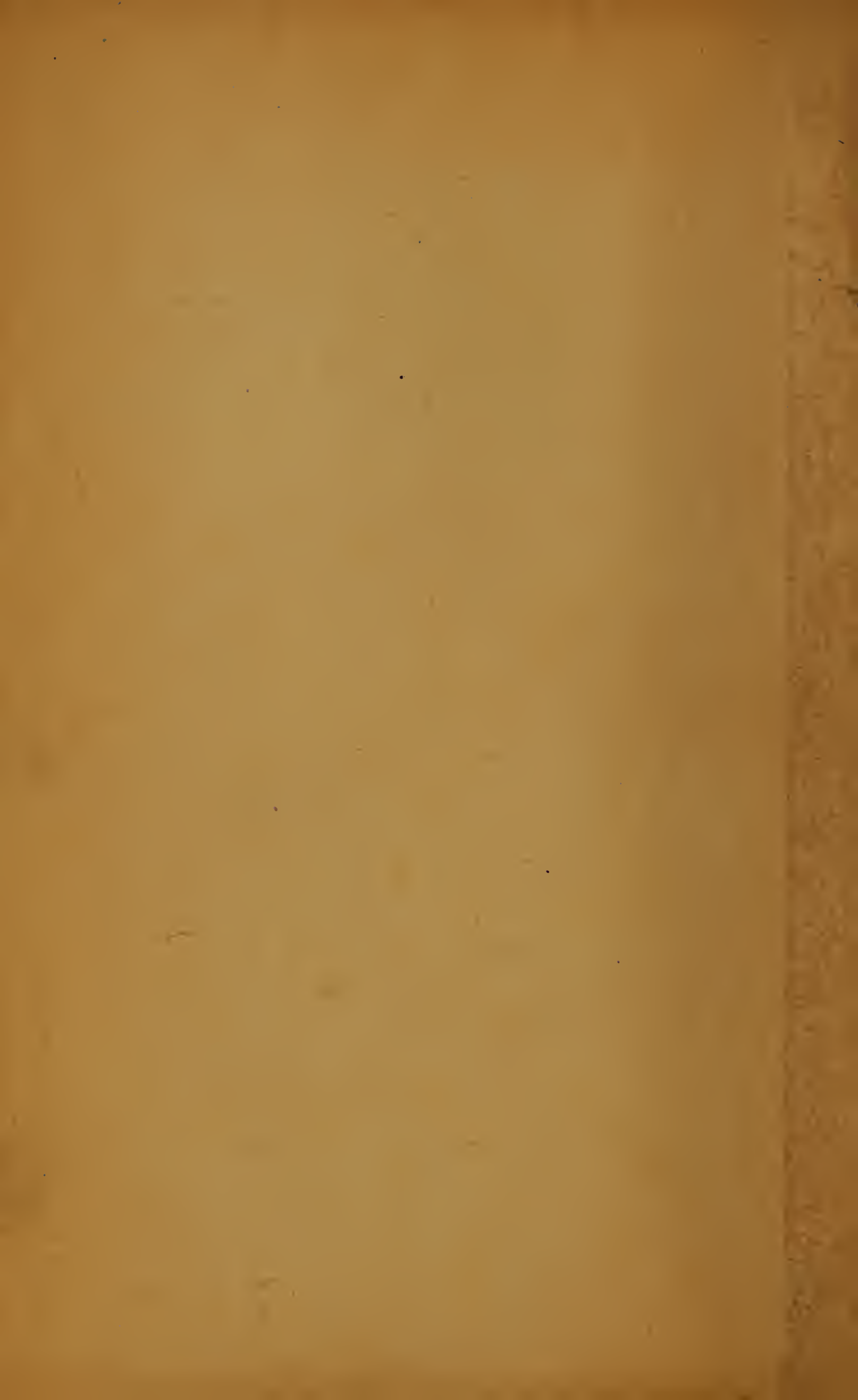



EX LIBRIS
F.A
ACHILLE BAUMANN





Jahrbuch

für

jüdische Geschichte und Literatur

Herausgegeben

vom Verbande der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Mit Beiträgen von

A. Berliner, Magnus Cohn, Ulrich Frank, Gustav Karpeles, Victor Klemperer, Kaufmann Kohler, Hermann Kornfeld, Moritz Lazarus, Siegfried Lichtenstädter, Josefa Metz, Martin Philippson, Heinrich York-Steiner.

Zwölfter Band.

Berlin 1909.
Verlag von M. Poppelauer.

Druck von Berthold Levy, Berlin C.
Neue Friedrich-Straße 48.

Inhalts-Verzeichnis.



Rückblick auf das Jahr 5668.

Von

Martin Philippson.

Das vergangene Jahr hat keine aufregenden und einschneidenden Ereignisse für unsere Glaubensgemeinschaft gebracht. Es ist, als ob die wilden Gewässer des Antisemitismus sich einigermaßen verlaufen, die Meereswogen sich beruhigt hätten. Aber es scheint nur so; denn die innere Abneigung, die lange gehegte Rassenfeindschaft, die künstlich genährte Roheit und Ungerechtigkeit der Gesinnung sind geblieben und können in jedem Augenblick den Sturm wieder entfesseln. Sehen wir doch allerorten die Nationalitäten in übertriebener Schätzung der trennenden Elemente sich mit Leidenschaft und Erbitterung bekämpfen: in Oesterreich Deutsche, Tschechen, Polen, Ruthenen, Slovenen, Italiener; in Ungarn Magyaren, Kroaten und Rumänen; in Preußen Deutsche und Polen; in Rußland Russen, Deutsche, Polen, Finnen; in Großbritannien Engländer und Iren; in der Türkei Osmanen, Griechen, Serben, Bulgaren, Albanesen. Die kaum gedämpfte Barbarei des gegenseitigen Hasses und der gegenseitigen Verfolgung ist durch diese allzuscharfe Betonung des Nationalitätenprinzips wieder entfacht. Inmitten aller dieser überreizten Völker stehen nun vereinzelt, geteilt, an Zahl schwach, die Juden. Man betrachtet sie als Fremde, als nicht zur eigenen Nation gehörig; und da man nur diese gelten lassen will, verketzert man sie allerorten und gönnt ihnen nicht den Platz an der Sonne. So ist der heutige Antisemitismus nur eine Erscheinung des umfassenden geschicht-

lichen Phänomens: der Verdrängung der weltumfassenden Humanität durch den Kampfessinn der Nationalitäten. Eine Erklärung finden wir hier, aber freilich keinen Trost. Denn gerade das Allgemeingiltige, das gewissermaßen Notwendige und Dauernde dieses großen geschichtlichen Vorganges verleiht dem Antisemitismus eine innere Kraft, die er als vereinzeltes Vorurteil sicher nicht besitzen würde. Gerade weil bei allen Nationalitäten das Einseitige, Parteiische, ungerecht „Völkische" im Vordergrund steht, eben deshalb wenden sie sich gegen die Juden, die man, trotz ihrer Proteste und ihrer redlichen, oft selbst übertriebenen Bemühungen um Eingliederung in ihre Wirtsvölker, hartnäckig als Fremdlinge betrachtet. Kein Wunder, daß auch in unserer Mitte das „Völkische" Geltung verlangt und sich als Nationaljudentum, als Zionismus kundtut.

Nun, die Gegenwirkung wider die einseitige und überscharfe Betonung des Volkstums ist ja glücklicherweise eingetreten und spricht sich von Jahr zu Jahr kräftiger aus. Die internationalen Verbrüderungen, Abordnungen und Feste, die Friedensgesellschaften, der Austausch von Schülern und Professoren, die großen Ausstellungen, die interparlamentarischen Konferenzen, die Monarchenzusammenkünfte und das Haager Schiedsgericht, alles das sind Bemühungen, die Verschiedenheit des Volkstums zu überwinden, die Gemeinsamkeit der Kulturwelt wieder herzustellen und stärker hervorzuheben. Es soll den hadernden Nationalitäten zum Bewußtsein gebracht werden, daß sie vor allem Glieder einer großen Menschheitsfamilie sind. Das Bewußtsein des Trennenden soll von dem Bewußtsein der Zusammengehörigkeit überwunden werden. Man soll von neuem lernen, daß, wenn auch jede Nationalität auf ihrem Gebiet selbständig ist, sie doch in engster Gemeinschaft mit jeder anderen steht. Der Jahrzehnte lang verpönte Begriff des Weltbürgertums, die weltbürgerliche Gesinnung kommen nun abermals zu Ehren. Selbst die gegen sie bisher sprödesten Parteien und Regierungen erkennen sie endlich an und verbeugen sich vor ihnen.

Das ist die Denkweise und das sind die Tatsachen, die schließlich Rassenhaß und Rassenvorurteile überwinden werden, und damit auch den Antisemitismus. Erst wenn Weltbürgertum und Humanität wieder den Sieg in den Gemütern erlangt haben, wird man sich dieses Hasses und dieses Vorurteils schämen, wie es bis vor einem halben Jahrhundert der Fall war, und das wird das Ende des Antisemitismus sein, wenigstens in seiner greifbaren Gestalt. Dann wird der Grundsatz der allgemeinen Duldung triumphieren. Wir meinen nicht die lässige, untätige, geringschätzende und deshalb im Grunde wenig werte Duldung, sondern die freiwillige und gütige Schätzung der Besonderheiten, wie zwischen den einzelnen Menschen, so auch zwischen den einzelnen Volksstämmen.

Freilich, bis wir dahin gelangen, wird es noch langer Zeit und unausgesetzter Bemühungen aller Edlen und Einsichtigen bedürfen. Nur ein Schimmer der Morgenröte eines hellen und beglückenden Tages färbt erst die dunkelen Wolken der Stammeszwietracht und des finsteren Vorurteils. Lediglich das wollten wir hier feststellen und, wie die tiefere Ursache des Uebels, auch die fernere Aussicht auf seine Hebung andeuten.

Inzwischen haben wir Juden allen Grund, auf der Wacht zu bleiben und nicht nur gegen jedes Unrecht, das uns als Israeliten zugefügt wird, mit geeinigter Kraft anzukämpfen, sondern auch das Gefühl unserer Zusammengehörigkeit zu stärken und aus diesem berechtigtes Selbstgefühl und Vertrauen auf unsere gute Sache zu schöpfen. Noch ist es lange nicht so weit, daß wir die Waffen aus der Hand legen dürfen. Die zweite Tagung des Verbandes der deutschen Juden, am 14. Oktober 1907 zu Frankfurt am Main, war eine glänzende, nach außen sowohl wie nach innen überaus eindrucksvolle Betätigung des Geistes der Einigkeit und Eintracht, der in unserer deutschen Glaubensgenossenschaft herrscht. Vierhundert Delegierte aus allen Teilen des Reiches hatten sich hier versammelt, um einmütiges Zeugnis dafür abzulegen, daß alle ihre Auftraggeber entschlossen sind, für die Ver-

teidigung des Ansehens, des Rechts und der Würdigung unserer Religion und unserer Glaubensgemeinschaft einzutreten. Die von dem Verbandstage gefaßten Beschlüsse bekämpfen vor allem die Förderung der Heuchelei, Unwahrheit und Unmoralität seitens der Staatsregierung durch Begünstigung des aus selbstsüchtigen Beweggründen hervorgehenden Religionswechsels, sowie die prinzipielle Zurücksetzung jüdischer Ausländer, nur weil sie Juden sind, durch Ausweisung aus dem deutschen Reichsgebiet und durch Verweigerung der Naturalisation. Solche berechtigten Forderungen, wenn laut und dringlich ausgesprochen und unermüdlich wiederholt, werden ihre Wirkung schließlich nicht verfehlen. Aber noch wichtiger ist die innere Kräftigung, die die deutsche Judenheit durch das einmütige Zusammenwirken hervorragender Glaubensgenossen, ja deren Gesamtheit, und durch den würdigen Verlauf dieser Versammlungen erfährt.

Einige Tage vorher hatte, gleichfalls in Frankfurt, der Delegiertentag des jüdischen Frauenbundes sich versammelt. Er legte Zeugnis ab von dem regen Leben, das sich unter den jüdischen Frauen und Mädchen immer stärker entwickelt, um im religiösen, sozialen und humanitären Sinne zu wirken. Je mehr in bedauerlicher und schädigender Weise die Frauen bis vor kurzem sich von allen das Judentum betreffenden Interessen fern gehalten hatten, um so herzlicher sind die echt jüdischen Bestrebungen zu begrüßen, die sich in dem Frauenbunde kundtun, der sich dabei von jedem Uebermaß, von jeder Ausschreitung nach den Extremen hin, in anerkennungswürdigster Selbstzucht und Besonnenheit fern hält.

In dem größten deutschen Staate, in Preußen, haben sich die Verhältnisse der Juden sichtlich zum Besseren gewandt. Die grundsätzliche Ignorierung der jüdischen Religion von Seiten des Staates hat aufgehört. Infolge des neuen Schulgesetzes ist zu den Schuldeputationen, die in denjenigen Orten und Schulverbänden, die mehr als 3000 Einwohner zählen, einzurichten und mit weitgehenden Befugnissen ausgerüstet sind,

auch der in dem betreffenden Ort zuständige Rabbiner hinzugezogen, wofern sich am Ort ein jüdischer Lehrer und mindestens 20 jüdische Volksschüler befinden. Noch wichtiger ist prinzipiell und tatsächlich die Verteilung von 40 000 Mark Staatszuschuß für den Religionsunterricht unbemittelter jüdischer Gemeinden. Allerdings hat die Regierung den strengen Anspruch erhoben, diesen Zuschuß nur solchen Gemeinden zu erteilen, wo mindestens zwölf jüdische Kinder die Volksschule besuchen. Damit wären gerade die bedürftigsten Gemeinden ausgeschlossen. Allein es ist begründete Hoffnung vorhanden, daß, in Uebereinstimmung mit den von allen Parteien des Abgeordnetenhauses geäußerten Wünschen, die Regierung die Forderung der Minimalzahl von zwölf Kindern fallen lassen und dementsprechend in Zukunft den Betrag des Fonds wesentlich erhöhen wird.

Und nicht nur für den jüdischen Religionsunterricht, sondern — zum ersten Male — auch für den israelitischen Kultus hat in diesem Jahre der preußische Staat Mittel übrig. Allerdings nur für den Gottesdienst in Strafgefängnissen. Aber es ist doch ein Anfang, und der Grundsatz ist tatsächlich aufgegeben, daß für den Staat Preußen die jüdische Religion nicht existiere.

Ebenso werden, abgesehen vom Judentum, auch die Juden selber besser behandelt. Die Zurücksetzung der jüdischen Rechtsanwälte bei der Ernennung zum Notariat ist beträchtlich, man darf eigentlich sagen im Bereiche der Möglichkeit gemildert worden; ebenso die Ernennung zu Richtern. Nur zu leitenden Stellungen — Direktoren, Präsidenten — wagt Justizminister Beseler Juden noch nicht zu berufen. Aehnlich im Bereiche des Kultusministeriums. Neben 63 jüdischen Oberlehrern und Professoren an städtischen höheren Knabenschulen gab es 1906 immerhin 11 an königlichen Anstalten dieser Art. Freilich von jüdischen Direktoren an nicht speziell jüdischen Schulen hört man nichts.

Aber ganz ausgeschlossen sind die Juden in Preußen noch von der höheren eigentlichen Staatsverwaltung und von dem Offizierstande. Merkwürdigerweise ist in

den Forderungen der jüdischen Gemeinschaft immer nur von dem letzteren die Rede, während man die Verwaltungslaufbahn kaum berührt. Und doch wäre es der Regierung hier viel leichter, den verfassungsmäßigen Ansprüchen der Juden auf Gleichberechtigung Genüge zu tun, als bei den Offizieren, wo sie angeblich der freien Wahl durch das Offizierkorps machtlos gegenüber steht. Es würde wohl Aufgabe des Verbandes der deutschen Juden sein, gerade jener Sache einmal näher zu treten.

Von der Ausschließung der Juden aus dem Offizierkorps war im Reichstage wiederholt die Rede. Das Kriegsministerium bleibt bei seiner stereotypen Antwort, daß es durchaus auf dem Boden des Gesetzes stehe, aber auf die Verwerfung der Juden bei den Wahlen keinen Einfluß besitze. Nun, darauf kann ja jetzt die Kraftprobe gemacht werden. Eine königliche Verordnung von Ende Juni 1908 hat es ausdrücklich vorgeschrieben, daß auf die Konfession des Aspiranten bei den Wahlen zum Offizier keine Rücksicht genommen werden solle. Ganz vortrefflich, ganz verfassungsgemäß. Aber trotz dieses Befehles des höchsten Kriegsherrn ist bisher noch kein Jude zum Reserve-, geschweige denn zum aktiven Offizier gewählt worden. Ja, ein Vierteljahr nach dem Erlaß der erwähnten Verordnung hat ein Oberst einem jüdischen Vizefeldwebel, einen hochgebildeten jungen Mann aus angesehener Familie, den er selber als einen tadellos guten Soldaten bezeichnete, direkt von der Bewerbung zurückgewiesen, unter dem Vorwande, derselbe habe den Beweis hinreichenden gesellschaftlichen Taktes nicht erbracht. Als ob der Aspirant, der sonst wirkliche Befähigung besaß, nicht das Gegenteil von guter Erziehung hätte betätigen müssen, um so schmählich ausgeschlossen zu werden. Wir sind neugierig, wie diese Dinge sich entwickeln werden; ob der höchste Kriegsherr auch auf militärischem Gebiete den Grundsatz: „Und der König absolut, wenn er unsern Willen tut", zulassen oder seine oberste Kommandogewalt durchsetzen wird.

Bei den Landtagswahlen, die im Juni stattfanden, trugen acht Juden, unter denen nur ein Sozialdemokrat,

Mandate davon. Dagegen fiel die antisemitische Partei vollständig aus, ihre beiden früheren Vertreter kehrten nicht mehr in das hohe Haus zurück. Sonst ist an dessen Physiognomie wenig verändert, und es fragt sich, wie lange noch die vom Reichskanzler künstlich herbeigeführte konservativ-liberale Paarung das natürliche konservativ-klerikale Bündnis mit seiner gewaltigen Mehrheit ersetzen wird.

Bedenklicher noch als diese vorübergehenden politischen Vorgänge ist die Langsamkeit der Zunahme der jüdischen Bevölkerung Preußens, die, verglichen mit dem weit schnelleren Anwachsen der christlichen Bevölkerung, verhältnismäßig eine Abnahme bedeutet. Während im Jahre 1871 die Juden noch 1,32 Prozent der Gesamteinwohnerschaft des preußischen Staates ausmachten, sind sie fortdauernd bis zum Jahre 1905 auf 1,10 Prozent herabgesunken; sie haben also genau ein Sechstel ihres bisherigen verhältnismäßigen Bestandes eingebüßt. Dieser Rückgang ist gar nicht auf Auswanderung zurückzuführen; denn die Mehreinwanderung von Juden in Preußen beträgt für das Jahrfünft 1901—1905 etwas mehr als 12 000 Seelen. Auch nur zum minderen Teil ist der Uebertritt zum Christentum daran schuld: zum größten Teil die geringe Zahl von Geburten. Der durchschnittliche Ueberschuß der jüdischen Geburten über die Sterbefälle macht auf das Jahr nur 1634 aus. Allerdings dürfen wir in diesem traurigen Ergebnis nicht ein Zeichen abnehmender Lebenskraft der preußischen Juden sehen. Es ist vielmehr eine längst festgestellte Tatsache, daß wegen der Schwierigkeiten standesgemäßer Verheiratung, wegen der Sorge der Gatten um Aufrechterhaltung des Vermögens, wegen des Wunsches der Frauen nach bequemem Leben und nach Bewahrung ihrer körperlichen Vorzüge die Ehen der wohlhabenden Klassen durchschnittlich weit weniger fruchtbar sind als die der unbemittelten. Die Juden aber sind durchschnittlich wohlhabender und fürsorglicher als die Christen, und deshalb ist die Fruchtbarkeit bei ihnen geringer als die der Gesamtbevölkerung. Allein gerade bei einer ohnehin an Zahl so geringfügigen

Minderheit ist diese Erscheinung, die sich auch in den anderen deutschen Staaten wiederholt, doch recht zu beklagen.

Die politischen Vorgänge in Preußen pflegen auf die kleineren norddeutschen Länder eine unmittelbare Einwirkung zu üben. So sehen wir zum ersten Male in Oldenburg einen Juden den Rang eines Oberlandesgerichtsrates erlangen; in Sachsen-Meiningen ein Schulgesetz zustande kommen, das dem jüdischen Religionsunterricht und den jüdischen Lehrern volle Gleichberechtigung gewährt. Es sind das immerhin erfreuliche Tatsachen.

Sehr häufig weist man auf Süddeutschland als auf einen Staatenkomplex hin, wo die Gleichberechtigung der Juden vollständiger durchgeführt sei, als im Norden. Das war früher für Baden zweifellos der Fall, aber jetzt ist dort ein Rückschritt eingetreten. In Württemberg liegt die Sache gerade umgekehrt: dort gibt es keine jüdischen Beamten, keine jüdischen Lehrer an höheren Schulen. In Bayern werden allerdings Juden zu Staatsanwälten ernannt, was in Preußen noch nicht vorgekommen ist. Dagegen sind die Juden von dem Lehramt an nichtjüdischen Volksschulen grundsätzlich ausgeschlossen, und werden ebensowenig, wie in Preußen, zu den leitenden Stellungen als Präsidenten oder Direktoren bei den Gerichten berufen oder zum Reichsgerichtsrat ernannt. Gleichfalls scheiden sie aus der höheren Verwaltung vollkommen aus. Eine wirkliche Besserstellung den preußischen Zuständen gegenüber ist nur insofern zu konstatieren, als die Juden in Bayern Reserveoffiziere werden. Es bleibt also auch in Süddeutschland für unsere Glaubensgenossenschaft noch viel zu wünschen übrig.

In dem Nachbarstaate Oesterreich tobt der Kampf zwischen den verschiedenen Nationalitäten, die ihn in buntem Durcheinander zusammensetzen, heftiger als je, ohne wesentlich anderes Ergebnis, als daß man sich gegenseitig beschimpft, verprügelt, Fenster und Köpfe einschlägt. Wann wird dieser gänzlich unfruchtbare Zwist sich legen

und die Besonnenheit die Notwendigkeit gegenseitiger Duldung lehren? Jedenfalls hat der wüste Streit den Vorteil, die Aufmerksamkeit und die Leidenschaft von den Juden abzulenken; stärkere und gefährlichere Gegensätze lösen den Antisemitismus ab. Wenn die Deutschen in Oesterreich nur eine Spur von politischem Verständnis besäßen, würden sie versuchen, sich der Sympathien der Juden zu vergewissern, die allerorten eine gleichsam angeborene Vorliebe für die deutsche Kultur besitzen. Sie würden damit durch Intelligenz, Besitz, Rührigkeit und, wenigstens in einigen Landesteilen, durch Zahl bedeutsame Bundesgenossen gewinnen. Allein sie tun alles, um die Juden abzustoßen und den ohnehin an Menge so überlegenen feindlichen Nationalitäten zuzutreiben. Das Deutschtum in Oesterreich hat auch hierdurch seinen unaufhaltsamen Niedergang reichlich verdient. Wer im erbitterten Kampfe sich freiwillig wirksamer Waffen beraubt, hat sich wegen der endlichen Niederlage nur selbst anzuklagen.

Die deutschen Antisemiten in Oesterreich, genannt Christlich-Soziale, haben es durchgesetzt, daß zwei der Ihrigen Minister wurden, davon der eine — ein ehemaliger Lohnschreiber — Minister der öffentlichen Arbeiten! Durch solchen Erfolg ermutigt, brachte diese Partei im Reichsrat (Abgeordnetenhaus) den Antrag ein, nach russiischem Vorbilde die Zahl der jüdischen Schüler auf einen noch zu bestimmenden Prozentsatz herabzumindern. Glücklicherweise ist trotz der wüsten Agitation, die die Christlich-Sozialen betrieben, diese Kraftprobe nicht zu ihren Gunsten ausgefallen. Der Antrag wurde mit 205 gegen 162 Stimmen abgelehnt. Aber bezeichnend bleibt es dennoch, daß ein Antrag, der nicht nur den elementarsten Forderungen der Gerechtigkeit und Humanität, sondern auch der beschworenen Verfassung entgegenlief, eine so bedeutende Minderheit fand, und daß die Minister, die Abgeordnete sind, sich der Abstimmung enthielten! Sie wollten ihre antisemitischen Kollegen offenbar nicht verletzen.

Solchen Vorgängen gegenüber ist es erfreulich, daß

im April 1908 in Wien ein österreichisch-israelitischer Delegiertentag zusammentrat, der eine engere Organisation des österreichischen Judentums beschloß und solche einem für den Herbst einzuberufenden Bundestage vorlegen wollte. Wir hoffen, daß diese Anregung nicht, wie leider so oft bei unseren österreichischen Glaubensgenossen, im Sande verläuft.

Ein ähnliches Vorgehen wäre auch der dreifach gespaltenen Judenheit in Ungarn dringend anzuraten. Sie müßte, unbeschadet verschiedener Auffassung in einzelnen religiösen Fragen, alle Kräfte in vollkommener Einigkeit zusammenfassen, um dem immer drohender wider sie sich erhebenden Klerikalismus entgegen zu treten. Innerhalb der Koalition von Parteien, die augenblicklich Ungarn beherrscht, kommt das klerikale Element immer mehr in den Vordergrund, und gewinnt, mit zäher Folgerichtigkeit vordringend, das Uebergewicht. Die Ritualmordlüge macht sich an den verschiedensten Orten bemerkbar, und die Wahlkämpfe werden mit Vorliebe, selbst in der Landeshauptstadt, mit antisemitischen Waffen geführt, denen man doch einen großen Einfluß auf die Wählerschaft zuschreiben muß. Der Unterrichtsminister, Graf Apponyi, der sich außer Landes auf den großen internationalen Zusammenkünften als begeisterten Vorkämpfer aller Freiheiten gibt, betreibt daheim mit seinem als offener „Antimosaist" — wie man in Ungarn sagt — bekannten Ministerialdirektor Baron Borköczy die Reinigung der höheren Schulen von jüdischen Lehrern; an den Universitäten wird kein ungetaufter Jude mehr Professor. Das ist eine schwerwiegende, zweifellose Tatsache, und sie beweist, in welcher Richtung die gegenwärtige ungarische Regierung orientiert ist. Die ungarischen Juden täten gut, solchem Treiben offen entgegen zu wirken, anstatt sich untereinander zu zerfleischen und höchstens sich zu einem sinnlosen speziell magyarischen Chauvinismus zusammen zu finden.

Wenn sehr erfreulicher Weise in Frankreich der Antisemitismus sich in vollkommenem Niedergange befindet und einen offiziellen Einfluß garnicht mehr ausübt, so

leidet doch das dortige Judentum, wenigstens für den Augenblick, unter der durchgreifenden Trennung zwischen Kirche und Staat, die eine Folge der heftigen Feindschaft des Klerikalismus gegen die liberale Republik gewesen ist. Die staatliche Organisation auch des jüdischen Kultus und seine pekuniäre Unterstützung aus der Staatskasse sind fortgefallen. Aber wenn nicht alle Zeichen trügen, so wird die französische Judenheit die große Krisis glücklich überwinden. In allen jüdischen Gemeinden haben sich Religionsvereine gebildet, die alle Funktionen freiwillig weiterführen werden, die bis dahin die vom Staate unterstützten und mit öffentlich rechtlichen Gewalten ausgerüsteten Autoritäten geübt haben. Die Gemeinden vereinigten sich zu einer Zentralunion, die an Stelle der früheren Konsistorialverfassung tritt. Am 10. Dezember 1907 fanden in voller Ordnung die Wahlen zu dessen „Zentralrat" statt, unter großer Beteiligung der Wähler. Das Werk wurde vervollständigt, indem der Zentralrat am 6. Februar 1908 einen Großrabbiner für Frankreich ernannte in der Person des auch durch wissenschaftlich literarische Arbeiten bekannten Großrabbiners von Lyon, Alfred Levy, dem zwei hervorragende jüdische Theologen als Beisitzer zur Seite gestellt wurden. Wir stehen nicht an, diese Wiedergeburt des anscheinend in öden Indifferentismus versunkenen französischen Judentums als eines der glücklichsten Ereignisse der jüdischen zeitgenössischen Geschichte zu bezeichnen. Auf einem Boden, den man für aussichtslos dürr und unfruchtbar ansah, entfaltet sich in überraschendster Weise die unversiegbare Lebenskraft unserer Gemeinschaft und trägt sofort Blüten und Früchte. Ein wie hoffnungsvoller, das Vertrauen stärkender Vorgang! Es zeigt sich von neuem, daß nicht Zwang, sondern Freiwilligkeit und Selbständigkeit der Lebensodem unserer Religionsgemeinschaft ist — und solche Tatsachen beweisen mehr für deren Zukunft als alle Phrasen und Theorien. In der scharfen und belebenden Luft der Freiheit gedeiht das Judentum, und wir in ihm! So wird die Abstreifung des staatlichen Zwangskleides und der staat-

lichen Wohltaten auf die französische Judenheit einen günstigen, erweckenden, fördernden Einfluß üben.

Das Entstehen einer kleinen, aber begeisterten Reformgemeinde in Paris paßt in diesen Rahmen. Denn auf welchem religiösen Standpunkte man auch sich befinden möge, man muß die Möglichkeit zugeben und billigen, daß innerhalb der jüdischen Gemeinschaft jede ehrliche religiöse Anschauung zum Ausdruck komme.

In ihren Kolonien führt leider die französische Regierung die Gleichberechtigung der nichtkatholischen Elemente, die im Heimatlande mit so dankenswerter Vollständigkeit verwirklicht wird, nicht durch. Sie glaubt in jenen Gegenden des Beistandes der engherzig nationalistisch gefärbten Elemente der französischen Kolonistenbevölkerung, im Gegensatze zu den Eingeborenen, nicht entraten zu können. Man erinnert sich, wie lange sie dem Treiben der Antisemiten in Algerien mit verschränkten Armen zugeschaut hat. Im Beylik Tunesien verweigerte sie auch den ehrenhaftesten und gebildetsten Juden grundsätzlich die Naturalisation als Franzosen, angeblich um die Mohammedaner nicht in Zorn zu versetzen; aber auch die Naturalisation durch andere Regierungen ist den Juden unmöglich geworden, da jene sich weigern, Untertanen Frankreichs anzunehmen. So unterstehen alle Juden des Beyliks der Rechtsprechung der mohammedanischen Kadis, die ihnen von vornherein ungünstig ist. Auch insofern sind die Juden viel ungünstiger gestellt wie die Mohammedaner, als diese durch dreijährigen Militärdienst in einem französischen Regiment das Staatsbürgerrecht erwerben können, die tunesischen Israeliten aber von dem Soldatenstande ausgeschlossen sind. Diesem wahrhaft skandalösen, an Rußland erinnernden Zustande muß offenbar bald abgeholfen, der Einfluß der Mönche und des Erzbischofs von Karthago gebrochen werden.

Aus England ist nichts Neues zu berichten: glücklich die jüdische Gemeinschaft, über die man schweigen darf. Die britische Regierung fährt fort, ausgezeichneten Israeliten die höchsten Ehren des Staates zu verleihen: es gibt in England jetzt zwölf jüdische Lords und vier-

zehn Baronets und Ritter. Ebenso spielen in dem sozialen und politischen Leben der britischen Kolonien die Juden eine hervorragende Rolle. Einer der Vorsteher der jüdischen Gemeinschaft in Neu-Süd-Wales (Australien), J. Cohen, ist zweiter Vorsitzender des dortigen Abgeordnetenhauses, dem übrigens noch zwei seiner Glaubensgenossen angehören.

Auch die Vereinigten Staaten von Nordamerika bieten weiter das leuchtende Bild unbedingter Gleichstellung. Der Handels- und Arbeitsminister Oskar Straus ist zugleich auf weitere sechs Jahre zum Vertreter der mächtigen Union bei dem Haager Internationalen Schiedsgerichte ernannt worden. So erweist Präsident Roosevelt fortdauernd seinen vorurteilsfreien Sinn.

Welch totaler Gegensatz zwischen der freiheitlichen, humanen Republik Amerika und der kümmerlich durch ein fadenscheiniges konstitutionelles Mäntelchen umkleideten blutigen Tyrannei Rußlands! Ihr mörderisches Unrecht gegenüber den Juden hat sie durch das Vorgeben zu entschuldigen gesucht, daß diese die Hauptbeteiligten an Revolution und Anarchie seien. Wir haben schon in unserem vorigen Rückblick zahlenmäßig nachgewiesen, daß diese Behauptung eine Lüge ist, ebenso wie die anderen Anklagen gegen die Juden, daß sie sich mehr als andere Bevölkerungselemente dem Militärdienste entzögen. Trotzdem fährt der Zar fort, die Mörder schuldloser Juden, Weiber, Kinder, grundsätzlich sogar von den geringfügigen Strafen, zu denen die Gerichtshöfe sie verurteilt haben, zu befreien. Ueber fünfhundert dieser Bluthunde sind von dem gütigen „Väterchen" schon begnadigt. Und diesem Mitschuldigen der Pogrom-Mörder haben noch jüngst die europäischen Souveräne die Hand gereicht! Es steht doch noch schlimm um die öffentliche Moral. Dagegen werden diejenigen Juden, die sich gegen die Angriffe zur Wehr gesetzt haben, zum Zuchthaus verurteilt und selbstverständlich nicht „begnadigt".

Auch die Ausweisungen von Juden gehen munter weiter. Zumal in Kiew verlegt sich, wie seit alters, die Polizei auf den Sport der Jagd auf nicht wohnberechtigte

Juden. In Moskau hat sie den Befehl erhalten, streng darauf zu achten, daß kranke, nicht wohnberechtigte Juden nicht in die Krankenhäuser aufgenommen werden; wenn sie darüber zu Grunde gehen — desto besser nach der Gesinnung dieser frommen orthodoxen Christen. Die Beschränkung der bürgerlichen Rechte der Juden wird mit Beharrlichkeit durchgeführt. In den Städten außerhalb des eigentlichen Ansiedlungsrayons sollen sie überhaupt nicht Mitglieder der städtischen Verwaltungskörperschaften sein, in den Orten des Rayons höchstens ein Fünftel dieser Körperschaften ausmachen, auch wenn sie neunzig Prozent der Einwohnerschaft umfassen. Ganz besonders versteht aber die Regierung das rechtgläubige russische Volk vor den Gefahren der jüdischen Intelligenz zu bewahren. Die jüdische Volksuniversität in Warschau, die für den kulturellen Fortschritt der jüdischen Massen sehr fördernd gewirkt hat, wurde seitens der Verwaltung derart drangsaliert, daß man sie hat schließen müssen. Der einige Zeit lang unbeachtet gebliebene Grundsatz, daß an höheren Schulen und Universitäten die Juden nur zehn Prozent der Schüler ausmachen dürfen, wird wieder mit aller Strenge durchgeführt; und da inzwischen deren Anzahl sehr angewachsen war, sind einstweilen Gymnasien und Universitäten für Juden überhaupt geschlossen, bis der „normale“ Prozentsatz wieder hergestellt ist. Gegen die von den Juden auf eigene Kosten hergestellten, und von der Regierung genehmigten Mittelschulen führt der neue Minister „für Volksaufklärung“, Schwarz, einen erbitterten Krieg. Das nennt man die Juden der allgemeinen Kultur zuführen! Und dann beschuldigt man die Israeliten, dieser unzugänglich zu sein, sich in ihrer Besonderheit abzuschließen. Das Vorgehen der Unduldsamkeit und des Hasses ist überall und zu allen Zeiten das gleiche.

Zuerst wollte man die Juden auch von der Reichsvertretung, der Duma, ausschließen; allein die einmütige Stimmung Europas, auf die man wegen der immer neu aufzunehmenden Anleihen doch Rücksicht nehmen mußte, nötigte schließlich die Gewalthaber in Petersburg,

den Juden doch eine geringfügige Beteiligung zu gewähren. So sind, als Vertreter von sechs Millionen, ganze zwei Juden in die dritte Duma gelangt und können dort den Schmerzen und den Wünschen der Stiefkinder Rußlands Ausdruck verleihen. In der Duma wurde von den „echt russischen Leuten" die Ausschließung der Juden von der Militärpflicht beantragt, in der offen ausgesprochenen Absicht, ihnen dafür sämtliche politische Rechte zu entziehen; sie wurde indes mit bedeutender Stimmenmehrheit abgelehnt.

Alle Einsichtigen unter den russischen Juden haben erkannt, daß man der allmählichen Besserung der politischen und sozialen Zustände ihrer Glaubensgenossen am besten dient, indem man wahre Bildung und Aufklärung unter ihnen verbreitet, ein jeder Bevölkerungsklasse angemessenes Wissen, sittliches Empfinden und kultiviertes Wesen befördert. Während die Besseren und Klügeren hieran mit aller Kraft arbeiten, hat das eindringende Licht die Dunkelmänner unter den Rabbinern aufgestöbert, die jeder Neuerung mit Bannflüchen begegnen, die mit so vielen Opfern arbeitenden jüdischen Zeitungen verwünschen, sogar Frauen, die ihr eigenes Haar tragen, den Eintritt in die Synagogen verbieten. Hoffen wir, daß es diesen Leuten nicht ebenso, wie in früheren Jahren, gelingen wird, die Masse der russischen und polnischen Juden in ihrer geistigen und sozialen Verkommenheit zu erhalten und damit von neuem den Machthabern die willkommene Gelegenheit zu geben; sie für unverbesserlich zu erklären. Unter Alexander I. und Nikolaus I. hatten diese Menschen die damals wohlmeinenden Absichten der Herrscher vereitelt und damit das Unglück der Juden besiegelt.

Was sollen wir von Rumänien sagen? Die Verfolgungen gegen die jüdische Einwohnerschaft, die in diesem Lande seit einem halben Jahrhundert betrieben werden, dauern unausgesetzt fort. Man verjagt sie massenhaft aus Dörfern und Städten und richtet sie damit zu Grunde. Man schließt ihre Kinder von den öffentlichen Schulen aus. Eigentlich ist die Lage der rumänischen Israeliten noch schlimmer als die

der russischen. Denn diese werden doch als Staatsbürger, wenn auch als minder berechtigte, behandelt, jene aber als „Fremde“, die trotzdem die Blutsteuer entrichten müssen — und das alles im schreienden Widerspruche mit den förmlichen Bestimmungen des Berliner Vertrages von 1878, dem Rumänien sein Dasein als unabhängiger Staat verdankt. Aber Europa hat sich derart an diese Gewalttaten gewöhnt, daß nirgends mehr ein Protest gegen sie erfolgt. Auswanderung aus dem schändlichen, korumpierten Lande ist da das einzige Hilfsmittel.

Ganz anders verfährt der Nachbarstaat Bulgarien, der kräftig aufblüht. Die Regierung hat hier die einzige antisemitische Zeitung nach kurzem Dasein unterdrückt. Ferner hat die Regierung die Annahme eines Gesetzes veranlaßt, das vorschreibt, daß alle jüdischen Kinder, die eine christliche Schule besuchen, den Nachweis erbringen müssen, daß sie jüdischen Religionsunterricht empfangen. Es ist dies ein Beweis für die Achtung und Sorgfalt, die die bulgarische Regierung, übrigens unter der unmittelbaren Einwirkung des human gesinnten Königs, der jüdischen Religion gewährt.

Die Türkei hatte schon unter dem autokratischen Regimente des Sultans den Juden systematische Berücksichtigung zuteil werden lassen. Abdul Hamid ist stets ein Freund seiner getreuen jüdischen Untertanen gewesen. So hat er kürzlich seinem israelitischen Leibarzt Dr. Bier die hohe Stellung seines persönlichen Adjutanten verliehen. Die antisemitischen Ausschreitungen des Kaimakans von Jaffa wurden bald durch dessen Entfernung sowie die Abberufung des ihm vorgesetzten Paschas geahndet.

Von großer Bedeutung für die türkischen Juden ist dann die Wiedereinführung der Verfassung des Jahres 1876 geworden. Sie gewährt allen ottomanischen Untertanen ohne Rücksicht auf das Glaubensbekenntnis volle bürgerliche Rechtsgleichheit; die türkischen Juden sind damit von der Laune eines autokratischen Herrschers unabhängig gestellt. Sie sind sofort, ohne jede Ausschreitung und Gewaltsamkeit, zur Neuordnung ihrer Verhältnisse geschritten. Sie nötigten den alten Chacham-Baschi —

Großrabbiner — zur Abdankung und wählten an seiner Stelle einen Gelehrten, der mit dem europäischen Wesen und den Tendenzen seiner westlichen Glaubensgenossen wohl vertraut ist. Der jüdische Volksrat, der seit 23 Jahren nicht getagt hatte, wurde einberufen und sprach sich mit Begeisterung für Freiheit und besonnenen Fortschritt im Sinne des Judentums aus. Die Leiter der siegenden jungtürkischen Bewegung betonen nachdrücklich, daß sie freilich die Errichtung eines jüdischen Nationalstaates in Palästina nie zugeben, aber den Zusammenschluß und die politische Betätigung der Juden, ihren Eintritt in das Parlament, ja den Zufluß zahlreicher Juden nach Palästina mit Freuden begrüßen würden. Das ist ein Programm, das unseren türkischen Glaubensgenossen eine schöne Zukunft verheißt — wenn die verfassungsmäßigen Zustände sich den vielfachen und mächtigen Widersachern gegenüber aufrecht erhalten.

Wirr und widerspruchsvoll ist die Lage der Juden in der Welt. Aber der Sieg ist ihnen sicher, wenn sie selber fest bleiben und es verstehen, die Anhänglichkeit an ihre uralte Gemeinschaft, an ihre herrliche Religion mit der Aufnahme der allgemeinen Kultur zu verbinden. Keine unwürdige Abwerfung ihrer geschichtlich und religiös berechtigten Besonderheiten, aber auch keine Abschließung gegen die Fortschritte der Menschheit — in diesem Zeichen werden sie siegen, weil schließlich alles in sich Berechtigte in der Welt sich behauptet und durchsetzt.

Literarische Jahresrevue.

Von

Gustav Karpeles.

So oft ich daran gehe, die Fülle der literarischen Erscheinungen eines Jahres zu sichten und das Wichtigste herauszuheben, fällt mir jener wunderbare Midrasch ein, der von dem Streit der Bücher in so ergötzlicher Weise zu erzählen weiß.

In der großen Bibliothek eines gelehrten Rabbi beginnen in einer mondhellen Nacht die Bücher einen heftigen Streit. Jedes preist seine Vorzüge und suchte das, was es geleistet, in den rosigsten Farben zu schildern. Am süßesten klingt die Büchersprache aus Griechenland. In herrlichstem Schwung verkündet sie, wie der Gesang Homers Könige und Völker begeistert, zu Schlachten und zu Siegen und großen Taten entflammt habe. Das Lied von Hellas habe die alte Welt durchtönt, und wer nicht Barbar heißen wollte, trug es im Munde und im Geiste. Und wie das Lied, so war das Wort der Sitte, der Weisheit, der Natur, das von Griechenland durch die Welt ging und diese erzogen hat. Dagegen erhebt sich Rom. Wohl erkennt es die Vorzüge Griechenlands an, aber diese seien doch nur auf einen engen Raum beschränkt gewesen. Rom habe die Welt erobert und wohin es zog, seine Sprache, sein Recht und seine Kultur mitgebracht. Gegen dieses Lob der alten erhebt sich die neue Welt. Der Streit wird immer heftiger, fast scheint es, als wollte es zu keiner Entscheidung um den Kampfpreis kommen. Da ist es eine Stimme, die zuerst leise und kaum verständlich, dann immer lauter und mächtiger

wuchs, so daß alle verstummten: Wer ihr auch seid, ihr Geister der Vorwelt und Gegenwart, und was ihr auch seid und welchen Rangs ihr euch auch rühmt, wie groß und vortrefflich ihr in eurer Zeit da standet und wie ihr auch jetzt hervorragt unter den Geistern und Völkern — auch ich ringe mit aller Berechtigung um den großen Kampfpreis, den es hier gilt. Ihr rühmt euch, und nicht mit Unrecht, auf eure Zeitgenossen gewirkt und den Geist geweckt zu haben, der in vielen schlummerte. Und was die späte Nachwelt als Frucht geerntet, ist durch euch als Saat in die Zeit gestreut worden; doch habt ihr auch geprüft und erwogen, was durch mich geschah? Wohl hat der Geist Homers Hellas hoch erhoben und sein Lied hat die Jahrhunderte durchtönt. Aber erst dem gebildeten Geiste gab er das Verständnis seiner Größe; dem Ahnungslosen blieb sie ein verschlossener Quell, und die erhabenen Göttergestalten, die der Dichter Phantasie gebildet oder verschönt, waren diesem Wirklichkeiten, die nicht ihn erhoben, die er aber zu sich herabzog. Doch mein Wort und Geist, die schon lebten, als du noch nicht gekannt und erschienen warst, sie erhoben den Menschen und erfüllten ihn. Mein Wort gestaltete die Welt um, es hieß: Gotteserkenntnis, Gottesverehrung und Menschenliebe. Es war Mose, der also sprach und seinen Gott pries. Ihm folgen die Propheten, die in mächtig erschütternden Reden ihr Jahrhundert und alle folgenden verkündeten. Und David, der mit seinen Harfenliedern seinen einzigen Gott pries, und Salomo, dessen Weisheit die anderen beschämte. Und alle, alle Völker fanden ihren Geist genährt und durchtränkt von dem Born der Weisheit, der aus dem einen kleinen Buche quoll. Sie alle kannten und liebten das Buch; denn sein Inhalt ist das ewige Mark aller Geister und Herzen. Und dieses kleine ewige Buch — ist die B i b e l. Ihr gehört und ihr ward der Preis im Kampf der Bücher, der ihr wohl hie und da bestritten, schließlich aber doch voll zuerkannt werden muß.

Das ist der Sinn jenes Midrasch, wie ihn ein Moderner glücklich erfaßt hat. Aber es ist sehr inter-

essant, daß einer der modernsten unter den Modernen, der große französische Schriftsteller Anatole France jüngst bei der Eröffnung einer Volksbibliothek in Frankreich genau denselben Gedanken ausgesprochen hat. Auch er weiß von dem Kampf der Bücher zu erzählen, die über alles streiten, über Gott, die Natur, den Menschen, die Zeit, Zahl und Raum, das Erkennbare und Unerkennbare, die alles untersuchen, dieses bestreiten, jenes bekräftigen und anderes wieder leugnen. Dieser Gedanke könnte in einer großen Büchersammlung den Menschen traurig stimmen, aber der große französische Wahrheitsucher weiß aus diesem Streit der Bücher eine sehr weise Lehre heraus zu hören. Aus all den widersprechenden Reden zieht er eine große moralische Weisheit nämlich diese:

„Wir werden erkennen, daß diese Schönheit und die Größe des menschlichen Geistes darin besteht, ohne Ermüdung, ohne Unterlaß, mitten unter Mühsalen und Gefahren die Wahrheit zu suchen, die vor ihm stets zu fliehen scheint. Wir werden seine erhabene Anstrengung bewundern, und wenn wir die absolute Wahrheit nicht zu besitzen glauben, so werden wir wenigstens die schönste, süßeste und klügste aller Tugenden erlangen: die Toleranz! Das ist es, was uns der Streit der Bücher lehrt."

Zwischen Anatole France und dem Midraschlehrer liegen vielleicht zwei Jahrtausende, aber über Raum und Zeit reichen sich der alte und der moderne Prediger friedlich die Hand. Sie verkünden uns die beiden großen Gedanken, von denen sich jede Untersuchung über das Schaffen und Weben auf allen Gebieten des Geistes leiten lassen muß.

Wie weit auch die Forschung auf dem Gebiete der vergleichenden Religionsgeschichte gelangen mag und was auch die Ausgrabungen im alten Orient bisher zu Tage gefördert haben: Die Größe und Tiefe des Bibelwortes haben sie nicht zu erschüttern geschweige denn zu zerstören vermocht. An Versuchen hierzu hat es ja nicht gefehlt: in dem Bemühen, die Geschichte Israels alles Wunderbaren zu entkleiden und diese in die Reihe der aller anderen Völker des Altertums einzuordnen, wenn

es sein muß, auch unterzuordnen, sind die Forscher oft weit über das Ziel hinaus geschossen. Den Gipfel der Vermessenheit hat wohl der deutsche Gelehrte erreicht, der bei einer solchen vergleichenden religionsgeschichtlichen Untersuchung von dem „kleinen Gott Kanaans“ zu sprechen gewagt hat! In den beiden großen Kulturkreisen von Babylon und Aegypten hat man das Geheimnis der israelitischen Geschichte finden und alle Rätsel lösen wollen, die in dieser Jahrhunderte hindurch die edelsten Geister beschäftigt haben. Indem man die Literatur und die Religion Israels auf ihren Ursprung zurückführen und untersuchen wollte, ob sie einheimisch oder fremder Abkunft seien, ist man sehr weit über das Ziel hinausgeschossen und zu willkürlichen Deutungen gelangt, so daß der Weg zur Rückkehr oder zum Rückzug für alle besonnenen Geister und Forscher mit der Zeit sich fast von selbst ergeben mußte.

Die Signatur der Arbeit dieses Jahres ist gewissermaßen die Mahnung zur Besonnenheit und zur Umkehr. Zwei Forscher aus ganz verschiedenen Kreisen, ein evangelischer und ein katholischer Theologe, haben in vortrefflichen Darstellungen diese Mahnung begründet. Ernst Sellin, der die Stellung der alttestamentlichen Religion im Rahmen der übrigen in klarer ruhiger vorsichtiger Weise beleuchtet, und Johannes Nikel, der die alten und neuen Angriffe auf das alte Testament und die Glaubwürdigkeit desselben im Lichte der Inspirationslehre und der Literarkritik in scharfsinniger Weise erörtert hat. Wie weit auch unsere religiösen Anschauungen von denen dieses Forschers abweichen, wir können ihm doch meist auf seinem Wege folgen und uns dieser seiner Resultate aufrichtig erfreuen. Er fordert mit Recht, daß wir die Ergebnisse der modernen Kritik nicht einfach ableugnen oder abschwächen sollten; wir müssen uns vielmehr mit ihnen abfinden. Wir müssen den Umschwung anerkennen, der sich seit etwa einem Jahrhundert auf diesem Gebiet vollzogen hat und mit diesem rechnen. Das Objekt der Angriffe ist ein anderes geworden und auch die Methode ist eine veränderte. Nikel teilt die

heutigen Vertreter der religionsgeschichtlichen Forschung nach ihrer Stellung zum alten Testament in drei Gruppen, deren Anschauungen sich etwa wie drei Stufen einer Treppe mit einander verhalten. Die erste Gruppe umfaßt jene Forscher, die alle religiösen Ideen und Vorschriften der Bibel auf rein natürliche Entwicklungsbedingungen (Rasse, Anlage, Klima, geographische Lage und Beschaffenheit des Landes, politische Verhältnisse usw.) zurückführen. Es ist natürlich, daß diese Gruppe am weitesten geht. Die zweite gibt eine übernatürliche Leitung des Volkes Israel zu. Nach ihr ist dessen Religion vornehmlich durch die Prophetie zu jener Vollendung gebracht worden, die in den jüngsten Schriften des alten Testaments uns entgegentritt. In den Propheten habe sich Gottes Geist mit dem Geist Israels berührt. Die erzählenden Schriften der Bibel sollen nichts weiter als darstellen, als „das rein menschliche Zeugnis Israels von seiner wunderbaren Leitung durch den Herrn". Die dritte Gruppe endlich umfaßt jene Forscher, welche sowohl die göttliche Leitung des Volkes Israel als auch den Inspirationscharakter der biblischen Schriften annehmen. Es ist nun interessant, Nikel auf seinem weiteren Wege zu folgen, um so interessanter, als er ein durchaus moderner Mensch ist, der mit allen Mitteln der literarischen Kritik ausgerüstet und deshalb diese auf ihrem eigenen Felde zu bekämpfen in der Lage ist. Mit Recht stellt er von vornherein fest, daß es durchaus verfehlt wäre, jeden Einfluß natürlicher Kulturmomente, jede Art von Entwickelung in der religiösen Geschichte Israels auszuschließen. „Wie die Pflanze zwar ihr zum Leben nötiges Licht von der Sonne erhält, aber doch die Nahrung, welche Wurzel und Blätter ihr zuführen, nicht entbehren kann, wie im Leben des einzelnen Menschen Natur und Gnade neben einander auf die Entfaltung der Geisteskräfte einwirken, so haben auch in der Geschichte Israels natürliche und unnatürliche Faktoren zusammengewirkt."

Von den einzelnen Problemen, um die es sich handelt, erscheinen dem katholischen Autor als das

wichtigste, der alttestamentarische Gottesbegriff, der ethische Monotheismus und sein Ursprung. Auch hier können wir ihm unbedingt folgen. Gerade mittelst der vergleichenden Methode läßt es sich beweisen, daß die Entstehung und Entwickelung des israelitischen Monotheismus durch die natürlichen Kulturbedingungen, unter welchen das Volk Israel gelebt hat, nicht in ausreichender Weise erklärt werden kann. Es läßt sich nicht erweisen, daß die Semiten im Besitze eines monotheistischen Instinkts waren, der etwa auf die Natur der semitischen Urheimat, die arabische Wüste mit ihrer Monotonie zurückzuführen wäre. Auch durch Reflexion kann Israel nicht zu seinem in der alten Welt einzig dastehenden Gottesbegriff gelangt sein, da andere, religiös mindestens ebenso begabte und interessierte Völker des Altertums die ganze plastische Kraft ihres Geistes erschöpft haben, ohne daß der Monotheismus bei ihnen Volksreligion wurde. Auch das Schlagwort „Entwicklung" löst das Problem nicht, da gar nicht einzusehen ist, warum die Nachbarn der Israeliten, welche unter denselben natürlichen Entwickelungsbedingungen lebten, nicht zu demselben Resultate auf religiösem Gebiete gelangt sind. Endlich hat es sich herausgestellt, daß der Versuch, den Monotheismus Israels als ein von den Babyloniern entlehntes Gut hinzustellen, durchaus mißglückt ist. Man hat zwar gewisse monotheistische Strömungen in der babylonischen Religion nachzuweisen gesucht; aber man mußte zugeben, daß in keiner Epoche der babylonischen Geschichte etwas anderes wirkliche Volksreligion gewesen ist als krasser Polytheismus. Hat sich somit die Annahme dieses höheren Einflusses bei der Entscheidung und Entwicklung des israelitschen Gottesglaubens als notwendiges Postulat erwiesen, so ist dabei zugleich auch für die Erklärung der übrigen Hauptmomente in der israelitischen Religionsgeschichte die direkte Richtung gegeben.

Es handelt sich dabei im einzelnen um folgende Probleme: um die Ueberlieferung aus der Urzeit des Menschengeschlechts und aus dem Anfang des israelitischen Volks, um die Entstehung der pentateuchischen Gesetze,

insbesondere des Dekalogs, des Sabbatgebots, der Beschneidung, der Speiseverbote und des Opferrituals, um den Engel- und Dämonenglauben, die Vorstellung vom Jenseits, die eschatologischen Ideen, den Einfluß der griechischen Philosophie auf die spätere didaktische Literatur der Hebräer, endlich um den religiösen Wert der biblischen Hymnenliteratur im Vergleich zur babylonischen. Für die religionsgeschichtliche Behandlung dieser Probleme gibt nun Nikel einige sehr wertvolle Richtlinien. Ich will in dieser Uebersicht nur die wichtigsten herausgreifen.

Bekanntlich gehen die modernen Assyriologen am weitesten mit ihren mehr als abenteuerlichen Hypothesen. Sie sehen in dem Patriarchen Abraham den „heroischen Niederschlag des Mondgottes" und auch in den übrigen Patriarchen erblicken sie nichts als Gestalten eines astralmythologischen Systems. „Der Nachweis dieses Schemas in der älteren hebräischen Literatur ist bisher nur dadurch möglich gewesen, daß man mit größter Willkür und Inkonsequenz verfahren ist". Dasselbe gilt von den Gesetzen des Pentateuchs. Nikel bemerkt sehr zutreffend: „Reicht der Codex Hammurabi aber in so frühe Zeit zurück, (etwa um 2100) so darf nicht mehr bestritten werden, daß die älteste Schicht der pentateuchischen Gesetze im 15. Jahrhundert, dem Zeitalter des Moses, entstanden sein kann". Gewiß lagen in dem Codex Hammurabi's Parallelen zum 4. 5. 6. 7. und 8. Gebot vor. Wird aber dadurch der Wert und die Orginalität der zehn Gebote gemindert? Keineswegs! Die Hauptbedeutung des Dekalogs beruht in dem Ausdruck des strengsten Monotheismus, in dem Gebot der bildlosen Verehrung Gottes, in der Heilighaltung seines Namens sowie im Sabbatgebot. Daß diese Gebote ganz ohne Parallelen in der babylonischen wie in der ägyptischen Literatur sind, wird ja wohl allgemein zugestanden werden müssen.

Auch die Originalität des hebräischen Sabbat, die seit Delitzsch so vielfach angegriffen, ist nach den Resultaten besonnener Forschungen wieder zu Ehren gekommen. Daß der babylonische „Schabbatu" lautlich wie sachlich nichts mit dem Sabbat zu tun hat, ist jetzt wohl all-

gemein anerkannt worden, erklärt unumwunden ein Forscher wie Fritz Hommel.

Am wenigsten haben die biblischen Hymnen den Vergleich mit den babylonischen Bußpsalmen zu scheuen. So hoch der Gottesbegriff Israels über dem babylonischen, so hoch sein Gott als Gesetzgeber und höchstes Prinzip der Sittlichkeit über den Gestalten des babylonischen Götterhimmels sei, so hoch erhaben sind auch die religiösen Ideen der Psalmen über den entsprechenden Gedanken der babylonischen Hymnen. Gerade aus ihnen tritt uns die Macht und die Größe der religiösen Wahrheit Israels am lautesten entgegen. Unser Autor schließt sein Kapitel in erhebender Weise mit folgendem Satz: „So konnte Israel durch die Prophetie erleuchtet und durch göttliche Schickungen geläutert auf dem Gebiete der Religion führend auftreten, und der größte Prophet der macheriliſchen Zeit konnte, in die Zukunft schauend, rufen: Siehe, Finsternis bedeckte die Erde und Dämmer die Völker; aber über dir Jerusalem läßt der Herr sein Licht strahlen".

Gerade seine Darstellung ist ein beredetes Zeugnis von der Rückkehr besonnener Forschung auf diesem Gebiete. Die bleibende Bedeutung der Bibel erscheint ihm durch die moderne Forschung in keiner Weise gemindert. „Sie ist und bleibt ein Buch wahrerzählter Gottesgeschichte, ein Beweis für den singulären Charakter des Volkes Israel". Und wenn wir auch die Anschauungen keineswegs teilen, die Nikel von seinem Standpunkt aus an diese Erkenntnis knüpft, so können wir uns ihr doch aus vollem Herzen freuen, und wir dürfen mit dem Psalmisten sprechen: „Mögen Fremde dich loben, nicht dein Mund!"

Nicht ganz so entschieden wie der katholische tritt der protestantische Forscher für die Bibel ein. Aber auch aus seinen Darlegungen geht die Mahnung zur Umkehr recht deutlich hervor.

Aber die Darstellung Ernst Sellin's ist um so wertvoller, weil sie Israel in den Rahmen der orientalischen Völker einführt, weil sie die Resultate der neueren Forschung akzeptiert, während Nikel sie doch im Wesentlichen ablehnt. Schritt für Schritt folgt Sellin den

Arbeiten der Aegyptologen und Babyloniſten. In Kultus, in Sitte, Moral und Recht, in Welt- und Naturbetrachtung, in der Geſchichts- und Lebensbetrachtung, in Gottesglauben und Gotteslehre, ja ſelbſt in den Vorſtellungen von Offenbarung zieht er die neueren Funde und Entdeckungen an, will er Aehnlichkeiten, Einflüſſe, Zuſammenhänge erkennen. Zu welchem Reſultat gelangt er aber ſchließlich doch? Hören wir ihn ſelbſt am Schluſſe ſeiner Unterſuchung.

„Wir ſtehen am Ende. Ein überreiches religionsgeſchichtliches Material iſt in gedrängter Kürze an unſeren Augen vorübergezogen. Aber das Ergebnis der Vergleichung iſt in allen Kapiteln das eine und ſelbe geweſen: ein großes Ackerfeld von gleicher Qualität, gleicher Fruchtbarkeit und von demſelbem Gärtner gepflegt, aber nur an einer Stelle hat er ein Edelreis in den Boden geſenkt. Es ſind faſt dieſelben religiöſen Vorſtellungen, Sitten, Gebräuche, die im ganzen alten Orient vorhanden waren, von jedem einzelnen Volke ſeiner Eigenart entſprechend ausgeprägt, doch nur in dem einen hat Gott ſelbſt geſprochen, ſich erſchloſſen, und dies ſein Wort hat allmählich alles umgebildet, neu gemacht, und zugleich ein gut Teil des orientaliſchen Erbes neutraliſiert oder ganz abgeſtoßen.

Auf Schritt und Tritt haben wir Verwandſchaften gefunden, doch, ſobald wir genauer zuſahen, traten uns nur die Verſchiedenheiten deswegen erſt recht ins Bewußtſein, ſo daß es ging wie bei der Vergleichung zweier ähnlicher Menſchen: dem fernerſtehenden fallen mehr die verwandten Züge auf, doch je näher man ſie kennen lernt, um ſo mehr bleibt das Auge an den unterſcheidenden Merkmalen haften. Dieſe Verſchiedenheit, dieſe Ueberlegenheit der altteſtamentlichen Religion über alle altorientaliſchen in geradezu jeder Richtung, die läßt ſich unzweifelhaft auf dem Wege vorurteilslos abwägender Religionsvergleichung dartun. Wie man ſie erklärt, iſt eine andere Frage.

Noch vor 20 Jahren, da Wellhauſens religionsgeſchichtliche Konſtruktion faſt ausſchließlich Trumpf war,

da hatte es den Anschein, als sollte „der kleine Gott von Jerusalem“, wie ihn Smend benannte, für die Wissenschaft untergehen im Pantheon der westasiatischen Religionen. Die wenigen alttestamentlichen Forscher, die sich mit aller Energie dagegen stemmten, ein König, Orelli, auch Dillmann u. a. schienen mehr und mehr Prediger in der Wüste zu werden. Aber sie haben Recht behalten. Und daß es jetzt mit einem Schlage anders geworden ist, daß, so gewiß wir Wellhausen und seinen Schülern für ihre eminent scharfsinnigen literarkritischen Arbeiten immerdar Dank schulden werden, deren religionsgeschichtliches Schema einfach schon überwunden ist, daß gerade eine unbefangene wissenschaftliche Vergleichung die vollständige Eigenart, die qualitative Ueberlegenheit der Religion Israels über die aller seiner Nachbarn seit des Mose Tagen ergibt, daß das Licht des „Heiligen Israels“ alle anderen Götter wieder zu Schatten werden läßt, das verdanken wir nicht zum mindesten der Erschließung des alten Orients.“

Worauf gründet sich denn eigentlich die kecke Behauptung, daß die Kultur Palästinas eine Mischkultur sei, deren Bestandteile gleicherweise babylonischen wie ägyptischen Ursprungs sind? Bis jetzt ist weder das eine noch das andere auch nur im entferntesten nachgewiesen worden. Wir wissen nur — und das ist für uns das höchst ergötzliche — daß die Aegyptologen darüber empört sind, daß die Panbabylonisten den Einfluß Aegyptens ungebührlich vernachlässigten, daß sie völlig blind seien gegen die ägyptischen Elemente in Vorderasien, und daß sie nunmehr im Ueberschwang der Freude alles aus Babylon herleiten möchten. Dieser Freudentaumel wird sich legen. Man wird zu besonnener Forschung zurückkehren, man wird erkennen, daß man trotz aller Einflüsse, die ja nicht geleugnet werden sollen, es mit einer Originalkultur zu tun habe, die durch alle Ausgrabungen allein, und mögen diese noch so bedeutend sein, nicht erklärt werden können. Ich will nur ein kleines Beispiel dafür geben. Man hat bei den Ausgrabungen auch israelitische Siegel gefunden. Aber während die babylonischen Siegel durchweg bildliche Darstellungen

enthalten, die sehr oft dem Kultus entlehnt sind, hat man auf palästinensischem Boden, wie Hugo Greßmann in seiner wertvollen Uebersicht „Die Ausgrabungen in Palästina und das alte Testament" mitteilt, eine verhältnismäßig große Zahl von Siegeln gefunden, die nur den Namen, aber kein Bild aufweisen. Diese bildlosen Siegel aus einer Zeit, die doch stark unter fremdem Einfluß stand, sind für die Kenntnis des israelitischen Wesens sehr wichtig: Die Besitzer bildloser Siegel wollten keine Bilder, und sie wollten sie nicht, weil ihre Religion sie ihnen verbot. Mit dem Schluß, den der sonst sehr freisinnige Autor daraus zieht, können wir uns nur einverstanden erklären. „Hier zeigt sich wiederum die Kraft der israelitischen Religion, die sich wohl durch das Fremde stark beeinflussen läßt, dennoch aber allmählich alles das abzustoßen weiß, was ihr nicht kongenial ist, oder, wenn sie es aufnahm, in ihrem Geiste umgestaltet. Diese innerliche Umgestaltungskraft ist eine charakteristische Eigenschaft der Israeliten, die wir je länger je mehr gerade auf dem Gebiete der Ausgrabungen schätzen und bewundern lernen."

Ja, wenn nicht alle Zeichen trügen, breitet sich selbst auf dem Gebiete der Bibelkritik ein Umschwung vor. Von dem Hochmut, mit dem Hermann Gunkel über die biblische Literatur urteilt, bis zu den vorsichtigen Einschränkungen, mit denen Wellhausen selbst seine Schichtentheorie jetzt nur noch gewissermaßen verteidigt, ist ein weiter Weg. Wir glauben kaum, daß er selbst heute noch den Mut haben wird, sein Urteil zu wiederholen, daß in der Chronik „aus dem großen Krieger und listenreichen Diplomaten David ein harmloser Kantor und Liturg geworden sei". Auch die Angriffe gegen die Bücher Esra und Nehemia werden jetzt nach den Ausgrabungen in Assuan aufhören müssen. Die ganze künstliche Konstruktion hat einen Riß erhalten. Man „sieht's nicht mehr wachsen", wie es damals im Rausch der Begeisterung hieß. Ja, gerade die neuen Ausgrabungen, Funde und Forschungen werden den Weg zur Rückkehr auch für die radikale Richtung nicht allzu schwer machen, und man braucht

wahrlich kein Prophet zu sein, um eine Zeit verkünden zu können, in der man über die Astralmythen ebenso lächeln wird wie über die Fragmentenhypothesen.

Inzwischen geht der Streit darüber noch immer weiter, welche positiven Resultate für die Bibelforschung die Funde von der jüdischen Militärkolonie zu Elephantine und ihrem Heiligtum oder Tempel gehabt haben. Die ansprechende Darstellung, welche Israel Lévi von der ganzen Materie gegeben, scheint uns der Wahrheit am nächsten zu kommen. In jedem Fall wird eins der Bollwerke der modernen Bibelkritik, der sog. „Priestercodex", nach diesen Entdeckungen zusammenstürzen. Ein Forscher nach dem andern dreht dem alten Wellhausen den Rücken, und ganz zuletzt noch hat Professor Eerdmanns, der den Lehrstuhl Kuenens in Leyden innehat, in seinem neuesten Werke mit großer Emphase erklärt, daß er sich von der kritischen Schule von Graf, Kuenen, Wellhausen, offen lossage. Der wichtigste Punkt dieser Schichtenhypothese war ja der Ausbau der Quellenscheidung, die Astruc schon im Jahre 1753 gemacht hat. Nach der Ansicht Eerdmann's und wohl auch der Panbabylonisten beziehe sich aber der Ausdruck „Elohim" in der Genesis gar nicht auf den Gott Israels, sondern er sei ein Plural und die Geschichten in der Genesis, welche sich um diesen Namen gruppieren, trügen in ihrer ursprünglichen Form polytheistischen Charakter. Es sei ein Fundamentalirrtum jener alten Schule, daß sie angenommen habe, jene ältesten Quellen seien von einem streng monotheistischen Standpunkt aus später überarbeitet und redigiert worden in der Absicht, sie mit dem Geiste des Monotheismus der Propheten in Uebereinstimmung zu bringen. Auch durch diese radikale Hypothese wäre die Existenz des sog. „Priesterkodex" erschüttert. Es ist nicht unmöglich, daß die neue Anschauung die alte völlig verdrängt und auch eine Zeitlang das Feld behauptet. Uns kann es gleich sein. Wir sehen dieser Hypothesenjagd, die innerhalb einiger Jahrzehnte einen ganz mühsam aufgerichteten Turmbau einfach zerstört und einen neuen Turmbau an dessen Stelle setzt, ebenso künstlich und

scheinbar ebenso stark, bis dann ein anderer kommt und auch diesen wieder zerstört, mit ziemlichem Gleichmut zu. Das ganze Spiel befestigt in uns nur die Zuversicht auf die dermaleinstige Rückkehr zu besonnener und einsichtiger Forschung, die dem Pentateuch vor allem wieder ein besseres Verständnis entgegenbringen wird.

Gehen wir nun zur Betrachtung der Arbeiten auf diesem Gebiete im Laufe dieses Jahres über, so finden wir zwar keine hervorragenden Werke, die nach irgend einer Richtung hin bahnbrechend gewesen wären oder Aufsehen erregt hätten, dafür aber eine große Anzahl fleißiger und tüchtiger Arbeiten, die über verschiedene Gebiete Licht verbreitet und viele Fragen, die seit Jahren die Bibelkritik beschäftigten, erörtert haben.

Die einzelnen Bücher der heiligen Schrift haben natürlich wieder viele Erklärer gefunden, die sie nach ihrem wissenschaftlichen oder religiösen Standpunkt auffassen. So sind die Genesis und das Deuteronomium von O. Naumann und F. Hoberg, Exodus von E. M. Knox und A. H. Mc. Neille, der Dekalog von L. Wolff, der ganze Pentateuch von A. Merx und H. Schulz, die Propheten von J. Orelli, S. Driwer, K. Leimbach, G. G. Findlay, J. Koeberle (Jeremias), P. Haupt (Nahum), E. Herrmann (Ezechiel), H. Schmidt (Joel), die Psalmen von J. W. Thirtle, J. K. Zenner und E. Pannier, Hiob von Schliebitz, das Hohelied von V. Zapletal und J. Hontheim, Esther von P. Haupt, Esra und Nehemia von B. Netteler kommentiert worden. Das Bibelwerk von E. Kautzsch ist in dritter, revidierter Auflage ausgegeben worden.

Eine allgemein literargeschichtliche Einleitung rührt von dem Franzosen L. Gautier her, ein Kompendium der hebräischen Theologie ist aus dem Nachlaß des bekannten Orientalisten Schlottmann von E. Kühn erschienen; auch die biblischen Studien von R. F. Harper wurden gesammelt. Zur Archäologie der Bibel sind die Werke von R. Kittel, Studien zur hebräischen Archäo logie und Religionsgeschichte, von J. Benzinger (neue

Auflage) und von E. Astley zu erwähnen. Im weiteren Sinne sind auch die Schriften von J. G. Frazer über das Folklore der Bibel, von E. W. Maunder, Die Astronomie der Bibel, von F. Lundgren, Die Bedeutung der Pflanzenwelt in der alttestamentlichen Religion hier zu nennen. Außerdem sind aus der reichen Literatur der Bibelwissenschaft folgende Schriften herauszuheben: W. Lotz Urgeschichte der Bibel — ein sehr guter Wegweiser durch das Gebiet — A. Wünsche, Schöpfung und Sündenfall, E. Böcklen, Adam und Kain im Lichte der vergleichenden Mythenforschung, P. Volz, Mose, M. Dibelius, Die Lade, A. Groenmann, Das Fasten in Israel, Martin Kegel, Das Gebet in der Bibel, E. Roesch, Die h. Schrift des alten Judentums I. Historische Schriften, B. D. Eerdmanns, Alttestamentliche Studien, die Urgeschichte der Genesis, J. Orr, Das alte Testament und die neue Kritik, G. F. Wright, Wissenschaftliche Bestätigung der alttestamentarischen Geschichte, G. Sternberg, Die Etik des Deuteronomiums, Th. A. Fischer, Lex Mosaica (aus dem Englischen), W. Erbt, Elia, Elisa Jona, W. Meinhold, Die Weisheit Israels — ein vortreffliches Buch — E. Kräutlein, Hexateuchquellen, E. Hejel, Das alttestamentliche Zinsverbot, M. Löhr, Volksleben im alten Israel und, Die Stellung des Weibes, P. Wilke, Das Frauenideal im alten Testament, M. Funk, Die Eschatologie Altisraels, G. Samtleben, Die biblischen Wunder, ihre Wirklichkeit und Möglichkeit, H. Stahn, Die Simson-Sage, E. Sellin, Die Rätsel des deuterojesajapanischen Buches und, Serubbabel, F. Wilke, Jesaia und Assur, F. Feldmann, Der Knecht Gottes in Jesaia, A. Bertholet, Daniel und die griechische Gefahr.

Die metrische Frage, die in den letzten Jahren so viel Staub aufgewirbelt, ist auch diesmal wieder eingehend besprochen worden, und zwar vor allem von D. H. Müller in dem neuen Bande seiner Biblischen Studien, der Ezechiel und die Psalmen behandelt, ferner von F. Cobb, Criticism of hebrew metre, von J. Döller, Rhythmus, Metrum und Strophik, von W. Staerk,

Ausgewählte Texte des A. T., von B. Marr, Altjüdische Sprache, Metrik und Lunartheosophie.

Das Studium der hebräischen Grammatik wird das neue Lehrbuch derselben von dem unermüdlichen Eduard König wesentlich fördern. Es ist aus der Praxis des Unterrichts im Hebräischen erwachsen und bestrebt, vor allem eine innigere Verbindung der wissenschaftlichen mit der biblischen Darstellungsart und eine stärkere Beseitigung des abstrakten Regelwesens. Eine kurz gefaßte hebräische Sprachlehre ist von W. Lotz, eine ebenfalls kurzgefaßte assyrische Grammatik von B. Meißner herausgegeben. Die Bedeutung einer einzelnen Wortsippe (Kabod) im Hebräischen bespricht W. Caspari eingehend.

Die Beziehungen zu den babylonischen und ägyptischen Ausgrabungen erörtern A. Jeremias, Der Einfluß Babylons auf das Verständnis des A. T., Eduard Stucken, Astralmythen (5. Teil, Moses) F. X. Kugler, Sternkunde und Sternendienst in Babel, J. Koeberle, Die Beziehungen zwischen Israel und Babylonien, W. Stark, Das assyrische Weltreich im Urteil der Propheten, E. Lindl, Die Bedeutung der Assyriologie für das A. T. und unsere Erkenntnis der altorientalischen Kultur, E. v. Starck, Assyrien und Babylonien nach ihrer alten Geschichte und Kultur, B. Kittel, Die orientalischen Ausgrabungen, F. Staehelin, Israel und Aegypten nach neueren Funden und Urkunden. Von dem großen Werke M. Jastrows über die Religion Babylons und Assyriens ist die 12. Lieferung in deutscher Uebersetzung erschienen.

Auch von neuen Bibelfunden ist wieder die Rede gewesen. In Kairo, wo so viele Schätze der Literatur jahrhundertelang aufgespeichert lagen, hat man auch griechische Bibelhandschriften entdeckt, die den Kodex Vatikanus des vierten und den Kodex Alexandrinus des fünften Jahrhunderts an Wichtigkeit noch übertreffen sollen. Eine dieser Handschriften enthält das Deuteronomium und Josua, eine andere die Psalmen. Die älteste der Handschriften ist die der Psalmen. Sie soll vollständiger sein als der erwähnte Vatikanus, dessen

Lücken sie ergänzt, und deshalb dürfte sie für die Textkritik besonders wertvoll werden. Der Fund soll aus den Trümmern von Akmin stammen.

Wie dürftig nimmt sich all diesem Regen und Schaffen in der Bibelliteratur gegenüber das aus, was auf jüdischem Gebiete in diesem Jahr geleistet wurde? Wir haben die Klage oft erhoben — und andere mit uns — daß gerade dieses Gebiet von den jüdischen Gelehrten sehr arg vernachlässigt wird. Leider vergebens! Es müssen wohl innere Gründe vorliegen, die unsere strebenden und schaffenden Geister gerade vor dieser Beschäftigung mit der Bibelliteratur fern halten. So sind es auch diesmal wieder nur einzelne Versuche, das Verständnis des A. T. zu erschließen, die aus unseren Kreisen hervorgegangen sind. Die wertvollste dieser Arbeiten ist wohl das Werk: Babel und Bibel von S. Funk, (erste Serie der Monumenta Talmudica) in dem alles sorgfältig zusammengestellt ist, was in Talmud, Midrasch und der älteren rabbinischen Literatur sich über Babylon vorfindet. Daran schließen sich am besten die Arbeiten von S. Schiffer, Keilinschriftliche Spuren der in der zweiten Hälfte des 8. Jahrhunderts von den Assyrern nach Mesopotamien deportierten Stämme (zehn Stämme), von M. Schorr, Altbabylonische Rechtsurkunden aus der Zeit der I. babyl. Dynastie. Die Resultate seiner Studien über den Pentateuch hat A. B. Ehrlich mit gewohntem kritischen Scharfsinn zusammengestellt; Oscar Goldberg versucht den Nachweis, daß die fünf Bücher Moses ein Zahlsystem bilden, dessen Grundzahl sich unmittelbar aus dem Namen J. H. W. E. ergebe. Dieses Zahlensystem zeige sich zuerst in dem sachlichen Inhalt, durchsetze sodann den ganzen Stil bis in seine subtilen Feinheiten, greife auf die Architektur der Absatz- und der Verseinteilung über, regele die Worte, bestimme die Zahl der Buchstaben und trete sogar in ihrem natürlichen Zahlwerte hervor, während die Zusammensetzung dieser Faktoren wiederum das feste Prinzip einer Zahl erkennen lasse. Eine sehr wertvolle Studie zur Geschichte des Accentsystems hat Hugo Fuchs in seiner Arbeit: Pesik — ein Glossenzeichen, geliefert. Ano-

nyme Kommentare zu den Proverbien und zu Hiob haben E. Kantorowsky und Wilhelm Bacher, den Kommentar zum Hohenliede des Immanuel b. Salomo B. Eschwege veröffentlicht. Was werden die Herren Prof. König und Hausrath dazu sagen, wenn sie in diesem Bibelkommentar aus dem dreizehnten Jahrhundert den Satz finden werden: „Die Liebe ist der Mittelpunkt, um den sich die ganze Thora bewegt.“ Das Buch Ruth hat Rafael Breuer, das Hohelied H. Wolff kommentiert; über den Patriarchen Abraham handelt A. Gerson, über den Dekalog M. E. Mahler, über Hiob S. Stein.

Hebräische Kommentare zum Pentateuch — natürlich vorwiegend in alter hagadischer Weise — sind von A. M. Rubinstein und aus dem Nachlaß des berühmten Talmudgelehrten Moses Sofer von S. A. Wertheimer herausgegeben worden. Eine Ausgabe des Pentateuch mit dem Kommentar von Ibn Esra und einem Superkommentar hierzu hat E. Krinsky geboten. Es bleiben noch die gelehrten Semitischen Studien von J. Halévy, der diesmal sich sehr scharf gegen die Graf'sche Theorie wendet, und die Studien von B. Mossinsohn über Palästina, seine Stellung und Bedeutung in der vorexilischen Literatur des A. T., das rüstig fortschreitende Hebräische Wörterbuch von E. Ben Jehouda, das Buch von J. C. Cohn, The old Testament in the light of modern research, die Studien von E. Ottolenghi, Voci d' Oriente und die Vierteljahrsschrift für Bibelkunde von M. Altschüler, die sehr wertvolle Beiträge enthält, zu erwähnen. Am Ende muß man ja auch die Arbeiten von Jastrow und Müller hierher zählen. Den Abschluß mag ein Werk bilden, daß auch im höheren Sinne einen Juden zum Urheber hat, nämlich das neue illustrierte Bibelwerk, dessen künstlerische Ausstattung E. M. Lilien übernommen hat. Seit Jahren beschäftigt sich Lilien mit dem biblischen Thema, und er war auch zu diesem Zweck auf längere Zeit in Palästina, von wo er Material für sein Werk mitbrachte. Die vornehme Ausstattung mit reichem zeichnerischen Schmuck verleiht dem Werke großen künstlerischen Wert.

*　　*
*

Wenig Interesse ist in diesem Jahre den Apokryphen entgegengebracht worden. Die Frage des hebräischen Sirach scheint zur Ruhe gekommen zu sein. Nur eine Arbeit von A. Fuchs beschäftigt sich damit. Ueber das Buch der Weisheit hat J. F. Genung geschrieben; über den Tobit-Achikar-Roman verdanken wir R. Smend und J. G. Müller wichtige Aufschlüsse; das Testament der 12 Patriarchen hat A. Charles in deutscher und in englischer Uebersetzung nunmehr vollständig herausgegeben.

Dagegen beschäftigte man sich in diesem Jahre viel mit Philo. Es sind Schriften von Jules Martin und E. Brêhier über ihn erschienen. Die letztere Arbeit wird von Sachkennern für eine der besten Philostudien erklärt. Eine Grammatik zur Septuaginta verdanken wir R. Helbing; über Hellenismus und Judentum im neutestamentlichen Zeitalter hat P. Krüger, über das Urchristentum J. Hoennecke gehandelt. Die berühmte Schrift von D. Chwolson, Das letzte Passahmahl Christi, ist in einer neuen Ausgabe erschienen. Ueber die Didache des Judentums und der Urchristenheit sind zwei von verschiedenen Standpunkten ausgehende aber beide zu wichtigen Resultaten gelangende Werke von G. Klein und R. Seeberg zu verzeichnen. Klein geht selbstverständlich auf den tieferen Zusammenhang mit dem Judentum mit großem kritischen Scharfsinn ein. Ob von den durch einen Leipziger Verlag in einem Orbis Antiquitatum versprochenen Bibelversionen (syrische, aramäische, griechische, lateinische und germanische) bereits etwas erschienen ist, vermag ich nicht zu sagen.

Seinen Kampf gegen den Pharisäismus setzt M. Friedländer in einem Buche über Synagoge und Kirche heftig fort. Aber man merkt die Tendenz und wird verstimmt. Um wie viel objektiver hat der Engländer P. Goodman dasselbe Thema erörtert! Muß sich doch Friedländer von einem Bousset sagen lassen, er habe die Pharisäer zu schlecht behandelt!

Viel hat man sich in diesem Jahre mit den Samaritanern beschäftigt. Der Streit um das von

M. Gaster veröffentlichte samaritanische „Buch Josua“ dauert noch immer fort, obwohl inzwischen der gegenwärtige Hohepriester der Samaritaner ausdrücklich erklärt hat, daß er die von Gaster veröffentlichte hebräische Rezension des Buches Josua selbst auf Grund des Arabischen verfaßt oder zusammengestellt habe. Die scharfsinnigen Einwände, die A. S. Yahuda bald nach dem Erscheinen des Buches gegen die Echtheit erhoben, sind auch bisher nicht widerlegt worden. In jedem Fall gibt der Streit über das Werk Veranlassung, auf diese Sekte wohl einmal näher einzugehen, und darum wird das Werk von J. W. Rothstein, Juden und Samaritaner, gewiß vielen willkommen sein. Die Hauptprobleme der Gnosis hat P. Bousset von seinem bekannten Standpunkte aus besprochen. Eine jüdische Apologetik im neutestamentlichen Zeitalter, die sich durch vornehme Objektivität und gründliche Sachkenntnis auszeichnet, verdanken wir J. Bergmann. Das Werk reiht sich den besten Schriften über neutestamentliche Zeitgeschichten an. Der Autor gelangt darin zu folgendem Resultat: „Weder das Bild von dem neidischen Dämon, der das neue Licht verhängen oder verdunkeln möchte, noch das Bild von dem müden Greise, dessen Geist und schöpferische Kraft stillstehe und verfalle, trifft für das Judentum des neutestamentlichen Zeitalters zu“. Ueber die Strophik der Bergpredigt hat D. H. Müller eine interessante Arbeit publiziert.

Zu anderen Resultaten gelangt natürlich J. Benzinger in seiner Studie: „Wie wurden die Juden das Volk des Gesetzes?“ Aber das ist ein Erbübel, das nicht auszurotten ist. Die Juden bleiben nun einmal das Volk des Gesetzes und das Christentum bleibt die Religion der Liebe. Da ist es geradezu amüsant, die neueste Publikation Eduard Koenig, Talmud und Neues Testament, daraufhin zu lesen. Eschelbacher hat Schürer angegriffen, weil er das Wort „Thora“ durch „Gesetz“ anstatt durch Lehre widergegeben. Man höre nun die Argumente des Herrn Professor Koenig. Erstens die deutsche Uebersetzung der Mischna von Jost (1831) und auch Professor Bacher gibt einmal dieselbe

Uebersetzung, zweitens, Thora bedeute im Gegensatz zu den Propheten (Nebiim) Gesetz, drittens, die gelehrten Juden haben Thora nicht durch Lehre übersetzt, sondern durch . . . Thora. Wer nun jetzt noch nicht überzeugt ist, daß „Thora“ „Gesetz“ bedeute und die Juden das Volk des Gesetzes seien, dem ist wahrhaftig nicht zu helfen.

* *
*

Die Arbeit Koenigs führt uns in das Reich des Talmuds und des Midrasch. Da sind zunächst die neuen Mischna-Ausgaben zu nennen; die Berliner von M. Petuchowski und E. Baneth ist bis zur Lieferung 38 gediehen. Die bisher erschienenen Lieferungen haben allgemeine Anerkennung seitens der Fachkritik gefunden. Die Uebersetzung in lateinischen Lettern neben dem mit großer Sorgfalt vokalisierten Text hilft einem längst gefühlten Bedürfnis ab und wird auch dem Nichtjuden das Studium des Werkes erleichtern. Die fortlaufenden Erklärungen verleihen der Arbeit besonders wissenschaftlichen Wert. Eine neue Ausgabe der Mischna mit einem hebräischen Kommentar von A. Segal ist in Wilna erschienen. Von den ausgewählten Mischnatraktaten in deutscher Uebersetzung, die Paul Fiebig herausgibt, ist der Traktat Sabbat mit einer Uebersetzung und Einleitung von Georg Beer herausgekommen. Die Einleitung ist eine wertvolle Ergänzung zu dem, was ich eben über das Verhalten der modernen Theologie zur „Gesetzesreligion“ gesagt habe. Beer übertreibt die Sache noch, und dadurch wirkt sie höchstens komisch. Die Erleichterungen der hebräischen Verbote durch die Mischna zeigen ihm die „sprichwörtliche jüdische Verschmitztheit“. Wenn es im Talmud heißt: Der Sabbat ist in eure Hand gegeben, nicht aber seid ihr übergeben in seine Hand, so ist das die gelegentliche freimütige Aeußerung eines braven Thoragelehrten; wenn aber Jesus die gleichen Worte in den Mund gelegt werden: der Sabbat ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Sabbat willen, so ist das natürlich eine Ueberwindung der Gesetzesreligion. Das ist „unjüdisch, un-

semitisch, unorientalisch und noch mehr unantik." „Er redet wie die Rabbinen — und doch wie anders als sie! Der Rabbinismus ist im ganzen eine rückständig gebliebene Größe — dem Evangelium gehört die Zukunft". Und das ist moderne Wissenschaft!

Dabei darf es freilich nicht verschwiegen werden, daß andere nichtjüdische Gelehrte doch auf einem freieren Standpunkt angelangt und dem Rabbinismus ein besseres Verständnis und mehr Gerechtigkeit entgegenbringen. Hier ist in erster Reihe Hermann L. Strack zu nennen, dessen Einleitung in den Talmud in vierter neubearbeiteter Auflage erschienen ist. Diese Auflage ist ein neues Buch geworden. Jedem, der sich über den Talmud, über seine Entstehung, Einteilung, über die Geschichte des Textes, über die Chronik der Schriftgelehrten und über die einschlägige Literatur unterrichten will, wird dieses ausgezeichnete Buch ein ebenso willkommener wie zuverlässiger, ja unentbehrlicher Führer sein. Für uns hat in der Einleitung besonders der folgende Satz hohes Interesse: „Der Talmud (ich wiederhole, was ich seit vielen Jahren mehrfach feierlich erklärt habe) enthält keinen Bericht oder Aeußerung, welche, selbstverständlich wenn sie wirklich, darin stehen, der sprach- und sachkundige christlich Gelehrte zu finden nicht vermöchte. Was speziell die Censurlücken anbetrifft, so sind in Deutschland schwerlich zehn Rabbiner, welche alle vier S. 81 genannte in meiner Bibliothek befindliche Schriften besitzen. Ueberhaupt gibt es innerhalb des gesamten Judentums weder eine Schrift noch eine mündliche Tradition, welche kundigen Christen unzugänglich wäre. Die Juden sind nicht bemüht vor den Christen etwas zu verbergen und sie können auch nicht etwas vor ihnen verbergen. Der Talmud, der Schulchan Aruch und andere jüdische Schriftwerke sind Geheimwerke für diejenigen — Juden nicht anders als Christen — welche weder die zum Lesen der Grundtexte erforderlichen Kenntnisse sich erworben haben, noch von den vorhandenen Uebersetzungen usw. wissen. Für solche ist auch Cäsars Bellum Gallicum ein Geheimbuch".

Das ist ein offenes freies Manneswort, das ist das Urteil echter objektiver Wissenschaft!

Von der Talmudübersetzung, die Lazarus Goldschmidt mit einem nicht genug zu rühmenden Eifer fortsetzt, sind im Berichtsjahr die zweite und dritte Lieferung des 8. Bandes erschienen; die eine bringt die zweite Hälfte des Traktats Sebachim, die andere die erste Hälfte des Traktats Menachot. Eine vollständige Uebersetzung des Traktats Chulin hat M. Rawicz, der schon früher verschiedene Traktate edierte, herausgegeben. Die Talmudhandschrift von Pfersee gibt der Verlag Lumen in Leipzig in naturgetreuer photographischer Wiedergabe heraus. Das erste Heft ist bereits erschienen; die für die Textkritik besonders wichtige Schriftquelle wird dadurch allgemein zugänglich. Von der bereits erwähnten talmudischen Encyklopädie, an der M. Guttmann arbeitet, sind die ersten vier Lieferungen erschienen. Eine Grammatik des talmudischen Idioms ist von Max Margolis angekündigt. Ein sehr wichtiges Werk zur Kritik und Geschichte der Halacha verdanken wir dem gelehrten M. S. Zuckermandl, Tosefta Mischna und Boraitha in ihrem Verhältnis zu einander, oder palästinensische und babylonische Halacha. Kenner werden schon aus diesem Titel ersehen, daß Zuckermandl hier seine alte vielfach bestrittene Theorie wissenschaftlich durchzuführen sucht. Die talmudische Materie über ein halachisches Thema (Táam Ke-ikar) hat S. Winkler methodisch geordnet. Den Traktat Taanit hat W. Großberg nach alten Handschriften ediert. Eine Art talmudische Anthologie hat H. Konovitz zusammengestellt.

Die Boraitha di Melechet ha-Mischkan, einen tanaitischen Kommentar zu den Vorschriften über den Bau des Heiligtums und das Lager Israels in der Wüste, hat M. Friedmann mit gewohnter Akribie ediert. Hieran schließt sich die Arbeit von D. Hoffmann, Der Midrasch der Tannaim zum Deuteronomium I, eine willkommene Fortsetzung seiner grundlegenden Arbeiten über die halachischen Midraschim. Von der Ausgabe des Bereschit Rabba mit kritischem Apparat und Kommentar

von J. Theodor ist Lieferung 4 erschienen. Schade, daß das Werk so langsam fortschreitet. Eine Anthologie aus dem Midrasch Tanchuma hat J. Goldberger verfaßt. Den Sifre Suta hat B. Königsberger nach handschriftlichen Quellen zum erstenmal gesammelt und ediert. Die deutsche Uebersetzung der kleinen Midraschim von August Wünsche ist in zwei Bänden abgeschlossen. Der unermüdliche Forscher hat nun auch die Mechilta zum erstenmal deutsch übertragen und kommentiert. Die erste Lieferung ist bereits erschienen. Wie bei allen Arbeiten Wünsches ist auch hier die liebevolle Versenkung in den Gegenstand, die gerechte Würdigung des Judentums und das Streben, nicht nur eine genaue, sondern auch eine gute deutsche Uebersetzung zu geben, in hohem Grade anerkennenswert.

*　　　*
*

Mit diesen Arbeiten befinden wir uns eigentlich schon auf dem Boden der jüdischen Literaturgeschichte, der auch in diesem Jahre fleißig angebaut wurde. Eine zusammenhängende Geschichte der jüdischen Literatur hat A. Kecskemiti geschrieben, allerdings leider in ungarischer Sprache, also für die Meisten unverständlich. Bisher ist der erste Band erschienen, der bis 1204 geht. Der zweite Band soll anfangs nächsten Jahres erscheinen. Das Werk, das durch ein Preisausschreiben der Ungarisch-Israelitischen Literaturgesellschaft hervorgerufen wurde, verdient nach dem Urteil eines hervorragenden Sachkenners alles Lob. Es enthält auch Literaturproben.

Zwei Publikationen, die besondere Beachtung verdienen, müssen an die Spitze unserer Uebersicht gestellt werden. Der erste Band der gesammelten Schriften von David Kaufmann, den M. Brann herausgegeben hat, und der zweite Band der Studies in Judaism von S. Schechter. David Kaufmann mit seinem allumfassenden Geiste, mit seinem stupenden Wissen, seiner glänzenden Darstellungsgabe und mit seiner glühenden Liebe zum Judentum tritt uns in dieser Aufsätzen wie ein Lebender entgegen. Sie reden eine Sprache, die wir verstehen, und

die auf uns heute noch so mächtig einwirkt, wie in den Tagen, da jene Aufsätze entstanden sind. S. Schechter ist ein tiefgründiger Gelehrter, der überall auf die geschichtlichen Zusammenhänge eingeht, und das Alte mit dem Neuen geschickt zu kombinieren versteht. Man hat ihn treffend mit Leopold Löw verglichen. Einzelne seiner Studien wie die über das soziale Leben der Juden im Zeitalter des Josua ben Sirach, über das Studium der Bibel und des Talmud, über die Memoiren der Glückel von Hameln, und über Safed im 16. Jahrhundert sind Meisterwerke essayistischer Darstellung. Wir wollen hier gleich noch die Gesammelten Schriften von J. J. Unger, die wertvolle Studien über hebräische Exegese und Philologie, daneben aber auch interessante Gedenkblätter über berühmte Männer bringen, und die Westöstlichen Miscellen von Samuel Meisels, die ebenfalls sehr interessant sind, hinzufügen. Von der bereits angekündigten Encyklopädie des Judentums in russischer Sprache, ist der erste Band erschienen. Die Anordnung ist nicht dieselbe wie in der englischen Encyklopädie, sondern vielmehr nach Materien.

Durchstreifen wir nun rasch die einzelnen Gebiete der Literaturgeschichte nach der Zeitfolge, so begegnet uns zunächst das Werk von J. H. Lipschütz, Dor Jescharim (erster Band), das eine Wiederlegung des großen kritischen Werkes von J. H. Weiß über die Geschichte der jüdischen Tradition enthält. Die Scheeltoth des Rab Achai will A. Kaminka in einer neuen Ausgabe edieren. Das Ritual des Eldad-ha-Dani hat M. Schloessinger nach einem Fragment der Genizah rekonstruiert. Der Anhang über die Eldad-Legenden ist sehr wertvoll. Das arabische Werk eines Karäers aus späterer Zeit, aus der ersten Hälfte des XIV. Jahrhunderts, des Samuel el Magrebi, das für die karäische Halacha außerordentlich wichtig und das nur noch handschriftlich vorhanden ist, beschäftigt unsere jungen Gelehrten sehr viel. Die Abhandlung über die Speisegesetze hat M. Lorge, die über den Sabbat N. Weiß, die über die Pflichten J. Cohn, die über die Civilgesetze S. Gitelsohn her-

ausgegeben. Ueber die Opponenten Saadias hat S. Poznanski neue Mitteilungen gemacht; dessen Kommentar zum Talmudtraktat Berachot hat S. A. Wertheimer nach einem Genizahfragment ediert. Die Uebersetzung des ethischen Buches über die Herzenspflichten von Bachja, die Emanuel Baumgarten s. A. vor mehr als 50 Jahren geliefert, haben dessen Söhne in pietätvoller Weise zum 80. Geburtstage des Vaters neu herausgegeben. Es ist aber bisher nur eine Lieferung erschienen. Die Philosophie Jehuda Halevis in ihren Grundprinzipien behandelt David Neumark in seiner eindringenden Weise, ferner J. Hurwitz. Hierher gehört auch die Dissertation von M. Knostikian, David der Philosoph und die Arbeit von G. Grunwald, Geschichte der Gottesbeweise vom Mittelalter bis zum Ausgang der Hochscholastik.

Besondere Bedeutung beansprucht das große Maimonides-Werk, das wir der „Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums" verdanken. Es enthält Aufsätze von Philipp Bloch, Charakteristik und Inhaltsangabe des Moreh Nebuchim, Hermann Cohen, Charakteristik der Ethik Maimonis, J. Elbogen, der Ritus im Mischne Thora, S. Eppenstein, Beiträge zur Pentateuchexegese Maimonis, Israel Friedländer, die arabische Sprache und der Stil Maimonis, J. Guttmann, Der Einfluß der maimonidischen Philosophie auf das christliche Abendland, J. Pagel, Maimoni als medizinischer Schriftsteller, M. Peritz, das Buch der Gesetze, F. Rosenthal, Die Kritik des Maimonidischen Buches der Gesetze durch Nachmanides, A. Schwarz, Das Verhältnis Maimonis zu den Gaonen, B. Ziemlich, Plan und Anlage des Mischne Thora. Mit dieser Inhaltsangabe ist auch zugleich die Kritik des ausgezeichneten Werkes gegeben. Ich will nur noch hinzufügen, daß die einzelnen Abhandlungen erfreulicherweise auch in separatem Abdruck vorhanden sind. Das Sefer Refuot, ein medizinisches Werk von Maimonides, hat M. Großberg neu herausgegeben.

Von Maimonides zu den mittelalterlichen Exegeten ist kein weiter Weg. Und so darf ich wohl hier auch

sofort den Vortrag von N. Porges über Josef Bechor-Schorr und die treffliche Studie von M. Barol über Menachem ben Simon aus Posquières anfügen. Ferner die Edition des berühmten Werkes von Mose aus Coucy durch N. Weiß. Und auch von Maimonides zu Spinoza ist am Ende der Weg nicht gar zu weit. Mit dessen Philosophie beschäftigen sich die Modernen wiederum einmal sehr eingehend. Wir haben in diesem Jahre biographische und kritische Werke über Spinoza von A. Tumarkin, A. Wenzel, E. Tilo, Fr. Erhardt, M. Kronenberg und L. Sehring zu verzeichnen. Ueber die Logik eines späteren Philosophen Salomon Maimon hat L. Gottselig sich verbreitet. Die Bedeutung Kants für das Judentum hat J. Guttmann erörtert. Ueber jüdische Philosophie von Spinoza bis — Nietzsche hat J. Lewkowicz in polnischer Sprache geschrieben. Die Entwickelungstheorie in der jüdischen Wissenschaft bespricht A. Marcus.

Kehren wir nun aber zur jüdischen Literatur zurück.

J. Elbogen hat seine Studien über die Geschichte des jüdischen Gottesdienstes weiter fortgesetzt. Die Abhandlungen über das Schema und die Tefillah, sowie über den Kultus des Versöhnungstages in liturgischer Bearbeitung sind von hohem Wert für die bisher noch wenig bekannte Geschichte der Entstehung des jüdischen Kultus. Ueber Nebukadnezar nach der jüdischen Tradition hat S. Bernstein, über den Traum in der jüdischen Literatur H. Löwinger, über Josef in der jüdischen Tradition J. Spiro gehandelt. Die Parodie in der jüdischen Literatur behandelt G. Davidson, die Satire in derselben H. Groß. Seine Studien über den jüdisch-persischen Dichter hat W. Bacher mit einer Abhandlung über Imrani und dessen biblische Epopöen abgeschlossen, die uns wieder einen höchst interessanten Einblick in ein neuentdecktes Land gewähren. Ueber das vielberufene Samuelbuch hat Fr. Falk wertvolle Aufschlüsse gegeben. Die Literatur der Juden in Tunis verfolgt M. Vassel mit Eifer.

Das schwierige Problem des jüdischen Kalenders suchen Josef Bach und A. Kistner von neuem zu ergründen und darzustellen.

* * *

Wir kommen nun zu der jüdischen Geschichte, das heißt, zu dem Teil derselben, der mit dem Untergang des jüdischen Staates beginnt. Von allgemeinen Darstellungen ist zunächst die IV. Auflage des IV. Bandes des Graetz'schen Geschichtswerkes zu erwähnen, die J. Horovitz bearbeitet hat. Es ist erfreulich, daß diese Aufgabe einem so hervorragenden Sachkundigen anvertraut wurde. Von der russischen Uebersetzung des Werkes ist Band IX, von der polnischen Band II erschienen.

Eine Geschichte des jüdischen Volkes hat F. Heman gegeben. Er will in knappem Umriß alles darstellen, was an dieser eigenartigen Geschichte auch für Nichtjuden von Interesse sei. Dabei wurde ausdrücklich hervorgehoben, es geschehe seit 200 Jahren zum ersten Mal, daß ein Christ die Geschichte der Juden schreibe. Von diesem Standpunkte aus, würde allerdings das Buch von Heman großes Interesse beanspruchen. Auch muß man ihm zugestehen, daß er sich ziemlich objektiv zu verhalten sucht, soweit dies einem christlichen Theologen und Missionär heute überhaupt möglich ist. Sehr im Unrecht ist er aber, wenn er die Geschichte von Graetz „ein großes Pamphlet" nennt, während ihm doch nachgewiesen wurde, daß er ganz auf diesem fuße. Das hätte sich ein jüdischer Gelehrter erlauben sollen! Ein sehr bedeutendes Werk ist die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte der Juden von Georg Caro, deren erster Band eben herausgekommen ist. Er umfaßt das frühe und das hohe Mittelalter bis zum Ende der Staufenzeit. Wenn man bedenkt, daß es der erste Versuch auf diesem Gebiete ist, so muß man dem Autor volle Anerkennung zollen. Es war ein dringendes Bedürfnis, dieses Problem einer kritischen Behandlung zu unterziehen, und es traten dabei Ergebnisse zu Tage, an denen niemand, der den Gegen-

stand irgend welches Interesse entgegenbringt, vorübergehen darf. Denn landläufige Schlagworte, wie die wirtschaftliche Tätigkeit der Juden in der Vergangenheit anzuwenden, ist nach den Resultaten dieser Arbeit nicht mehr zulässig.

Ein zweiter Band, der die Darstellung bis an die Schwelle der neuesten Zeit herabführt, soll baldmöglichst folgen.

Es ist erfreulich, daß das Studium der Geschichte der Juden in den einzelnen Ländern noch immer eifrig gepflegt wird. Die Gründung des Gesamtarchivs der deutschen Juden hat einen wichtigen Anstoß dazu gegeben. Das erste Heft der Mitteilungen dieses Gesamtarchivs von dem Vorsteher desselben, Eugen Täubler ediert, gibt einen weiten Ueberblick über das ganze Stoffgebiet und einige sehr interessante Proben über Akteninventare jüdischer Gemeinden in Deutschland.

Von Einzelarbeiten über die Geschichte der Juden in Deutschland sind zunächst zu nennen: E. Posner, Geschichte der Juden in Cottbus, A. Heppner und J. Herzberg, Aus Vergangenheit und Gegenwart der Juden und der jüdischen Gemeinden in den Posener Landen (Heft 13 und 14), L. Lewin, Deutsche Einwanderungen in polnische Ghetti (eine sehr tüchtige Arbeit), E. Zivier, Die Juden Oberschlesiens, M. Zuckermann, Dokumente zur Geschichte der Juden in Hannover, Abraham Loeb, Die Rechtsverhältnisse der Juden im ehemaligen Königreich und der jetzigen Provinz Hannover, E. Duckesz, Chachme A. H. W. Biographien, Autoren und sonstiger hervorragender Männer von Altona, Hamburg, Wandsbeck, und Grabsteininschriften, L. Horwitz, Die Verwaltung der judenschaftlichen Angelegenheiten im ehemaligen Kurhessen, N. Bamberger, Geschichte der Juden in Kitzingen, J. Unna, Die Lemle Moses Klaus-Stiftung in Mannheim, M. Ginsburger und E. Winkler, Die Juden in Rufach. Zur Geschichte der Juden in Oesterreich sind zu erwähnen die Arbeiten von A. Goldmann, Das Judenbuch der Scheffstraße zu Wien (1389—1420), B. Wachstein,

Wiener hebräische Epitaphien aus der neueren Zeit, Theodor Haas, Die Juden in Mähren, eine Darstellung ihrer Rechtsgeschichte und Statistik unter besonderer Berücksichtigung des XIX. Jahrhunderts, A. Marktbreiter, Die jüdische Gemeinde Eisenstadt in Ungarn.

Eine Geschichte der einstmals sehr bedeutenden Gemeinde zu Ostrog in Wolhynien, ihrer Rabbiner und Gelehrten, hat M. Bieber geliefert; eine Geschichte der Juden in der Türkei von 1300—1520 verdanken wir S. A. Rosanes. Nicht vergessen werden dürfen hierbei die wertvollen Ergänzungen zu dem Werke von N. Porges und A. Marx.

Kehren wir zu den Ländern der europäischen Kultur zurück, so müssen wir immer von neuem den Fleiß und Eifer anerkennen, mit dem die Geschichte der Juden in England bearbeitet wird. Hier ist ein neuer Band der Transactions der Jewish Historical Society of England erschienen, der mit dem Bildnis des edlen F. D. Mocotta geschmückt ist. Er umfaßt die Sitzungen dieser Gesellschaft von 1902—1905 und enthält einige sehr interessante und allgemein wichtige Essays, wie den von L. Wolf über die Juden zur Zeit der Restauration, von H. Adler über den Baal Schem von London, über die Juden in Irland von L. Hühner und v. a. Die Ausstattung des ganzen Werkes ist eine solche, wie sie einem jüdischen Buche nur selten zuteil wird. Sie ist ein beredtes Zeugnis für die Achtung, die man der eigenen Geschichte in englisch-jüdischen Kreisen entgegenbringt und verdiente, Nachahmung zu finden. Auch eine gute Geschichte der Juden in England ist von A. M. Hyamson erschienen. Es bliebe noch die Studie von H. S. Q. Henriques über die Juden und die englische Gesetzgebung zu erwähnen. Ueber römische Grabsteine unterrichtet uns auch diesmal wieder V. Castiglioni, über die jüdische Abstammung des Pabstes Gregor VIII., der der römischen Convertitenfamilie Pierleone angehörte, berichtet P. Febele in einer historischen Studie im Archiv für römische Geschichte. Ueber spanische Autodafés hat

der unermüdliche Elkan N. Adler weiter sehr interessante Mitteilungen aus seinen handschriftlichen Schätzen gemacht. Die Aktion für die spanischen Sephardim setzt der Senator Angel Pulido mit großem Eifer fort. Dasselbe Interesse, welches in England für die Geschichte der Juden herrscht, finden wir auch in Amerika. Von den Publications of the American Jewish Historical Society ist Band 16 erschienen. Wir finden darin sehr interessante Aufsätze von Kohler, Geiger, Oppenheim u. a. Das alte Buch von C. G. Murr über die Geschichte der Juden in China ist in einem anastatischen Neudruck erschienen. Ueber die zehn Stämme hat S. M. Laser das ältere Material zusammengetragen.

Der Grundriß zur Geschichte der Juden und ihrer Literatur, den Moritz Stern in tabellarischer Form bearbeitet hat, ist in 6., zum Teil ganz umgestalteter und verbesserter Auflage herausgekommen. Dieser Leitfaden hat sich als ein vortreffliches Lehrbuch bewährt. Auch die kurz gefaßte Uebersicht der gesamten jüdischen Geschichte, die M. Brann in einen sehr hübschen populären Vortrag gegeben, hat erfreulicherweise eine neue Auflage erlebt.

Einen wichtigen Zweig der allgemeinen Geschichtsschreibung bildet die Biographik. Leider sind wir auf diesem Gebiete bisher noch recht schwach vertreten. Wir haben keine Memoirenwerke, wie sie die deutsche Literatur seit dem fünfzehnten Jahrhundert in so großem Umfange aufzuweisen hat. Selbstschilderungen, die nicht nur den Entwickelungsgang eines bedeutenden Menschen zur Anschauung bringen, sondern auch die Zeit und das Milieu schildern, aus dem er hervorgegangen, fehlen uns fast gänzlich. Erst in neuerer Zeit hat man hie und da auch in unseren Kreisen einen Anlauf hierzu genommen. Eine einzige Ausnahme davon machen die sogenannten Familienchroniken. Eine solche Familienmegilla pflegten sich Viele anzulegen. Unser Jahrbuch bringt ja ein interessantes Exemplar einer solchen in diesem Bande zum Abdruck. Hans Landsberg hat ein anderes aus seiner eigenen altangesehenen Familie in einem Neudruck herausgegeben.

Von Biographien jüdischer Gelehrter sind zu erwähnen: J. Kohn-Zedek, Beiträge zur Geschichte der Familien Loria und Treves, J. Günzig, Rabbi Israel Baal Schem, eine sehr gute Arbeit, S. Schreiber, Biographien der Rabbiner Moses Schreiber, Akiba Eger, A. S. Schreiber und deren Nachkommen, J. M. Charlap, Biographie des Rabbi Josua Zebi Michel, A. Perls, Isaac Moses Perls, J. Stern, Salomon Rubin. Daß alle diese Darstellungen eine wertvolle Bereicherung unserer Kenntnis jüdischer Zeit- und Familiengeschichte bildet, ist so selbstverständlich, daß es eigentlich erst garnicht mehr gesagt zu werden braucht.

Zur neuen Zeit übergehend, nenne ich zunächst die feine Charakteristik, die J. Eschelbacher von Michael Sachs anläßlich seines 100. Geburtstages gegeben, die Rede von H. Auerbach auf Zacharias Frankel, die verschiedenen Schriften, die anläßlich seines 100. Geburtstages über Samson Raphael Hirsch (R. Breuer, Unter seinem Banner, H. Eisemann, Bibliographie der Werke, Schriften und Aufsätze S. R. Hirschs, Samson Raphael Hirsch, Jubiläumsnummer des Israelit, Gedenkblätter und Erinnerungen an die S. R. Hirsch-Feier).

Berühmte Schriftsteller, die dem Judentum angehören, schildern: A. Leicht, Moritz Lazarus, H. Graef, Berthold Auerbach, O. Wittner, Moritz Hartmann, Paul Amram, Leopold Komperts Anfänge, R. Dreyfus, Alexander Weill. Hierher gehören auch die Lebenserinnerungen von Georg Brandes, in der ganz interessante Geschichten über Juden und Judentum vorkommen, die uns in die Kindheit des berühmten Literaturhistorikers zurückführen, sowie die Biographie des berühmten Augenarztes Hermann Cohn von E. Ludwig, S. Laqueur und L. Weber. Autobiographische Versuche sind das liebenswürdige Buch, Memoiren einer Großmutter von Pauline Wengeroff (Bd. I) und „Mein Lebensbild im Anschluß an sieben Ahnenbilder" von S. Kaliphari (gen. Posner). Besonders das erstere Buch hat viele Leser gefunden. Die Verfasserin, deren Jugend in die dreißiger und vierziger Jahre des verflossenen

Jahrhunderts fällt, entwirft ein sehr anschauliches Bild vom Leben und Treiben einer streng gläubigen jüdischen Familie, die zu den wohlhabendsten in der Stadt Brest-Litowsk zählten. Schon nach Durchsicht der ersten Seiten wird einem der Eindruck zu Teil, daß man es mit einer photographisch treuen, dabei künstlerisch abgerundeten Wiedergabe des Geschauten und Erlebten zu tun hat, daß, mit einem Wort, ein kulturhistorisches Dokument vorliegt. Solche Bücher sind immer lesenswert.

Allgemeines Interesse beanspruchen der anastatische Neudruck, den der rührige Louis Lamm von dem berühmten Werk: Der Erzbetrüger Sabbatai Zevi, der letzte falsche Messias der Juden (Halle, 1760) gemacht hat, A. Zacher, Mortara, M. W. Rappaport, C. H. W. Dohm und R. Buttler, Judah P. Benjamin, ein verdienstvoller, südafrikanischer Staatsmann, dessen Lebenslauf ein sehr bewegter und merkwürdiger gewesen ist.

* *
*

Von den Menschen zu den Ländern! Die ethnographische Literatur ist in diesem Jahre eine ziemlich reichhaltige. Besonders zu erwähnen sind die Schriften von C. H. Vincent über Kanaan, von E. Laut über Jerusalem, von G. Dalman, Petra und seine Felsheiligtümer, von Adolf Goetz, Von Spitzbergen nach Jerusalem, G. Hoelscher, Landes- und Volkskunde Palästinas, L. Szczepánski, Nach Petra und zum Sinai, A. Lüttke, Das heilige Land im Spiegel der Weltgeschichte, C. Mommert, Siloah und Der Teich Bethesda, M. Loehr, Volksleben im Lande der Bibel, A. Musil, Arabia Petraea (III), der Bericht von R. Hence über die Ausgrabungen in Palästina, die ausgezeichnete Bibliographie der Palästina-Literatur von Peter Thomsen, Bd. I, 1895—1904. Ferner die Schriften von J. Chalom über die Juden in Tunis, von J. Thon über die in Oesterreich, von J. Hessen über die Juden Rußlands, von L. Wyß die Bibliographie der die Juden in der Schweiz betreffenden Literatur. Zwei sehr

interessante Werke, die wohl auch hierher gehören, sind die von A. Flesch, Der Jude, und von A. Fürst, Sitten und Gebräuche einer Judengasse. Flesch sucht in objektiver Weise und in der Form eines Dialogs zwischen einem „Frommen“ und einem „Weltkinde“ die charakteristischen Seiten des jüdischen Privat- und Gesellschaftslebens zu beleuchten. Das Buch zerfällt in 6 Hauptabschnitte, die folgende Ueberschriften führen: 1. Allgemeine Grundsätze der Religion, 2. Der Jude im Tempel, 3. Der Jude im Hause, 4. Die Freude des Juden, 5. Die Trauer des Juden, 6. Der Jude in der Gesellschaft. Nicht geringeres Interesse beanspruchen die Schilderungen von A. Fürst, der die alte Judengasse zu Eisenstadt in Ungarn, ihren Sitten und Gebräuchen, in eingehender Weise charakterisiert. Vielleicht darf ich sogar hier auch die ausgezeichnete Publikation von Ignaz Bernstein, Jüdische Sprüchwörter und Redensarten mitanführen. Seit 35 Jahren sammelte dieser edle Mäcen die Sprüchwörter und charakteristischen Redensarten. Das Buch ist daher ein ziemlich vollständiges. Es enthält das ganze von dem in Polen, Galizien und Rußland gesammelte Material. Die Sprüchwörter sind alphabetisch geordnet, welche an der Spitze der einzelnen oder der Gruppen fett gedruckt sind. Innerhalb jeder einzelnen Gruppe sind die Sprüchwörter ebenfalls in alphabetischer Ordnung aufgeführt. Zu Grunde gelegt ist die podolisch-volhynische Mundart, weil sie räumlich die verbreitetste ist und von einer verhältnismäßig zahlreichen jüdischen Bevölkerung des europäischen Ostens gesprochen wird. Von besonderem Wert ist das dem Buche beigegebene Glossar, das allen Lesern, denen die Kenntnis der hebräischen, slavischen oder sonstigen fremdsprachlichen Elemente abgeht, eine genaue Erklärung derselben gibt. Der Herausgeber hat sich aber nicht etwa mit der trockenen Uebersetzung des Wortes oder der Phrase begnügt, sondern er war jedesmal bemüht, den Begriff ausführlicher zu entwickeln, besonders dort, wo kulturhistorische Momente hervorzuheben waren. Das Buch hat viele Freunde und Leser gefunden und wird deren hoffentlich noch mehr finden. Es ist die erste

Sammlung jüdischer Sprüchwörter und mit Staunen und Bewunderung werden die Forscher aus diesem Buche entnehmen, welche reiche Fundgrube für psychologische Forschung und Analyse in dieser auch prachtvoll ausgestatteten Sammlung enthalten ist.

* * *

Wie über das äußere, so wird auch über das innere Wesen der Juden und des Judentums, ferner über den Inhalt der Religion in belehrenden Werken und Predigten viel nachgedacht und geschrieben.

An die Spitze dieses Abschnitts gehört als die bedeutendste Publikation der vierte Band der gesammelten Schriften von Samson Raphael Hirsch. Die geistreichen Betrachtungen zum jüdischen Kalenderjahr und die vermischten Abhandlungen wird jeder, welcher Richtung er auch angehören mag, mit großem Interesse lesen. Anders steht es mit den polemischen Schriften. Da hat jeder seinen subjektiven Standpunkt, den er nicht aufgeben wird. Aber auch hier muß jeder anerkennen, daß Hirsch einer der geistreichsten und schärfsten Polemiker gewesen ist. Von demselben Autor hat der Verband der Sabbatfreunde dessen Schrift „Der jüdische Sabbat" herausgegeben, die sicher großen Nutzen stiften wird. Ueber das vielberufene Wesen des Judentums im Verhältnis zum Christentum ist eine russische Schrift von M. Arnold erschienen; über das Wesen der jüdischen Religion hat L. G. Lévy in seinem Werke „Une Religion rationelle et laique" ebenso geistreich und scharfsinnig vom entschieden reformistischen Standpunkte aus gehandelt wie Samson Raphael Hirsch vom entschieden orthodoxen Standpunkt. Wenn man beide Werke aufmerksam prüft, so kommt man am Ende zu der Ueberzeugung, daß die dogmatischen Differenzpunkte doch nicht gar so tief liegen, und daß man auf beide das Wort anwenden kann: Jene wie diese sind ein Ausfluß des lebendigen Gottesgeistes, der im Judentum waltet. Von derselben tief religiösen sittlichen Begeisterung und von dem festen Vertrauen in die weltgeschichtliche Mission des Judentums

ist auch die lesenswerte Schrift von Arnold Kalischer getragen: Der Ewige, mein Panier. Des Autors Gedanken über die Stellung der Juden in der religiösen Bewegung der Gegenwart verdienen überall gelesen und beherzigt zu werden.

Vor allem sollten aber solche Gedanken in der modernen Predigt zum Ausdruck kommen. Mit Recht verlangt man von ihr, daß sie auch in ihrer äußeren Form dem heutigen Zeitstil mehr angepaßt sei, daß sie aus dem modernen Zeitgeist hervorgehe, daß die Prediger ihre Gedanken mit lebendiger Anschaulichkeit entwickeln, daß sie aber nicht mit tiefsinnigen philosophischen Meditationen und großer Gelehrsamkeit prunken möchten.

Die Rückkehr zum Midrasch, der eine Zeit lang fast verbannt schien, wird mit Recht angelegentlichst empfohlen. Gerade dort können unsere jungen Prediger lernen, wie man populär, klar und anschaulich zu einem großen, aus verschiedenen Bildungselementen gemischten Publikum sprechen müsse. Die Predigt ist oft nur deshalb unwirksam, weil sie langweilig ist, weil sie weder Kraft noch Klarheit hat, weil sie sich in einem herkömmlichen, aller Gedankenschärfe wie aller tieferen Gemütserregung entbehrenden Kanzelphrasentum bewegt und sich mühselig an zusammengereihtem Bibelstil fortschleppt. Sie kann nur dann wieder eine geistige und versöhnende Macht werden, wenn der Prediger vor allem selbst in das Wesen des Judentums eingedrungen ist, und wenn er die realen Lebensmächte, das ganze reiche Innen- und Außenleben der Menschen in der Gegenwart, in die Predigt hineinzuziehen vermag.

Es ist nicht zu verkennen, daß die Predigten, die wir diesmal aufzuführen haben, diesen Forderungen immer mehr zu entsprechen sich bemühen. Es sind interessante, zum Teil vorzügliche Schöpfungen, die von verschiedenen Gesichtspunkten aus das eine große Ziel verfolgen, das Judentum dem modernen Menschen verständlich und sympathisch zu machen. Von deutschen Homilien-Sammlungen sind die von F. Kanter, F. Hillel, Max Ellguther, sowie einzelne Reden von M. Appel,

D. Leimdörfer, J. Jelski, J. Rosenberg, A. S. Schreiber, E. Schwartz, C. Seligmann zu nennen. Ungarische Kanzelreden hat A. Perls, französische J. H. Dreyfuß, der Großrabbiner von Paris, englische St. Wise veröffentlicht. Besonderen Wert haben die aus dem Nachlasse des berühmten Londoner Kanzelredners S. Singer publizierten Predigten und Betrachtungen.

* *
*

An die Predigt reiht sich am zweckmäßigsten die Liturgie. Hierher gehört eigentlich auch die bereits erwähnte Schrift von J. Elbogen über die Geschichte des Kultus. Die Studie von A. Friedmann über den synagogalen Gesang liegt in erweiterter Auflage vor. Es ist ein Werk der Pietät, das den Führern des Synagogengesangs Salomon Sulzer und Louis Lewandowski gewidmet sein soll. Die Herkunft des sogenannten Chasonus ist ein sehr dunkles Gebiet, (in Parenthese sei bemerkt, daß darüber S. Eppenstein eine sehr wichtige Arbeit in der Monatsschrift für Geschichte und Wissenschaft des Judentums von M. Braun veröffentlicht hat). Friedmann schlägt zur Aufhellung dieses Gebiets den Weg der Vergleichung an. Er geht von der zweifellos unanfechtbaren Behauptung aus, daß in erster Linie die Melodien zu der Thoravorlesung alte auf jüdischem Boden entstandene Gesangsweisen darstellen.

Sogar von christlicher Seite ist im Berichtsjahr ein großes Werk über den Gottesdienst in der Synagoge von R. H. Oesterley und W. Box erschienen. Es soll zugleich eine Einleitung in das Studium des Judentums der neutestamentlichen Periode sein. Liturgische Gesänge für die Synagoge haben H. Ziwi, J. Tennenbaum, A. Idelsohn, Theodor Fraenkel und B. Schorr herausgegeben. Von Gebetbüchern sind die Sammlungen von dem seligen A. A. Wolff in Kopenhagen, von Jakob Freund s. A., Hanna, in neuverbesserter Auflage erschienen, ferner ein Gebet- und Erbauungsbuch für Mädchen von J. Brandeis. Dieses enthält auch gute Festbetrachtungen von M. Güdemann und D. Feucht-

wang. Auch das Gebetbuch der Pariser Reformgemeinde ist hier zu nennen.

Mehr für den Gebrauch der Schule ist das kurz gefaßte Gebetbuch von J. Abraham eingerichtet. Demselben Zweck dienen auch das treffliche Uebungsbuch zur Einführung in das Uebersetzen des Gebetbuchs von J. Cohn und die Hauptgebetsstücke von J. Wiesen. Hieran reiht sich das Merkheft für den Unterricht in der hebräischen Sprache von S. Rosenfelder, die Elementargrammatiken von M. M. Manasowitz und N. Pines, die Fibeln von M. Rahmer, J. Bruchsaler, J. B. Levy und N. Liebmann, alle vier in neuer Auflage.

Dem Religionsunterricht dienen die Schriften von B. Kuttner, Sprüche zur israelitischen Glaubens- und Pflichtenlehre in konzentrierter Weise, ferner die zum Teil in neuen Auflagen erschienenen Lehrbücher zum Religionsunterricht von H. Groß, J. Stein, F. Coblenz, der auch eine Einführung dazu geschrieben, sodann die dritte Auflage der kleinen Schul- und Hausbibel von J. Auerbach, das französische Religionsbuch von S. Debré und das Lehrbuch der jüdischen Geschichte und Literatur von M. Levin, ein von allen Seiten anerkanntes vorzügliches Werk, das in vierter, vollständig neu bearbeiteter Auflage vorliegt. Von Lesebüchern ist nur das elsaß-lothringische Schullesebuch zu erwähnen, das von J. Metzger und B. Pickard bearbeitet wurde.

* *
*

Mit der Jugendschriftenliteratur gelangen wir eigentlich schon in das Gebiet der Belletristik. Besonders freudig wird auf diesem Gebiete jetzt in hebräischer Sprache und im sogenannten Jiddisch gearbeitet. Die Jugendschriften von W. Jawitz verdienen besonders hervorgehoben zu werden. In deutscher Sprache ist ein Chanukkah-Festspiel von M. Steiner, Unsere Feste und die Sammlung von E. Carlebach, Für das jüdische Haus lobend zu erwähnen. Auch von der Israelitischen Jugendbücherei „Saron" von J. Herzberg sind drei neue Bände erschienen.

Und nun kommen wir zu der Belletristik an sich, die auch in diesem Jahre üppig ins Kraut geschossen ist. Der jüdische Roman ist nun einmal ein Modeartikel geworden. Schade nur, daß die meisten Autoren im Grunde genommen so wenig vom Judentum wissen. Was könnte zum Beispiel da auf dem Gebiete des historischen Romans geleistet werden, wenn die Romanschriftsteller sich nur ein bischen mehr Mühe geben und die großen Geschichtswerke, Chroniken und andere Bücher aufmerksam durchlesen wollten?

Man darf getrost sagen: jede Seite der mittelalterlichen jüdischen Geschichte enthält den Stoff zu einem Drama oder zu einem Roman in sich. Wir wünschten uns einen Autor etwa wie Gustav Freytag und zwar nach beiden Richtungen hin, sowohl was den historischen als was den Zeitroman anbelangt.

Mit heller Bewunderung folgt man den Spuren dieses Dichters auf seinem Gang durch das deutsche Mittelalter. Welche jahrelangen, mühevollen und umfangreichen Studien muß der Mann gemacht haben, ehe er dazu gelangen konnte, die ersten Bände seiner „Ahnen" niederzuschreiben. Und was man auch gegen diese Romanreihe einwenden mag, wie glücklich wären wir, wenn wir eine solche Ahnenreihe besäßen! Gerade die jüdische Geschichte bietet hierzu überreichen Stoff. Die Schicksale einer jüdischen Familie etwa von der Zeit der spanischen Blüte an bis auf die Gegenwart könnte vier gute und aufschlußreiche Romane füllen, die nicht nur ein anschauliches Geschichtsbild geben würden, sondern auch durch romantische Schicksale, durch den Wechsel der Formen und Gestalten sowie des Landes ein großes romantisches Interesse erwecken könnten.

Und ebenso wünschten wir uns einen Gustav Freytag für den modernen Roman, der das jüdische Volk bei seiner Arbeit aufsucht und nicht blos Nathans und Shylocks, sondern den Juden in seinem redlichen Erwerb, in seiner Familie, in seinen bürgerlichen und religiösen Verhältnissen darstellt. Was bietet sich hier für ein reiches Material in den verschiedenen Ländern, wo Juden leben,

in Frankreich so gut wie in Berlin, in Rußland wie in England und am meisten in Amerika! Dazu gehört freilich nicht blos ein großes Talent, nicht blos ein gesunder Realismus der Darstellung und auch nicht blos poetische Kraft, sondern das Studium der Verhältnisse, der Personen und der Zeitgeschichte.

Für uns wäre es schon ein großer Gewinn, wenn jüdische Romane die Leser in die Geschichte selbst einführen wollten, welche in so romantischer Beleuchtung sich oft mehr dem Verständnis erschließt als in den allgemeinen Umrissen der historischen Handbücher. Denn wie nur die Philosophie der Geschichte den geistigen Gesichtskreis für die große Epoche der Menschheitsentwickelung eröffnet, so gibt nur die Spezialgeschichte einen klaren Blick in das Triebwerk unserer Taten, in die Motive unserer Ereignisse, ein klares Bild der konkreten Begebenheiten. Solcher historischen Romane besitzen wir leider sehr wenige. Bei uns blüht der Zeitroman, der uns in die Gesellschaftskreise, in die Konflikte der Stände, der Neigungen und der Satzungen einführt. Neuerdings sucht man auch Charaktere und Tendenzen aus dem Kreise der Gesellschaft herauszugreifen, die ein besonderes Interesse haben. Aber den Kern über das Wesen des jüdischen Lebens haben bisher doch nur wenige erfaßt. Der erste und größte Autor ist gegenwärtig Israel Zangwill. In diesem Jahre sind seine „Träumer des Ghetto" in deutscher Uebersetzungsausgabe erschienen. Unter diesen Träumern versteht er Charaktere wie Uriel Acosta, Sabbatai Zevi, Spinoza, Israel Baalschem, Mendelsohn, Heine, Lassalle, Disraeli, Herzl u. a. Von jedem dieser „Träumer" weiß Zangwill eine so charakteristische Geschichte zu erzählen, daß man den Mann in seinen wesentlichen Charaktereigenschaften dadurch kennen lernt. Jeder seiner Essays ,ist ein Kunstwerk und zugleich ein kulturhistorisches Dokument.

Mit Recht ist gesagt worden, daß Zwangwill nicht etwa als Jude für die Juden schreiben wolle, sondern daß er im Gegenteil auf das allgemeine Interesse reflektiere. Seine Bedeutung liegt nicht nur in seiner

ursprünglichen Künstlerschaft, in seiner Originalität und Objektivität, sondern vor allem in der Tiefe und Innigkeit, mit der er seinen Stoff behandle. „Zwangwill liebt sein Volk und seine Werke sind die Liebestaten eines Genies. Er sieht die Vorzüge und Schwächen dieses Volkes mit dem gleichen umfassenden Blick, aber während er die ersteren mit flammender Beredtsamkeit verkündet, hat er für die letzteren meist ein gütiges, verzeihendes Lächeln."

Neben Zangwill nimmt heute unstreitbar Georg Herrmann den ersten Rang ein. Auch sein zweiter Roman „Henriette Jacoby" hat sich großen Beifalls zu erfreuen. Ja, die Kritik hat diesen sogar über den ersten Roman, über „Jettchen Gebert" gestellt. In der Tat enthält auch dieses Werk wieder wunderbare Milieu- und Naturschilderungen. Auch wenn man mit der Art und Weise, wie Herrmann den Tod seiner Heldin eintreten läßt, ja vielleicht sogar mit der ganzen Entwickelung ihres Charakters nicht einverstanden sein sollte. Man muß doch immer wieder die dichterische Intuition und Kraft dieses Autors bewundern, mit der er uns in eine längst untergegangene Welt hineinstellt, und diese so anschaulich zu schildern weiß, daß man für jede einzelne Gestalt sofort das lebhafteste Interesse hegt und die Entwickelung des Ganzen mit warmer Teilnahme verfolgt.

Ein ganz anderes Bild bietet uns Arthur Schnitzler. Sein „Weg ins Freie" stellt den Typus des modernen jüdischen Zeitromans dar, aber ein Roman im eigentlichen Sinne des Wortes ist er doch nicht, viel eher eine Milieuschilderung. Als solche freilich von hohem Werte, denn die Wiener Gesellschaft in ihrer bunten Mischung von Unglaube und Aberglaube, von hypermoderner Weltanschauung und österreichischer Gemütlichkeit, von Zionismus und Atheismus ist niemals treffender geschildert worden, als von diesem feinen Beobachter. Arthur Schnitzler behandelt seine Gestalten mit feiner Ironie.

Aber es ist ihm heiliger Ernst, wenn er eine von diesen sagen läßt: „Es gibt schon Juden, die ich wirklich hasse, als Juden hasse. Das sind die, die vor anderen und

manchmal auch vor sich selber tun, als wenn sie nicht dazu gehörten. Die sich in wohlfeiler und kriecherischer Weise bei ihren Feinden und Verächtern anzubiedern suchen und sich auf diese Art von dem ewigen Fluch loszukaufen glauben, der auf ihnen lastet, oder von dem, was sie eben als Fluch empfinden. Das sind beinahe immer solche Juden, die im Gefühl ihrer eigenen höchst persönlichen Schäbigkeit herumgehen und dafür unbewußt oder bewußt ihre Rasse verantwortlich machen möchten. Natürlich hilfts ihnen nicht das geringste".

Schnitzler steht über seinen Gestalten, er lächelt über ihre Torheiten und Verirrungen, Georg Herrmann aber steht mitten unter seinen Gestalten; er könnte selbst eine von ihnen abgeben. Und das ist der große Unterschied zwischen beiden Romanen. Das ist auch wenigstens meiner Meinung nach der Vorzug des ersten vor dem zweiten.

Ein ganz anderes Milieu schildert uns Hermann Blumenthal in seinem Roman „Knabenalter". Bekanntlich hat es Blumenthal unternommen, die Entwickelung eines jüdischen Knaben aus dem polnischen Ghetto darzustellen. Während er in dem ersten Roman „Der Weg der Jugend" uns dessen Kinderjahre vorführt, zeigt er uns in dem zweiten seine Knabenzeit im Ghetto zu Lemberg. Auch in diesem zweiten Roman tritt die feine Beobachtungsgabe des Verfassers und sein großes charakteristisches Vermögen uns in hellem Lichte entgegen. Nicht dieselben Vorzüge kann man der Erzählung von Auguste Hauschner „Die Familie Lowositz" unbedingt nachrühmen. Zwar ist auch hier das Milieu sehr scharf und gut gezeichnet, aber die ganze Entwickelung läßt kühl und es bleibt ein ganz unerfreulicher Eindruck zurück. Liegt das nun an dem Milieu, an den Charakteren oder an der Darstellung? Das ist schwer zu unterscheiden. Einzelne Vorgänge aus dem Ghettoleben sind von David Rothblum gut wiedererzählt worden. Auch Nathan Samuely stellt sich wieder mit einer hübschen Erzählung „Zwischen Himmel und Erde" ein. In das humoristische Gebiet schlagen „Moritzchens Tage-

buch" von E. Kolmar und der zweite Band des mit so großem Beifall aufgenommen Buchs der jüdischen Witze von N. Nuël. Dagegen führt uns die Erzählung von S. Juschewitz „Die Parias" einer der traurigsten Kapitel aus der Leidensgeschichte der Juden in Rußland vor. Mit den Schicksalen der nach Amerika ausgewanderten Juden beschäftigt sich E. S. Brudno in seiner Erzählung „The Tehter."

Das wachsende Interesse an der jüdischen Erzählungsliteratur dokumentiert sich auch in ganz besonderer Weise durch verschiedene Unternehmungen, die eine Sammlung des vorhandenen Materials beabsichtigen. So wird ein jüdischer Roman- und Novellenschatz von Dr. Julius Moses herausgegeben, der in periodischer Folge die markantesten Werke der jüdischen oder das Judentum berührenden Erzählungskunst dem deutschen Publikum zugänglich machen und dem weitesten Kreise die bisher noch viel zu wenig gewürdigten Schätze jüdischen Geistes und Seelenlebens erschließen soll. Bis jetzt liegen acht Bändchen vor, die nach den früheren Erzählungen beliebt sind: „Prinzessin Sabbat," „Tante Guttraut", „Rochele," „Der Streik der Schnorrer," „Die Zelte Jacobs", „Ghetto", „Progrom", „Chanukalichter". Wenn der jüdische Roman- und Novellenschatz so zur Ausführung gelangt, wie es der Prospekt verheißt, so kann er in der Tat als ein kulturförderndes Unternehmen gelten. Auch von anderer Seite ist ein ähnliches Unternehmen angekündigt worden, das das gleiche Ziel verfolgt. Uns kann dies recht sein, denn wir können nur wünschen, daß die reichen Schätze unserer Literatur durch ermäßigte Preise weiteren Kreisen leicht zugänglich werden.

Eine ganz eigenartige Schöpfung ist das Buch von Martin Buber, Die Legende des Baalschem, der sich in den letzten Jahren viel mit der einschlägigen Literatur befaßt hat. Es ist das ein Legendencyklus, der in der Tat wie ein Roman wirkt und eine Lebensgeschichte hat, die wie ein Mysterium anmutet. Allerdings muß man sich hier vor Ueber-

treibungen hüten, die sehr nahe liegen. Wird doch in einer Besprechung des Buches von Israel Balschem, der ja gewiß eine große und rätselvolle Gestalt war, gesagt, „daß er mit dem Juden Jesus innig verwandt" sei. Talmudische Legenden hat E. M. Lucas in englischer Nachdichtung herausgegeben. Eine gute Anthologie der Dichtungen über Juden und Judentum aus allen Zeiten hat Julius Moses geschickt zusammengestellt. Ich darf wohl auch bei dieser Gelegenheit die zweite Auflage des vor vielen Jahren von mir herausgegebenen „Divan der Jehuda Halevi" (eine Auswahl in deutschen Uebertragungen) anführen. Diese zweite Auflage ist wesentlich ergänzt. Es sind auch darin viele neue Uebersetzungen enthalten; unter diesen kommen die von Emil Cohn, der uns eine Uebersetzung des ganzen Divan verheißen, am meisten dem Original nahe. Sie zeichnen sich durch ein tiefes Nachempfinden aus. Lieder von Gram und Freude stimmen auch moderne Sänger an. E. M. Leavitt in englischer Sprache, Salomon Dembitzer im Jargon.

Eine ganz besondere Aufmerksamkeit erheischt in diesem Berichtsjahr das Drama. Es ist in der Tat sehr merkwürdig und zeigt, wie sich das eine Problem zugespitzt hat, das unwillkürlich zu einer dramatischen Behandlung und Erörterung anreizt.

Man darf aber über der einen nicht die andere Seite des Problems übersehen, die nicht minder reizvoll ist, nämlich den Konflikt zwischen Judentum und Kultur, der in den Ländern des Ostens noch nicht abgeschlossen ist, und den Konflikt zwischen Judentum und dem Leben der Gesellschaft, der wieder in westeuropäischen Ländern noch nicht zu einem Abschluß gelangt ist.

Die Auslese ist nach allen drei Richtungen hin diesmal eine große. Selbstverständlich fehlen auch die obligaten Saul-Dramen nicht. Das eine ist von Jörg Joachim, ein Pseudonym, hinter dem sich ein in der literarischen Welt bereits gut bekannter Autor verbergen soll, das andere von W. Neubert-Drobisch. Die Geschichte der Tochter Jephtas hat Richard Huldschiner dramatisch bearbeitet. Ferner sind zu erwähnen, die historischen Dramen von

L. H. Elmaleh, Esther, die Königin, A. Goldfaden, David im Kriege, J. Koplowitz, Der Messias. Sogar Süßkind von Trimberg, der jüdische Minnesänger, ist diesmal zum Gegenstand eines Dramas gemacht worden und zwar von Arthur Meyer-Brandus, der die Szene nach Köln verlegt und durch die Liebe des Minnesängers zu einem Kölner Patriziermädchen zu einem dramatischen Konflikt hervorruft. Eine echte historische Tragödie hat Gotthard Deutsch aus Israel Bruna, dem berühmten Regensburger Rabbi, gemacht, der mit seiner Gemeinde so große Leiden erlitten, lange im Gefängnis geschmachtet und nur mit großer Not der Henkershand entgangen ist. Diese Tragödie erfüllt fast alle Bedingungen, die man an ein historisches Drama stellen darf. Der Charakter ist groß angelegt und entwickelt sich mit gleicher Bedeutung, die dramatische Führung ist vortrefflich. Das Drama hat einen durchsichtigen Plan, edle Haltung, künstlerische Steigerung und eine echt historische Sprache. Es muß auch von der Bühne aus eine tiefe Wirkung ausüben. In das Gebiet des historischen Dramas gehören auch das neue Stück von Scholem Asch, Sabbatai Zewi und die dramatische Legende von Arthur Holitscher, Der Golem.

Mit den modernen Problemen der Judenfrage beschäftigten sich namentlich die französischen Dramatiker. Hervorzuheben sind die drei Dramen von Alfred Savoir und Fernand Nozière, Die Taufe, von Henri Bernstein, Israel und A. Hagen, Ketten. Mit dem Problem der russischen Juden in Amerika, von dem schon vorhin die Rede war, befaßt sich vor allem das neue, hochinteressante Drama von J. Zangwill, Der Schmelztiegel.

In weitem Abstand von diesem künstlerischen Werk stehen die für das Bedürfnis der jüdischen Theater in Amerika geschriebenen Stücke von M. M. Dolitzky, Die Pille, von J. Landmann, Die Erlösung und von Bernhard Wilensky, Eine kluge Frau.

*   *
*

Zum Schluß nur noch eine flüchtige Uebersicht der Schriften, die das öffentliche Leben betreffen. Da steht in erster Reihe ein sehr gediegenes und wichtiges Buch von Ismar Freund, Die Rechtsstellung der Juden im preußischen Volksschulrecht, das eine lange schmerzlich empfundene Lücke nach Urteil aller Sachkenner völlig ausfüllt. Der Kampf gegen den Antisemitismus hat auch in diesem Jahre noch nicht ganz aufgehört. Die Akten des Prozesses Hülsner hat Maximilian Paul Schiff zusammengestellt. Eine Rundfrage über die Lösung des Judenproblems hat Julius Moses verschickt und die zum Teil sehr interessanten Antworten veröffentlicht. Einen arischen Beitrag zur Lösung dieses Problems gibt E. Theimer. Mit der finnischen Judenfrage beschäftigt sich A. Sarsowsky; mit einer antisemitischen Beleuchtung der jüdischen Fremdengesetze N. A. Pereferkowitsch. Die historischen Wurzeln des Judenhasses untersucht J. Taglicht. Gerechtigkeit für die Juden fordert M. Cl. Peters in einer gut geschriebenen englischen Schrift. Die Aeußerungen Tolstoi's über die Juden werden in deutscher Uebersetzung veröffentlicht.

Eine Statistik der Juden in Ungarn verdanken wir K. A. Weszpremy, eine solche von Rumänien dem verdienstvoll wirkenden Büro für Statistik der Juden in Berlin. Hieran schließen sich wohl am besten die sehr wertvollen Berichte der Jewish Colonisation Assocation, der Alliance Israélite Universelle, des Hilfsvereins der deutschen Juden, des Deutsch-Israel. Gemeindebundes, des Jüdischen Frauenbundes u. a. m. Die inneren Fragen des Judentums werden von ihrem verschiedenen Standpunkt aus erörtert von Claude Montefiore, K. Kohler, G. Deutsch, H. Reich, B. Kellermann, M. Steckelmacher, H. Deutsch und D. Hoffmann. Die Angelegenheiten des Zionismus finden immer noch eifrige Vorkämpfer. Sehr wichtig ist in dieser Beziehung das Buch von Max Joseph, Das Judentum am Scheidewege; auch das zionistische A b c-Buch leistet gute Dienste; über den Zionismus

von heute spricht S. Kreuberger sich in sehr entschiedener Weise aus. Das Verhältnis des Zionismus zur Reform bespricht M. Schlössinger; der Regenerationsarbeit in Palästina dienen das vortreffliche Handbuch von D. Triesch und ein Vortrag von Leo Metmann. Die geistvolle allerdings zu vielem Widerspruch herausfordernde Arbeit von S. Dubnow über den Zionismus hat J. Friedländer ins Deutsche übertragen.

Die Zahl der Almanache und Jahrbücher wächst von Jahr zu Jahr. Ich erwähne nur den literarischen Palästina-Almanach von A. M. Luncz, das Jahrbuch der Centralkonferenz der amerikanischen Rabbiner, das Jewish Literar. Annual, das Jahrbuch der orthodoxen jüdisch-literarischen Gesellschaft, das Jahrbuch des Verbandes der jüdischen Studenten, den illustrierten jüdischen Familienkalender, die illustrierten jüdischen Volkskalender von Prag, Brünn und Lemberg, das englische und das amerikanisch-jüdische Jahrbuch.

Das ist alles! Wenn man die Schwierigkeiten in Erwägung zieht, unter denen unsere Schriftsteller schaffen, ferner die ungünstige Konstellation unserer Verhältnisse, so wird man objektiv zugestehen müssen, daß auf dem Gebiete der jüdischen Literatur auch in diesem Jahre mit großem Eifer, mit einem Fleiß, den keine Mühe bleicht, und mit einer seltenen Hingabe an das Ganze gearbeitet worden ist. Man hört in unseren Kreisen, sehr oft den Ruf der Sehnsucht nach Talenten; aber Talente werden ebensowenig wie Genies gezüchtet. Sie kommen wie der Sturmwind; man weiß nicht, von wannen er kommt und braust. Wir müssen uns daher, bis ein solch günstiger Wind wieder einmal über unsere Gefilde weht, nicht nur begnügen, sondern sogar noch dankbar dafür sein, wenn wir alle Jahre eine gute Mittelernte zu verzeichnen haben, als welche die diesjährige wohl mit Fug und Recht angesehen werden darf.

Das Buch Ruth.

Ein Vortrag

von

Moritz Lazarus.

Ernst Renan hat einmal die sehr zutreffende Bemerkung gemacht, das größte Kompliment und die schönste Huldigung, welche die Wissenschaft der jüdischen Volksseele seit längerer Zeit dargebracht habe und immer noch darzubringen fortfahre, bestehe darin, daß eben die Wissenschaft unausgesetzt mit unermüdlichem Fleiße, mit allem Scharfsinn, mit Aufwendung aller geistigen Kräfte die Erzeugnisse dieser jüdischen Volksseele, namentlich das älteste Schrifttum derselben, also die biblischen Schriften, bearbeite. Seit unvordenklichen Zeiten, seit den Zeiten der Philosophie in Alexandrien, in der Literatur der Kirchenväter, bei den Vätern des Talmuds und der sogenannten Midraschim, durch das ganze Mittelalter hindurch bis auf die neueste Zeit, wird nicht blos jedes einzelne Buch, jedes Kapitel, in jedem Kapitel jeder Satz, oft jedes Wort, nicht selten jeder Buchstabe zum Gegenstande einer genauen Untersuchung, zuweilen auch heftigen Streites unter denen, welche mit strengster Gewissenhaftigkeit das, was wirklich überliefert ist, feststellen, und was es ursprünglich bedeutet hat, erforschen wollen.

Das Buch der Bibel, über welches ich heute vor Ihnen sprechen wollte, ist das kleinste von den sämtlichen 24 Büchern des alten Testaments. Das kleinste, ich will einstweilen hinzufügen auch das einfachste in seinem Stil, in seiner Haltung, in seiner Aufgabe, in seiner Sprache.

Nichtsdestoweniger übertreibt man nicht, wenn ich behaupte, die Literatur über das Buch Ruth füllt eine ganze Bibliothek, eine stattliche Bibliothek, und die Zahl der Geister, welche daran gearbeitet haben, übersteigt hunderte, vielleicht tausende. Ich will nicht leugnen, daß zuweilen einmal des Guten zuviel getan ist.

Die ersten Worte der kleinen Geschichte von der Ruth lauten: „Es war in den Tagen, da die Richter richteten." Und da tauchte dann gleich die Frage auf, ja, unter welchen Richtern aber geschah es? Mit Recht bemerkt dazu der außerordentlich geistreiche und witzige Professor Reuß, die Untersuchung, unter welchem Richter diese Geschichte sich ereignet habe, gehöre nicht mehr in die Geschichte der Literatur, sondern in die Geschichte des gelehrten Philistertums. Wie fleißig gearbeitet worden ist, davon nur ein Beispiel. Das Buch hat nur 85 Verse. Die gewöhnliche Bibel in Oktav umfaßt von diesem Buche nur drei Seiten. Der Kommentar, welchen Gerhardus Uthofs, ein Holländer, über das Buch Ruth verfaßt hat, enthält eine lange Vorrede, eine sehr lange Einleitung, ein Register und 905 engbedruckte Seiten Erklärung. Also 3 Seiten Text und 905 engbedruckte Seiten Erklärung! Die Holländer stehen übrigens in sehr gutem Ansehen bei uns, die wir uns mit der Bibelforschung beschäftigen, sie haben ausgezeichnete Männer hervorgebracht, die zu den Führern auf geistigem Gebiete gehören, ich brauche nur an Namen zu erinnern wie Juynboll, Hecker, Küenen.

Das Buch Ruth gehört zu den schwersten in der Bibel.

Zu allen Zeiten ist verschieden gearbeitet worden, jedesmal aus dem Geist der Zeit heraus, nicht blos aus den persönlichen Fähigkeiten, die ja sehr verschieden waren, sondern auch — das gehört zur eigentlichen Geschichte dieses Gegenstandes, der so das wesentlichste, das tiefste der verschiedenen nationalen Charaktere der europäischen Kulturvölker erfüllte — daß in jedem Zeitalter anders über dieselben Dinge gedacht wurde, ganz andere Fragen aufgestellt, sehr natürlich auch ganz andere

Antworten gegeben wurden. Aus den Kommentaren, welche von Jahrhundert zu Jahrhundert über das Buch Ruth geliefert worden sind, könnte man den Geist jeder Zeit konstruieren. Er spiegelt sich vollkommen in der Weise, wie eben diese biblischen Bücher aufgefaßt werden. Das zeugt von der außerordentlichen Tiefe und Bedeutung der Schöpfung, welche hier in den biblischen Büchern vorliegt, einer Schöpfung, welche diese Anziehungskraft auf der einen Seite auf die Völker, die Jahrhunderte und die verschiedenen Geister ausübt und auf der anderen Seite im Stande ist, eines Jeden Trieb zur Forschung nicht blos anzuregen, sondern auch zu erfüllen und dann mit verschiedenen Erfolgen daraus hervorzugehen.

Um die Wende unseres Jahrhunderts hat die deutsche Forschung, nicht blos die engere der eigentlichen Bibelkommentare, sondern auch diejenigen Forscher, welche den nationalen Geist jener Zeit repräsentieren, haben hervorragende Männer, wie Herder, Göthe etc. über das Buch Ruth geschrieben. Es ist selbstverständlich, daß diese Forschung in der ganzen ästhetischen Stimmung jener Zeit vorzugsweise auch die ästhetische Seite der Schrift ins Auge faßte. Herder lenkt die Aufmerksamkeit darauf, daß durch dieses kleine Buch Ruth auf einmal in der Entwickelungsgeschichte der Poesie des jüdischen Volkes eine solche Bereicherung auftritt. Bis dahin war die Poesie — wie in den fünf Büchern Moses', zum Teil auch noch in den Richtern — vorzugsweise auf religiösen und religiös-philosophischen Boden eingeschränkt. Das Privatleben des einzelnen Menschen wurde sehr selten berührt. Im Allgemeinen sind es vorzugsweise religiöse Dichtungen, die mit der Religion und dem nationalen Leben ihrer Zeit zusammenhängen. Dann kommen im Josua, den Richtern und Samuel meistenteils kriegerische Dichtungen, und nun erscheint mit einem Male im Buch Ruth eine Idylle. Eine kleine liebliche Geschichte, welche das häusliche Leben einer Familie betrifft, eigentlich sogar nur das Schicksal einer daherkommenden armen jungen Witwe, wie sie wieder einen zweiten Mann findet — das ist im Grunde genommen der Kern der

ganzen Geschichte. Herder hatte darauf aufmerksam gemacht, daß auch hier die Idylle zu ihrem Recht und zu ihrer Geltung gekommen ist. Goethe ging sofort einen Schritt weiter und behauptete, sie sei das lieblichste, was uns episch und idyllisch überliefert worden sei. Und in der Tat, wenn man die Geschichte der idyllischen Poesie durchgeht und wenn man prüft, was etwa an wahrhaft poetischen Elementen uns dargeboten wird, so findet man, daß die Idylle zu der schwächsten Gattung aller poetischen Produktionen aller Zeiten gehört hat, und sie deshalb auch nur in den Zeiten des Verfalls eines Reiches oder Volkes auftritt.

Wir finden keine Idylle zu der Zeit der klassischen Poesie in Griechenland, sondern nur später zu Zeiten des Verfalls der griechischen Macht. Ebenso ist es bei den Römern, und ebenso ist es überall in der Geschichte. Unsere Pegnitz- und Schäferlieder, unsere Idyllen fallen in eine Zeit, wo die Poesie ziemlich stark darniederlag. Hier aber haben wir eine kurze, einfache, reine Idylle und gleichwohl von einer so bedeutenden Anziehungskraft. Woher kommt das, was ist es in dieser kleinen Geschichte, das die Menschen von jeher so ergriffen und sie angeleitet hat, sich so genau mit derselben zu beschäftigen?

Zunächst das Eine: Der Grundcharakter des Epos wird in einer der hervorragenderen Schriften und in einer der glücklichsten Konzeptionen von Wilhelm von Humboldt dargestellt und verglichen mit „Hermann und Dorothea." Es ist auf dem Gebiete des Aesthetischen das beste, was er gemacht hat, und es gehört zu den besten Spezialabhandlungen ästhetischer Art, die je geschrieben sind. Der Grundgedanke, den Wilhelm von Humboldt zum Ausdruck bringt, in Bezug auf das Epos ist dieser: Zunächst unterscheidet er zwischen der eigentlichen hohen Epopöe, d. h. jener erzählenden Dichtung, welche es mit der Geschichte und dem Charakter eines Volkes, mit den größten Ereignissen eines bezw. der Berührung mehrerer Völker zu tun hat, wie die Ilias des Homer bei den Griechen, sowie das Nibelungenlied bei uns

Deutschen u. s. w. Davon verschieden ist aber diejenige epische Poesie, welche den Charakter von Privatpersonen oder einzelnen Menschen und die Lebensschicksale etwa einer Familie zum Gegenstande hat, so die Odyssee von Homer, wo es sich blos um Odysseus, Penelope und Telemach, sowie um eine bloße Erinnerung an Odysseus' Vater handelt. In derselben Weise ist es in der Gudrun, die ebenfalls darangelehnt ist und die als Hintergrund die großen Ereignisse hat, wie sie in der Epopöe vorgetragen werden. Und nun sagt er: Jede solche Erzählung eines Schicksals empfängt den höchsten Reiz und die tiefste Bedeutung für diejenigen, welche sie auffangen, erst dadurch, daß die individuellen Schicksale eines Einzelnen die Entwickelung eines einzelnen Charakters, die Verflechtung der Lebensereignisse einer einzelnen Familie angeknüpft werden an einzelne Ereignisse, so die Szene in Hermann und Dorothea, wo der Hintergrund der kriegerischen Ereignisse dazu gehörte, um den Charakter der Dorothea zu entwickeln und die Schicksale im Vordergrunde sich abspielen zu lassen. In derselben Weise liegt es mit der Odyssee, wo der Krieg der Griechen gegen Troja als Hintergrund dient, und im Vordergrunde steht das Lebensschicksal des einzelnen Hellenen mit seiner Familie. In Buch Ruth findet sich das Eigentümliche, daß nicht blos eine, sondern daß zu gleicher Zeit zwei solcher Anknüpfungen stattfinden. Die Geschichte fängt an mit einem allgemeinen historischen Hintergrunde, und sie schließt auch mit einem allgemeinen historischen Hintergrunde; die ganze Mitte bewegt sich aber dergestalt von Punkt zu Punkt, daß überall die einzelnen Momente in der Geschichte von diesen Anknüpfungen abhängig sind.

Die ersten Worte des Buches Ruth lauten: „In den Tagen, da die Richter richteten, war eine Hungersnot im Lande."

Eine Hungersnot, ein allgemeines Schicksal des Volkes und des Landes, das war der Hintergrund, auf welchem die Personen spielten, mit denen wir hier zu tun haben. Die ganze Geschichte schließt damit, daß von diesen Personen, die in Folge der Hungersnot von

Betlehem nach Moab gezogen waren, eine zurückkehrte; ihr aber schließt sich eine andere Person, welche aus Moab stammt — eine Moabitin — an und kehrt mit ihr zurück in das jüdische Land nach Betlehem. Also eine Moabitin, eine Fremde, und sie wird die Stammmutter des königlichen Davidischen Hauses. Das ist das Letzte, damit schließt die Geschichte.

Man denke was allein durch diese Anknüpfungen gegeben ist in einer so kleinen Geschichte! Schon die Talmudisten haben mit allem Rechte in Bezug auf den ersten Punkt hervorgehoben, was sich denn eigentlich begeben haben möge, wo der Anfang und Ursprung dieser Geschichte sei? Es war also eine Hungersnot im Lande, und ein reicher, ein begüterter Mann verläßt das Land mit seiner Familie und seinem Vermögen, um der Not im Allgemeinen und der Zudringlichkeit der Bettler in einer Hungersnot im Besonderen zu entgehen. Er für seine Person und seine Familie will sich retten, er will hinaus aus dem Lande des Leids und Unglücks; und daraus schöpfen jene Talmudisten die allgemeine ethische Lehre: Wer sich von dem Schicksale seines Volkes, wer sich von der Gemeinschaft, zu der er gehört, sobald sie im Leid und Unglück ist, trennt, dem wird es nicht vergönnt sein, die Tröstung und Wiederaufrichtung seiner Gemeinschaft zu sehen. Elimelech war hinweggezogen mit seinen beiden Söhnen Machlon und Chiljon, er wollte das Leid daheim nicht sehen in Betlehem=Juda und ging nach Moab, er sollte nun aber auch die Tröstung nicht erleben, daß Gott sich wieder Betlehem=Judas angenommen hatte und er daher mit seiner Familie im Wohlstande zurückkehren konnte. Elimelech, Machlon Chiljon waren drüben in Moab gestorben.

Man denke, was in diesem kleinen Vorgange — er wird in der Geschichte mit zwei Worten angedeutet — in der Tat für eine ethische Lehre enthalten ist. Was kann ein wohlhabender Mann mit seiner Wohlhabenheit besseres tun, als daß er dann, wenn das Leid kommt, da ist mit seinen Kräften! Wenn er sich dem aber entzieht und als Einzelner leben will, indem er sich von

der Gesamtheit scheidet, so geht er eben zu Grunde. Die zweite Person unserer Geschichte ist Ruth, eine Schwiegertochter der Frau des Elimelech, der Naemi. Die Naemi war allein zurückgeblieben drüben in Moab, als ihr Mann und ihre beiden Söhne gestorben waren, allein mit ihren zwei Schwiegertöchtern. Da sie nun hört — im Lande Moab hatte sie ja nichts mehr zu suchen — daß es daheim wieder gut gehe, will sie aufbrechen, um der Sehnsucht ihres Herzens folgend, im Vaterlande die letzten Tage ihres Lebens zu verbringen. Sie kehrt also zurück. Die eine von den beiden Schwiegertöchtern läßt sich von ihr abwenden. (Es ist interessant genug, daß, wie kurz die ganze Geschichte auch ist, doch so außerordentlich viel darin nicht blos erzählt, sondern sogar mit der größten Genauigkeit erzählt wird, daß uns sogar die Dialoge mitgeteilt werden, die gewechselt sind.) Die andere Schwiegertochter aber, Ruth, folgt ihrer Schwiegermutter. In der Tat, ein Akt der Treue, wie er sehr selten angetroffen wird. Es ist schwer für eine Fremde, in ein fremdes Land zu gehen, und sie kommt sicherlich als eine Arme, eine Dürftige dahin. Sie geht zu einem anderen Volke! Und dennoch spricht sie jene berühmten Worte, die fast sprichwörtlich geworden sind, ja welche zu den geflügelten Worten fast aller Kulturvölker gehören, weil sie das ganze Leben umfassen, jene Worte:

> „Wo du hingehest, da will ich auch hingehen, wo du bleibest, da bleibe ich auch. Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott. Wo du stirbst, da sterbe ich auch: da will ich auch begraben werden.“

Also Bewegung und Ruhe! Alle irdischen Verhältnisse sind umschlossen durch den Begriff: Dein Volk ist mein Volk, denn das ganze wesentliche Schicksal eines Individuums liegt nicht in ihm als Individuum, sondern in ihm als seinem Volke. Und das, was ihn heraushebt in seinem Leben und mit dem Unendlichen verknüpft, das göttliche Wesen, ist hier vertreten, und auch hier schließt sich Ruth Naemi an und will sich von ihr nicht trennen denn sie sagt: Dein Gott ist mein Gott! Nun bleibt,

wenn das Leben zu Ende ist, noch das Sterben, und auch da will sie nicht getrennt sein: Wo du stirbst, da sterbe ich auch: da will ich auch begraben werden. Der Lohn dafür ist, daß sie das Höchste erreicht, was einem Weibe zu erreichen gestattet ist. Sie hat nicht blos Kinder und Enkel bekommen, sondern ihre Enkel sind die geliebtesten und verehrtesten Menschen des ganzen Volkes geworden bis auf den heutigen Tag. In allen Gebeten, Hymnen, Poesien, immer wieder ist es ja der König David, der königliche Sänger, der zu gleicher Zeit die Synagogen und Kirchen mit seinem Gesang gefüllt hat und ihn bis auf den heutigen Tag immer wieder ertönen läßt. Von diesem Geschlechte der Daviden wird sie die Stammmutter, sie die Fremde, die Nichtjüdin — also die reine nationale Sache ist es, die uns hier entgegentritt: das ist eine der großen Lehren, die uns in dem Buche vorgeführt wird. Eine Fremde, eine nicht geborene Hebräerin und Israelitin, und sie wird zur Stammmutter des Königshauses — das erzählt uns diese Geschichte. Und sie wird es, weil eben ihr Lohn vollkommen sein wird vor Gott, unter dessen Flügeln Schutz zu suchen sie gekommen ist. Eingetreten in den sittlichen Verband, in die religiöse Gemeinschaft aus freier Wahl, nicht durch Geburt, sondern von dem eigenen Gemüt getrieben, erhoben auf die Höhe, die sie hier vor sich sieht, ist ihr Lohn, daß sie erreicht, was keiner geborenen Israelitin jemals vergönnt gewesen ist. Und beide Lehren — die erste wie die zweite — sie hängen durch einen und denselben Grundgedanken wiederum aufs Innigste zusammen. Elimelech stirbt mit seinen Söhnen, weil er sich trennt von den Unglücklichen: Ruth wird erhoben, weil sie sich von der Unglücklichen nicht trennen will. Der Grundgedanke also geht durch die ganze Geschichte von Anfang bis zum Ende; so scheinbar völlig verschieden von einander die beiden Teile derselben auch sind, so sind sie gleichwohl getragen von einem einzigen Gedanken.

Ich will noch Eins hinzufügen. Wenn wir modernen Menschen mit unseren Vorstellungen von der Komposition einer Dichtung dieses kleine Buch Ruth lesen, so fällt uns Eins

auf. Nach unserer Weise zu denken, spielt die Geschichte eigentlich gegen Ruth und um sie. Ruth und Boas, das ist das Idyll. Allein der Erzähler, welcher die Sache hier vorgetragen hat, schiebt immer zu gleicher Zeit Naemi mit in den Vordergrund. Bei der Rückkehr aus Moab ist von der Ruth kaum die Rede, sondern nur von der Naemi. Am Schlusse sogar, wo Ruth nun einen Knaben geboren hat, der der Stammhalter des Davidischen Hauses werden soll, wird immer die Naemi hervorgekehrt, und ihr Trost gespendet dadurch, daß die Ruth ihr einen Sohn geboren habe. Das ganze Buch wird hierdurch nichts Anderes, als die Illustration zu dem einen schlichten Gedanken: Selig sind die Leidtragenden, denn sie sollen getröstet werden. Daher wird Naemi immer mit hineingeschoben; sie kommt als die Leidende zurück, sie ist die Unschuldige in diesem Leide, und sie soll getröstet werden.

Auch sonst ist eigentlich jede Zeile in diesem Buche mindestens historisch außerordentlich richtig. Man kann für die Geschichte vergangener Zeiten, für die Kulturzustände und Sittenverhältnisse außerordentlich viel daraus lernen. Auch episch ist die Geschichte sehr lehrreich. Eine große Anzahl von einzelnen Punkten, beinahe jedes Wort verdient es, daß man darauf achtet und sieht, was sich eigentlich daraus ergeben hat. Im Laufe der Zeiten, namentlich als der biblische Geist, der darin zum Ausdruck gekommen ist, unter den Kulturmenschen Europas und Amerikas sich verbreitet hat, war es der gesättigte volle Inhalt der Geschichte, welcher stets neue Anregung gab. Ich habe schon vom Dialog gesprochen zwischen Naemi und Ruth. Ich zweifle keinen Augenblick daran, daß dieser Satz: Dein Volk ist mein Volk und dein Gott ist mein Gott, damals schon, als die Dichtung niedergeschrieben wurde, ein altes geflügeltes Wort gewesen ist. Dasselbe reicht gewiß weit hinauf bis in die ältesten religiösen Volksgemeinschaften, unter denen, die nicht schon durch die Geburt zusammengehören. Wie im Einzelnen Vieles uns entgegentritt, was lehrreich und anregend ist, das sehen wir auch daraus, daß, um nur ein Beispiel anzuführen, Naemi an der einen Stelle der Schrift sagt:

„Voll bin ich von hier gezogen, aber leer bringt mich der Herr wieder zurück.“ Und jenes berühmte, so wundervolle und gemütsreiche Lied auf die Kindheit von Rückert lautet:

> „Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
> Waren Kisten und Kasten schwer.
> Als ich wieder kam, als ich wieder kam,
> War alles leer.“

Das ist also vollständig die moderne poetische Umschreibung desselben, was als poetischer Grundgedanke damals schon vorhanden war.

Wir lernen hier ferner solche Dinge, die zur Kulturgeschichte so außerordentlich wichtig sind. So z. B. Boas kommt auf das Feld zu seinen Schnittern. Das erste ist, er begrüßt sie: Gott mit Euch! und sie antworten: Gott segne Dich! Ich glaube, daß man nicht fehlgehen wird, wenn man behauptet, niemals wäre es einem römischen Latifundienbesitzer eingefallen, wenn er auf das Feld zu seinen Arbeitern gekommen wäre, sie zu grüßen; auch keinen griechischen Sklavenhalter, jemals einen Gruß an seine Sklaven zu richten. Es kommt aber noch manches Andere, was die kulturhistorische Neugierde befriedigt, dabei heraus. Vor längerer Zeit beschäftigte mich einmal die Frage: Wie war es eigentlich bei den altern Völkern in Bezug auf das Grüßen; wer grüßte zuerst, die Anwesenden, oder der Herzukommende? Ich habe mich an alle klassischen Philologen in Berlin, die in solchen Stücken gut beschlagen sind, gewendet, habe aber keine Antwort erhalten. Ich selbst verstehe davon nicht genug und kenne auch die einschlägige Literatur zu wenig. Aber es scheint nirgends festgestellt zu sein, wer die Grußform zuerst spricht. Man sagte in Griechenland: Chairé = Freue Dich! und am Schlusse: Eu pratte = Mach es gut! Das entspricht also wörtlich übersetzt der in Thüringen noch heute gebräuchlichen Grußform. Wer aber sagte zuerst: Chairé? Ich bin auf die Frage gekommen, weil ich zwischen dem Gebrauch der modernen Juden — mit „modernen“ meine ich die Juden aus den letzten tausend Jahren — und der Deutschen, sowie

der sonstigen europäischen Kulturvölker einen Gegensatz sehe. Wir sind alle daran gewöhnt, in Deutschland, Frankreich und England, daß, wer zu einem Anderen hereinkommt, zuerst grüßt, sonst gilt er als unhöflich. Dahingegen ist es bei den Juden anders gewesen. Sobald Jemand hereinkommt, sagt der Hausherr: „Gesegnet sei der Eingehende“ und der Andere antwortet: „Gesegnet sei der Anwesende.“ Sitzen die Anwesenden bei Tische, so richtet sich der Gruß darnach. Immer spricht aber derjenige, welcher bereits am Orte ist, seinen Gruß gegen den Andern zuerst aus, er möge begrüßt sein, wie er wolle. Ich wollte nun gern wissen, wie weit geht das zurück, seit wann haben die Juden diese Art der Grußform, nach welcher der Anwesende den Gruß zuerst spricht, angenommen? Wir haben allerlei Vermutungen, aber keine Gewißheit darüber. Es kann ja sein, daß es in vielen Fällen auch überhaupt gar nicht von der Zeitfolge abhängt, sondern von dem gesellschaftlichen Grade der Beiden, des Kommenden und des Anwesenden. Das vermute ich deshalb, weil wir hier in unserm Buche finden, daß Boas daher kommt und er zuerst zu den Anwesenden den Gruß spricht und sagt: Gott mit Euch! während diese erst jetzt antworten. Es kann sein, daß es sich damit so verhält wie in China. In China grüßt nicht wie bei uns, der Geringere den Größeren zuerst, sondern umgekehrt; er gibt gewissermaßen dem Geringeren die Erlaubnis: Du darfst mich grüßen, und er dankt im Voraus dafür, daß der Andere ihn grüßen soll. Wenn wir darüber noch eine Geschichte hätten, würden wir mehr wissen, namentlich wenn wir noch in einer anderen Literatur etwas darüber fänden.

Wir würden dann auch noch Aufklärung über manche andere Dinge erhalten, so z. B. über den Vertrag, der dort abgeschlossen wird. Die Ruth wird nämlich nicht blos die Frau des Boas, sondern zu gleicher Zeit geht das liegende Grundeigentum, welches ihr Mann und ihr Schwiegervater besessen hat, mit ihr in die Ehe hinein. Wir sehen hier aus einem einzigen Worte, daß die Geschichte viel später aufgeschrieben

ist, als sie gespielt hat, denn der Erzähler sagt, man hat an diesem Tage, um das Vertragsverhältnis festzustellen, dies und das vorgenommen. Der Verzichtleistende hat nämlich seinen Schuh ausgezogen, denn vormals war es so Sitte. Also „vormals", zu der Zeit, wo er schreibt, machte man's nicht mehr. Und in der Tat sehen wir zu Zeiten des Jeremias nichts mehr von solchen äußerst dunklen Andeutungen einer Feststellung, wie das Ausziehen eines Schuhes ist, sondern es ist ganz genau die Rede davon, daß die Zeugen zusammengebeten werden, daß geschrieben und gesiegelt wird und daß es dabei einen geschlossenen und einen offenen Brief gibt. Für den Letzteren halte ich das eigentliche Couvert, denn es heißt: Der offene Brief, in welchen das alles eingelegt wird.

Wir sehen also, es ist eine vergangene Zeit, in welcher solche urväterliche Sitten noch geherrscht haben, von denen der Erzähler nur als von längst vergangenen Dingen, die man nicht mehr kennt, spricht. Es kommt auch noch etwas anderes in dem Buche vor, das ebenfalls auf eine solche vergangene Zeit hindeutet. Das ganze Verhältnis, wie Ruth und Boas sich stellt und wie die Lösung der Frage herbeigeführt wird, hat einen Vorgang, den wir, kurz gesagt, einfach nicht verstehen. Wir verstehen ihn um so weniger, wenn wir uns überlegen, wie ethisch hochstehend, wie sittlich geläutert und sittigend verfeinert diese beiden Charaktere bereits sind, gleichwohl aber der Vorgang doch ein solcher ist, wie er eben vorgeführt wird.

Und nun wollen wir einmal die Frage stellen, welche oft aufgeworfen worden ist, was ist denn eigentlich das ganze Buch? Darüber sind die Meinungen außerordentlich verschieden. Eine kleine Schrift von 3 Kapiteln mit 85 Versen; wenn man 30 von unseren Kommentaren durchliest, so hat jeder davon eine andere Ansicht darüber. Die Hauptgegensätze, um welche es sich handelt, sind einfach diese: Die Einen — und das war die alte Tradition, welche vielfach noch beibehalten wird — meinen, es sei eben ein historisches Buch, es sei eine wahre Geschichte, die in jedem Worte, wie sie hier erzählt ist,

sich ereignet hat, denn wer sie auch geschrieben haben möge und wann dieses auch geschehen sei, erscheinen gleichgültig: Es sei ein biblisches Buch und alle biblischen Bücher habe der heilige Geist diktiert — und damit sind wir fertig.

Das äußerste Extrem der gegnerischen Ansicht ist, daß nicht wenige Erklärer heutzutage behaupten, das Buch Ruth sei eine politische Broschüre, ein Pamphlet, eine Parteischrift; es sei im Dienste einer Partei geschrieben, um den darin ausgedrückten Gedanken Nachdruck im Volke zu geben. Die eine Partei hielt auf die Reinigung der Familien, indem sie wünschte, daß diejenigen, welche fremdländische Frauen genommen haben zu der Zeit des Exils, also nicht aus eigener Macht, sondern unter der Statthalterschaft eines Fremden, nicht das Beispiel zu weiterer Befolgung dieser Sitte geben, sondern alle diese Mischungen aufhören sollten, und die Juden nur Jüdinnen zu heiraten hätten. Demgegenüber sei aber die andere Partei der Meinung gewesen, sich solche nationalen Schranken nicht auferlegen zu wollen, sondern das Konnubium, d. h. die gegenseitige Heiratsgewohnheit aufrecht zu erhalten. Um dem Ausdruck zu geben, habe ein kluger Mann sich hingesetzt und solche Geschichten von der Ruth sich ausgesonnen, nach welcher eine Fremde die Stammhalterin des Königshauses David gewesen ist. Es handle sich hier also um eine Tendenzschrift. Aber diese Ansicht ist unhistorisch und noch mehr unpsychologisch, weil sie der Erkenntnis der damaligen Kulturzustände widerspricht. Man hat nicht vor drittehalbtausend Jahren sich hingesetzt und im Interesse einer politischen Parteimeinung eine Dichtung geschrieben. Wie wenig blicken doch diejenigen, welche so eine biblische Schrift lesen, in die wahrhaften Vorgänge hinein! Wie sehr entnehmen sie ihre Vorstellungen nur der neueren Zeit und zwar der neueren Zeit selbst, nur ganz von oben abgeschöpft! Was soll nun ein solcher Kritiker, der diese Idylle als eine Tendenzschrift hinstellt, davon denken, daß eine poetische Bearbeitung dieser Idylle in unserem Jahrhundert in Deutschland stattgefunden hat? Karoline Pichler hat

unter dem Titel „Biblische Idyllen“ vor Allem und am schönsten die Ruth bearbeitet und noch drei kleinere andere Geschichten, wie die von Abraham usw. Hat sie da auch eine Tendenz gehabt? Wahrlich nicht. Aber, wie merkwürdig, wann hat Karoline Pichler diese Schrift geschrieben? Kein Mensch würde es ahnen, und die Herren Kritiker würden es nicht zugeben, wenn es nicht schwarz auf weiß gedruckt wäre, nämlich unmittelbar vor dem Beginne des Jahres 1812. Im Dezember 1811, als die Vorbereitungen in ganz Europa zu den größten kriegerischen Ereignissen dieses Erdteils stattgefunden haben — den größten, denn ganz Europa stand dabei unter Waffen — hat Karoline Pichler diese Idylle gedichtet und herausgegeben. Wenn also das an dem grünen Holze unseres Jahrhunderts geschehen, und mitten in den kriegerischen Ereignissen ein dichterisches Gemüt sich entschließen kann, eine solche Idylle zu schreiben, ohne daß sie irgendwie mit den Tendenzen der Zeit und der Umstände sich in einem Zusammenhange befindet; wie sollen wir 3000 Jahre zurück von einer solchen Tendenzdichtung reden! Noch mehr: Ich habe in meinem Leben Gelegenheit gehabt, mit vielen von denjenigen unserer deutschen Dichter in sehr intimer Verbindung zu sein, denen man oft nachgesagt hat, sie seien vorzugsweise Tendenzdichter. Ein Drama und ein Roman soll ja jedesmal eine bestimmte Lehre dem Volke einprägen. Ich nenne nur Berthold Auerbach, Karl Gutzkow; und vielleicht am höchsten in psychologischer Beziehung steht Otto Ludwig; es ist unleugbar, daß in jeder ihrer Dichtungen eine Tendenz enthalten ist, aber die Genannten haben nicht um der Tendenz willen gedichtet, sondern weil sie dazu innerlich getrieben wurden, weil sie dichten mußten. Damit aber ihre Dichtungen Eingang finden und die Gemüter ergreifen, nehmen sie bestimmte Gegenstände mit bestimmten Grundgedanken und bestimmten Zielen dessen, was im Gemüt der Zuschauers oder Lesers herauskommen soll; aber es entsteht die Dichtung nicht, nur damit eine Dichtung stattfinden soll. Würde eine Dichtung nur an Stelle einer politischen Broschüre

geschrieben sein, so wäre sie vergessen, bevor man sie kennen lernte.

Was ist denn nun aber das Buch Ruth? Daß es es eine Dichtung ist, das unterliegt keinem Zweifel, denn das kann man bei genauerer Prüfung schon aus den vorkommenden Namen erkennen. Die Namen sind alle künstliche Namen, mit Ausnahme des Elimelech, den ich nicht zu deuten wage, während Andere, wie Uthofs so glücklich waren, allerlei Deutungen vorschlagen zu können. Dagegen bedeutet Naemi die Angenehme, Glückliche, Süße; die beiden so früh verstorbenen Söhne heißen der Eine der Kränkler, der Andere aber der Abzehrer; Ruth heißt die Genossin, sie ist die treue Genossin, die sich ihrer Schwiegermutter anschließt. Es ist also eine Dichtung, aber auf historischem Grunde, eine alte Geschichte, die im Volke lebte. Was für eine Dichtung ist es? Es ist eine Volksdichtung. Die ist nicht von irgend einem Dichter allein gemacht, sondern, wie unsere Märchen Jahrhunderte lang getragen worden von Mund zu Mund, auch verändert von Generation zu Generation, immer wieder umgestaltet nach dem Geiste der Zeit und der poetischen Fähigkeit der verschiedenen Hände, durch welche der Stoff gegangen ist. Eine solche eigentliche Volksdichtung ist auch unsere Ruth, bis auf den Punkt, wo sie festgehalten wird, wie das auch bei uns mit den Märchen einst geschehen ist. Das eigentliche Wertvolle in der Dichtung ist der in ihr liegende sittliche Gehalt, und dieser ist auch nicht das Erzeugnis eines Einzelnen und eines Schriftstellers, sondern der Volksseele, die die daran gearbeitet hat. In ihr hat sich erst allmählich der Goldgehalt des sittlichen Lebens, wie er dort in einzelnen sittlichen Zügen zum Ausdruck gekommen ist, entwickelt, und als die Zeit gekommen und die Höhe erreicht war, hat man die Dichtung aufgeschrieben, und es entstand das Bedürfnis, dieses Erzeugnis des Volksgeistes festzuhalten es ebenbürtig den anderen, inzwischen emporgekommenen Schriften anzureihen.

Wann mag nun die Schrift etwa abgefaßt sein? Es wird die Andeutung genügen, daß die verschiedenen

Meinungen, welche von den verschiedenen Bibelforschern darüber aufgestellt worden sind, ungefähr um 600 Jahre auseinandergehen. Der eine geht in die Davidische Zeit zurück, und der Andere bis auf Esra, sodaß im Ganzen etwa 600 Jahre dazwischenliegen. Andere nehmen wieder an, daß die Geschichte in der Zeit der Richter geschrieben sei u. s. w.

Trotzdem Jahr aus Jahr ein der Meßkatalog fast immer über alle biblischen Schriften, also auch über das Buch Ruth, eine Neuheit bringt, bleibt doch immer noch eine Frage übrig, die noch nicht besprochen ist. Wenn ich dieses auch nicht mit großer Sicherheit behaupten kann, weil ich von der großen Bibliothek, welche die Ruth-Literatur enthält, nicht alles gesehen habe, so habe ich mir in der letzten Zeit doch einige 30 Kommentare angesehen. Keiner dieser Kommentare spricht aber ein Wort von einer in der Tat höchst auffälligen Erscheinung. Überall nämlich, wo in der Bibel, bezw. den biblischen Geschichten Frauen eine Rolle spielen, vollends sogar eine hervorragende Rolle, von der ältesten Zeit bis auf das Buch Esther herab, wird immer erzählt, daß die Frauen sehr schön gewesen seien, schön von Gestalt und schön von Anblick; immer und immer, wo eine Frau irgendwie hervorragend erwähnt wird, wird auch ihre Schönheit gerühmt. Ist es dem gegenüber nicht auffällig: In dem Buche Ruth kommt kein Wort vor, daß sie schön gewesen sei. Daß sie es war, bezweifle ich nicht. Nicht in den Zeilen, aber zwischen denselben können wir es sehr gut lesen. Nämlich, wie Boas auf das Feld kommt, wird erzählt, sieht er seine Schnitter und Schnitterinnen — beiläufig gesagt, werden sie immer nur Knaben und Mägde genannt und nicht etwa Sklaven — und fragt den obersten der Schnitter, der die Aufsicht führt, wem gehört dieses Mädchen oder diese junge Frau, was im Hebräischen ungefähr dasselbe bedeutet. Ja, warum fragt er denn? Ährenleserinnen hat es immer gegeben, namentlich aber auf den Feldern eines so guten Mannes, als welcher Boas bekannt war.

Man sieht, man kann immer noch Einzelnes finden,

was gleichwohl nicht erklärt ist. Das Wichtige für uns aber ist dieses: wie klein die Geschichte auch ist, so ist sie doch reich, nicht blos an ethischen Momenten. Da wird die Ruth von Boas geheiratet; das versammelte Volk, welches bei dem Ehevertrage zugegen ist, will ihm Glück wünschen, und was sagen sie? „Möge dein Weib sein wie Rahel und Lea, die beide das Haus Israel gebaut haben.“

Sofort wird aus der Gegenwart zurückgeschaut auf Jahrtausende, um die Einheit des Volkes im Gemüt festzuhalten. Sodann wird ein Knabe geboren: „Es möge dein Haus werden wie das Haus Perez, den Thamar Juda gebar.“

Überall also, wo uns das gegenwärtige Kleinste und Neueste und Augenblickliche erzählt wird, wird das Vergangene an das Große und Allgemeine angeknüpft. Aus allem diesem sehen wir, was das Auszeichnende in der jüdischen Volksseele gewesen ist, das sich bis auf den heutigen Tag geltend macht, sich im Leben erhalten und ihr die spezifische Kraft gegeben hat: das ist die historische Kontinuität, das stolze und beglückende Bewußtsein des Zusammenhanges der jetzigen mit den früheren Überlieferungen.

Diese Kontinuität auch in der neueren Zeit aufrecht zu erhalten, dazu sind aber Ihre Vereine, d. h. die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur begründet worden, damit wir überall das, was wir sind, dankbar und zur Erhöhung und Läuterung des Ganzen erkennen, als Erfolg der großen Ueberlieferung, aus welcher wir selbst hervorgegangen sind.

Herz und Gehirn
in altbiblischer Auffassung.

Von

Hermann Kornfeld.

Ich schlafe, aber mein Herz wacht.
(Hohes Lied.)

Von altersher hat sich bezüglich der Bibel, d. h. der fünf Bücher Moses, eine Strömung geltend gemacht, in beinahe jedem Satze etwas, so zu sagen Feindliches zu wittern, ihn zu bestreiten, lächerlich zu machen; sie selbst für antiquiert, für nur lokal bedingt anzusehen, sie auf gleiche oder auch auf tiefere Stufe zu setzen, wie z. B. den Koran, die Zend-Avesta, die Veda's oder auch nichtreligiöse literarische Produkte. Demjenigen, für den das heilige Buch etwas so hohes ist, daß er es für unmöglich hält, ihm rein menschlichen Ursprung zuzuschreiben, kann ein ehrlicher Streit um seine Wahrheiten nur erwünscht sein; daß diese schließlich als solche allgemein erkannt sein werden, ist ihm nicht zweifelhaft. Aber streiten müssen denn auch nur solche, die die Bibel kennen, die Übersetzungen nicht mit dem Text als immer gleichwertig ansehen, sondern wissen, daß erstere oft genug irren, daß die Bedeutung so vieler Wörter noch heute unerklärt geblieben ist. Wie viele meinen, „Hosiannah" bedeute so was wie „Preisen", während es doch „hilf uns, errette uns" bedeutet. Die Mutter nennt ihr Kind einen

Seraph, eine Art Engel, während es eine Schlange bedeutet. Man spricht von der „Stimme des Predigers in der Wüste", während der Text lautet: „Stimme des Rufenden in der Wüste: Macht einen Weg frei usw." Wichtiger noch ist, daß die traurige Vertreibung aus Palästina die Tradition lückenhaft gemacht, daß das Exil antibiblische Gebräuche eingeführt, ja sanktioniert hat; daß die Überschätzung der heidnischen Kultur klare, weit überragende Auffassungen der Welt, der Menschen, des Rechts, der sozialen Zustände bei den Hütern des ihnen anvertrauten Schatzes haben vergessen oder hintenansetzen lassen. Von solchen dem Geiste der alten Traditionen widersprechenden Dingen seien nur (nach Löw) erwähnt: Konfirmation, Totenfeier, Besuch der Gräber. Moses' Grab sollte Niemand kennen, und keine Silbe in der heiligen Schrift erzählt uns davon, daß je die Gräber der Könige, der Propheten, der Erzväter aus Pietät aufgesucht worden sind.

Das Merkwürdigste, und neu zu dem Thema, ist: In den fünf Büchern und (soweit Verf. bekannt) auch in den übrigen heiligen Schriften wird nie das Gehirn als Sitz der Seele, bezw. der geistigen Fähigkeiten erwähnt. Das hindert aber nicht, daß das Gebot: „Die Worte, die Ich dir heut' gebiete, sollen dir sein . . . zum Zeichen zwischen den Augen", durch den vermeintlichen Sitz des Verstandes im Kopfe motiviert sein soll.

Die Psychiatrie, die Medizin nimmt dies bekanntlich noch heut größtenteils an. (So z. B. Kräpelin.*) Ebenso bekannt ist, daß die älteste Auffassung, nicht bloß die alttestamentliche, die Seele in das Herz verlegte. So (vgl. Neubauer in Gesch. d. Med. 02) die Sumerier im zweiströmigen Lande: Geisteskrankheit ist Verkehrtheit des Herzens; die meisten Hippokratiker, Pneumatiker; gegen Plato hält auch Aristoteles das Gehirn nur für ein zur

---

*) Psychiatrie 1903, S. 2/3: „Wir wissen jetzt, daß wir in ihnen (d. i. den Geisteskrankheiten) die psychischen Erscheinungsformen mehr oder weniger feiner Veränderungen im Gehirn vor uns haben." Und das, nachdem die pathologische Anatomie für die nicht als Begleiterscheinungen körperlicher, auftretenden 'geistigen Veränderungen sich als wertlos erwiesen hat.

Abkühlung des Lebenshauches dienendes Organ. Ohne auf die Theorien einzugehen, welche die Seele, bezw. die verschiedenen Kräfte derselben, in diverse körperliche Organe verlegen, sei nur erwähnt, daß u. A. Hauch-Pneuma als Träger des Lebens gebunden an das Blut gedacht wurde.

Die altbiblische Lehre ist: Die Persönlichkeit ist an das Blut gebunden, körperlich wie geistig. Deshalb soll das tierische Blut nicht einen Bestandteil des menschlichen Körpers durch die Nahrung bilden. Deshalb sollen die (rotblütigen) Tiere von dem Blute — das zum Opfer dienen oder wie Wasser auf die Erde gegossen werden soll — befreit werden, was schnell, sicher, human, am allerbesten, ja ganz allein nur durch die traditionelle Schlachtweise geschehen kann (wie Vf. a. O. vor vielen Jahren ausgeführt hat). Die herrlichen Schlachtvorschriften haben sich bei den Israeliten erhalten, aber ihre Begründung ist im Exil verloren gegangen. Gezwungen, sich jeder politischen Tätigkeit zu enthalten, verfolgt, bedrückt, beständig in Angst haben die weisen, frommen Führer sich gewissermaßen ausschließlich in die mosaischen Lehren vertieft und zur Ergänzung der Lücken in der Ueberlieferung doch auch Sätze aufgestellt, deren Unhaltbarkeit nach Vf.s Ansicht mit der Zeit erkannt werden wird. Wenn z. B. das Blut auf die Erde gegossen wird, so ist nicht abzusehen, warum das nicht Abfließende auch noch entfernt werden soll. Und vollends: Daß es ein noahchidisches Gebot sein soll, daß vom lebenden Tiere kein Glied gegessen werden soll, erscheint schon insofern irrig, als dies Verbot überflüssig wäre. Ein solches Glied enthält ja noch Lebensblut, ist also schon deshalb verboten. Das allen Nachkommen Noahs gegebene Verbot des Blutessens involviert ohne weiteres die Voraussetzung des Kreislaufs des Blutes. Wie sollte man ein geschlachtetes Tier essen, ja auch das Blut beim Opfern sprengen können, wenn es nicht sicher wäre, daß die gebotene Schlachtweise das Lebensblut aus dem Tier entfernt hatte? Wenn das Blut aber alle Organe belebt, deren besondere Funktionen

verursacht, so muß auch jedes Organ nicht bloß zu den körperlichen, sondern auch zu den geistigen Vorrichtungen in besonderen Beziehungen stehen. In seiner Abhandlung: „Der erste Kriminalfall" (Marhold, Halle a. S. 06) hat Vf. ausgeführt, wie gewisse Organe, Nieren, Leber, Darm u. a. von der heil. Schrift mit den Gefühlen, das Herz mit den Vorstellungen und Trieben in enge Verbindung gesetzt werden. Die Hauptstellen für das Herz sind I u. II B. u. A.: „Die Gebilde des menschlichen Herzens sind böse vom Erwachen an", „Wer gäbe ihnen ein solches Herz, meine Gebote zu befolgen"; und in den späteren Schriften: „Sein (Nebukadnezar's) Herz wurde das eines Tieres" und „Ich schlafe, aber mein Herz wacht". Wie das Herz auch in der Nacht unermüdlich pulsiert, so ist auch der Geist in der Nacht tätig, wenn die sonstigen Organe, z. B. das Gehirn schlafen; also dem Geiste nur vage Körpergefühle ohne genügende Korrektur zuführen. Besonders bemerkenswert ist dabei auch, daß (Atmung) Lungen ebenso ignoriert werden wie das Gehirn, also gewissermaßen als solche Organe angesehen werden, die nur Hilfsfunktionen, nicht bestimmende, auszuführen haben.

Die altbiblische Lehre geht also davon aus, daß alles Geistige durch das Blut vermittelt wird, daß dieses demnach zunächst auf Herz und Gefäße — es erscheint sehr glaublich, daß das hebräische Wort für Nieren in der Verbindung mit Herz „Gefäße" bedeutet — wirkt, und daß diese das Reagenz, das feinste, für alle die Persönlichkeit betreffenden geistigen Zustände bilden. So „klopft" das Herz, als David das Volk zählen ließ; so war es „verhärtet" bei Pharao, d. h. es erlangte eine abnorme Widerstandsfähigkeit gegen die, angesichts der furchtbaren Plagen bei Pharao, (durch Angst, böses Gewissen) hervorgerufene Reaktion (Klopfen). Die Fähigkeit zu reagieren erlangt das Herz lediglich durch Zufuhr von Blut, und sie zeigt sich in der unerklärlichen, durch Nerven nicht bedingten (automatischen) Herzpulsation.

Wenn bei Störungen des Geistes — immer abgesehen von den durch Körperleiden verursachten, z. B. Fieber, Vergiftung — die Organe namentlich Herz,

Gehirn erkranken, so ist das somit erklärlich. Umgekehrt kann ein körperliches Leiden Ursache werden, daß der Geist erkrankt, wie z. B. auch zum Selbstmorde; aber ein solches an und für sich wird nur immer den Geist unfähig machen, die Organe gehörig zu brauchen, so daß, wenn die Funktionen letzterer wieder in Ordnung sind, der Geist sich ohne weiteres wieder intakt erweist. Es soll hier nicht historisch aufgeführt werden, wie nahe manche Forscher der altbiblischen Auffassung kamen, daß Geistesstörungen von der Beschaffenheit des Blutes, bezw. der Gefäße abhängen, z. B. Crichton. Nur darf nicht ohne weiteres geschlossen werden, es müßten umgekehrt die Krankheiten des Blutes, des Herzens und der Gefäße geistige Störungen immer bewirken. Der Geist entzieht sich im gesunden wie im kranken Körper des materiellen Nachweises. Wenn vielfach gelehrt wurde, er sei ein feinerer Aether, so ist damit nichts gewonnen für die nicht begreifliche Behauptung der Materialisten, daß ein körperliches Gewebe denken soll; und namentlich auch nicht, warum gerade die Hirnrinde, oder das ganze Zentralnervensystem, die (sympathischen) Ganglien. Warum sollten geistige Fähigkeiten, von denen gewisse auch nervenlosen Tieren zukommen, nur an Nerven, nicht auch an Muskeln, und vor allem nicht auch an das (flüssige) Gewebe des Blutes geknüpft sein?

In Summa also: Die Zukunft der Lehre vom Menschen gehört der altbiblischen Auffassung. Vor ca. 30 Jahren, als Verf. diese Ansicht zum erstenmale veröffentlichte, war es um die Kenntnis des Blutes noch traurig bestellt. Der Aufschwung in dieser Beziehung ist so enorm, daß die Rolle des Gehirns zu Gunsten des Herzens bezw. des Blutes in absehbarer Zeit ausgespielt erscheint.

Daß insbesondere die Geistesstörungen im engeren Sinne nicht mehr als körperlich bedingt gelten werden müssen, das sollte nicht blos aus dem negativen Ergebnis der pathologischen Anatomie gefolgert werden, sondern auch aus der unveränderten Schwierigkeit, die Diagnose anders wie auf psychologischem Wege zu stellen. „Das Verfahren" (Fest-

stellung der Krankheitsbilder) „hat fast mehr mit dem Vorgehen des Untersuchungsrichters Aehnlichkeit als mit einer wissenschaftlichen Erforschung". Und: „die Hilfsmittel (zur Feststellung) gehen nur wenig über diejenigen hinaus, die uns die gewöhnliche Lebenserfahrung an die Hand gibt." (Kräpelin).

Mit einem gewissen Recht behauptet man, es befinde sich die h. Schrift im Widerspruch mit der Wissenschaft. Aber doch nur mit der von heute; denn nicht nur die ehemalige, z. B. griechische, stand größtenteils auf dem Standpunkt der ersteren sondern auch recht viele Vertreter der letzteren bis heut. „Die großen Gedanken kommen aus dem Herzen" (Pascal); „die Gemütskrankheiten stehen im Zusammenhang mit den Organen des Unterleibes" (Schröder, von der Kolk) 2c. Aber allerdings, wie die Voraussetzungen andere sind, müssen es auch die Folgerungen sein. Die schöpferischen Ideen, welche die Menschheit vorwärts gebracht haben, sind bekanntlich zumeist nicht eine Folge von Fleiß, Scharfsinn, Erfahrung, Stellung u. a. gewesen, sondern intuitiv entstanden, auf eine der psychologischen Forschung unzugänglichen Weise. Warum sollten Einzelne, die weit über dem Durchschnitt unserer Tausende von Jahren später lebenden Generation standen, nicht Wahrheiten gelehrt haben, deren Richtigkeit die Wissenschaft schließlich im Stande sein könnte, anzuerkennen? Ist nicht wiederholt beobachtet worden, daß neue Theorien verworfen wurden und uralte wiederum zur Herrschaft gelangten? Die Tradition lehrt — entgegen den Materialisten, den Darwinianern —: Menschen und Tiere leben durch einen, an das Blut gebundenen Hauch (Atemluft), „Gott zieht ihn zurück und Alle vergehen" (Psalm.) Die Beschaffenheit des Blutes bedingt die Individualität. Die Bewegung dieses Hauches, dieser Strömung, macht den Menschen, dem eine besondere höhere Art der Belebung (göttlicher Hauch) zu Teil wurde, fähig, geistige — den Tieren — versagte Tätigkeiten zu entfalten. Unter Umständen kann der Schöpfer diese Bewegung ändern, kann jeder Mensch die Direktion derselben befolgen oder hintenansetzen, ihr entgegen-

handeln. Zum Bewußtsein kommt ihm dies dadurch, daß das Blut in erster Reihe eine Modifikation der Herzenstätigkeit bewirkt. So bei Jubel, Freude; bei Angst, Kummer.

Irrtum und Irrsinn unterscheidet die h. Schrift nicht dem Wortlaute nach. Bei jedem Verbrechen ist der Täter gleichzeitig ein Irrender. Aber die Folgen sind natürlich verschieden: der Irrsinnige ist — wie die Alten sagen — durch den Irrsinn genügend bestraft; der Verbrecher hat die Folgen zu tragen. Uebertritt er ein Verbot, so erleidet er Strafe, d. h. in der Sprache der Bibel: Sündigt er, so muß er das erleiden, was die Gesetze zur Sühne bestimmt haben. Uebertritt er natürliche Gesetze betr. Gesundheit (durch Völlerei, Wollust, übermäßige körperliche oder geistige Anspannung oder ihr Gegenteil u. a.) so straft ihn, wie die Medizin lehrt, die Natur mit Krankheit; übertritt er Staatsgesetze, dann die weltlichen Gerichte. Die mosaische Lehre enthält nur die Gesetze für den normalen Menschen, und ferner sowohl für sein Verhältnis zu Gott als zu seinen Mitmenschen. Erstere sind dem Richter entzogen, z. B. die Vergehen gegen die Heiligkeit des Tempels; letztere entsprechen dem, was wie Moses sagt „sehr nahe dem Herzen eines Jeden ist." Sie fixieren also nur die Norm, die mit der Degeneration der Menschen allmählich mehr oder minder große Abweichungen erlitten hatte.

Wie konsequent diese Grundzüge durchgeführt sind, zeigt u. a. der Bericht von der Erschaffung des Menschen. Alle Menschen stammen von einem Paar ab; Mann und Frau, beide, sind im Bilde der Allmacht erschaffen, allerdings mit der Maßgabe, daß nicht der Mann die Frau ergänzen, ihr eine Hülfe sein solle, sondern umgekehrt. Die Darstellung von dem Ausbau einer Seite (nicht Rippe) des Mannes zur Frau beweist beiläufig auch, daß die an das Blut gebundene Seele den ganzen Körper, nicht etwa blos die Gehirnrinde erfüllt; Eva ist nicht besonders durch den Schöpfer zum Leben durch Anhauch erweckt worden. Ferner in der Rechtspflege: die Strafvorschrift betr. des Erkenntnisbaumes wurde

dem Menschen gegeben als er noch allein in der Welt stand; und zwar in Form eines Verbotes, bei dessen Nichtbefolgung eine bestimmte Folge: Sterben, ausdrücklich vorhergesagt war. Und nicht die Furcht vor der Todesstrafe — erst die Stimme des Schöpfers veranlaßt das Verstecken — sondern Gewissensbisse, Scham davor, daß sie sich durch niedrige Gelüste hatten fortreißen lassen, sich eben wie nackte Tiere benommen hatten, folgten sofort auf die Befriedigung ihrer Begierde und veranlaßten die Verhüllung mit Feigenblättern.

Das erste Gebot, oder wenn man will, die erste Normativbestimmung: Seid fruchtbar und mehret euch ist — ebenso wie die zehn Gebote — ohne Androhung von Strafe für Nichtbeachtung gegeben. Aber das eine Vorausgeschickte: „Gott segnete sie", charakterisiert es, ebenso wie das vierte Gebot, als positive Bestimmung und enthält die Strafe, nämlich das Ausbleiben des Segens für Unterlassung.

Auf der Grundlage der biblischen Lehre ist nun auch zu begreifen, wie das Aufhören des Lebens zu denken ist. Solange lebendes Blut in den Geweben ist, können diese nicht als abgestorben gelten; also z. B. das Gehirn nicht, wenn plötzlich der Atem unterbrochen wird. Erst wenn durch die Unterbrechung sich eine Umwandlung des Blutes eingestellt hat, wie das rote (arterielle) Blut durch Gerinnung, Ueberladung mit Kohlensäure, durch Verhinderung der Eigenbewegung seiner Körperchen oder sonstige Veränderungen tot ist, dann ist das Leben erloschen. Welche Beimischung der Atemluft die höheren Geistesfähigkeiten des Menschen bedingt, ihn zeitweise „begeistert", schöpferische Ideen fassen läßt, ihn über Zeit und Raum erhebt, ihm Sprache, Schrift, eine Geschichte, einen Zweck seines Daseins gegeben hat und gibt — auch das wird materiell, durch Sektionen, physikalisch, chemisch 2c. nie nachzuweisen sein.

Das Schwanken der Wissenschaft wird am deutlichsten illustriert dadurch, daß auf einmal jetzt in den Lehrbüchern der Psychiatrie im Gegensatz zu allen früheren Anschauungen die geistigen Störungen mitbehandelt werden,

die auf nachweisbaren körperlichen Leiden beruhen. Einen im Fieber-, im Säuferwahnsinn, nach Vergiftung Delirierenden hat früher niemand, namentlich nicht in foro, geisteskrank genannt. Statt die Abtrennung der geistigen Störungen, deren materielle Unterlage sich nachweisen läßt, weiterzuführen, z. B. bei der allgemeinen Paralyse, der Atrophie des Gehirns, seiner Geschwülste, den Autointoxikationen (durch Harnstoff, Galle rc.) werden nun umgekehrt diese eingereiht in die Psychosen ohne solche. Und lediglich, weil die betr. Psychiatrie des Glaubens ist, daß die Wissenschaft die materiellen Unterlagen letzterer später entdecken wird. Auf diesen Glauben hin muß doch die altbiblische Lehre nicht als überwunden zu erachten sein. Der Standpunkt Heinroth's hat seine Berechtigung nicht verloren, wenn er auch z. T. sehr anfechtbar ist. Irrsinn durch excessive Leidenschaft, durch mangelnden Widerstand gegen irrige Vorstellungen, durch Kummer, durch Untreue gegen das eigene Selbst, kurz aus psychischen Ursachen ist grundverschieden von den geistigen Störungen, die aus körperlichen Ursachen entstehen und bei denen die schon vorher vorhandene Geistesbeschaffenheit eine der ersteren scheinbar gleiche Färbung bisweilen wahrnehmen lassen kann.

Die Lehre von dem Primat des Gehirns *) ist irrig. Das Leben pulsiert kraft der Tätigkeit des Herzens; und der Mensch ist durch eine unüberbrückbare Kluft von dem Tiere geschieden, weil er ein menschliches Herz hat, das von menschlichem Blut durchströmt wird. So ist denn zu hoffen, daß man nun auch der Aufforderung der heiligen Schrift: die göttlichen Lehren zu studieren, zu erkennen und zu befolgen („alle Völker werden einst bewundernd die Weisheit derselben preisen") eifrig und gern nachkommen wird.

---

*) Es sei an die einmal aufgestellte Hypothese erinnert, daß zur Leitung der Welt ein „Weltgehirn" gehöre. Die Vorstellung von einem Rhytmus im Weltall ließe sich aber sehr gut mit der vereinen, daß, wie im Mikrokosmos eine Pulsation stattfindet, die erstere von einem „Weltherz" ausgeht.

Die weltgeschichtliche Bedeutung des jüdischen Handels.*)

Von

Kaufmann Kohler.

Als der Judenfresser Ahlwardt vor zehn Jahren nach New-York kam und längs des Broadway fast nur jüdische Namen auf den Firmenschildern las, da rief er bestürzt aus: „Ach, das ist ja Neu-Jerusalem!" Er ahnte nicht, daß die neue Welt dem Juden das geschichtliche Recht wieder zuerkennen mußte, das ihm die alte Welt vorenthalten hatte. Haß oder Vorurteil haben das Charakterbild des Juden in der Geschichte so entstellt, daß es nur wenige gibt, auch unter den berufenen Geschichtsschreibern, die ihm volle Gerechtigkeit widerfahren lassen. Am allerwenigsten ist der jüdische Kaufmann gewürdigt worden. Vor der Geschichte des jüdischen Handels, würde sie einmal von berufener Hand unternommen, müßten die Stöcker's oder Treitschke's, oder um auch einen Nichtdeutschen zu nennen, die Godwin Smiths, verstummen.

Der unternehmende Handelsmann war nirgendwo im Altertum gut angeschrieben. Nicht in Rom allein

---

*) Vortrag, gehalten vor dem deutsch-literarischen Klub in Cincinnati, März 1907.

hat man den Grenzwächter Mercur zum Gott der Diebe und der Kaufleute gemacht. Der Kaufmannsstand ward in Indien wie in Griechenland mit Mißachtung und Mißtrauen behandelt. Aber nirgendwo begegnete er einer solchen Geringschätzung und Schmähung als gerade seitens der israelitischen Propheten und der Häupter der jüdischen Schulen. Der Schacher — ein aus dem hebräischen Socher (umherziehender Handelsmann) entstandenes Wort — war dem Juden von Haus aus so fremd, daß man in der Bibel für den hausierenden Handelsmann den Namen Kanaani (Phönizier) gebraucht. Vor diesem Beispiel eines betrügerischen Kaufmanns mit dem falschen Maß und Gewicht in der Hand kann der Prophet sein Volk nicht eindringlich genug warnen, und noch Josephus, der jüdische Geschichtsschreiber am Hofe der flavischen Imperatoren, rühmt sein Volk, daß es den Ackerbau allein fleißig betreibe und nicht, wie die Griechen, dem Handel obliege. So sind denn auch die Aeußerungen der Rabbinen in den ersten christlichen Jahrhunderten dem Handelsmann durchaus nicht günstig.

Es ist in der Tat eine vollständige Verkennung des Charakters des Juden, wenn man behauptet, daß er vermöge seiner „Parasiten-Natur" am liebsten vom Mark, von der Arbeit Anderer zehre. Wie das ganze mosaische Gesetzessystem auf Ackerbau beruhte und jedes Geschäftsunternehmen, das Geldanleihe erforderte, durch das Zinsverbot fast unmöglich machte; wie das Lebensideal des Volkes darauf hinzielte, daß jeder friedlich unter dem Schatten seiner Wein- und Feigenbaumpflanzungen lebe, so zogen die Judäer aus ihrem Erblande in die Fremde mit der Weisung des Propheten: „Erwerbet Felder und Weinberge und bauet sie an und fördert als gute Patrioten die Wohlfahrt des neuen Heimatlandes." Und sie bewährten sich als tüchtige Ackerbauer in Babylonien, in Afrika und in Südfrankreich, bis Haß und Verfolgungswahn sie aus ihrem Besitztum verjagte. Allein ein bloßes Bauernvolk bringt es nicht weit in der Geschichte. Und da das jüdische Volk keinen Hannibal und Alexander, keinen Mohammed und Caesar hervorbrachte, um die

träge Masse mit dem Eroberschwert in der Hand in Bewegung zu setzen, so mußte ein anderer Sauerteig in seine Seele geworfen werden, um es in Gährung zu bringen. Ich spreche nicht von seinen Religionswahrheiten, seinem Monotheismus und seiner Messiashoffnung. Beide hätten ihren zivilisatorischen Einfluß auf die Welt nimmer ausüben können und die christliche und mohammedanische Religionsbewegung nie hervorgerufen, hätte der Handelsgeist sich nicht im Juden früh — trotz aller Hindernisse — geregt und ihn mit den Völkern der weiten Erde in Berührung gebracht, die ihn zum Kosmopoliten, zum Weltbürger, zum Träger einer die Kulturen vieler Länder vereinigenden allgemeinen Menschheitsidee, wie nur die Edelsten der griechischen Denker sie ahnten, zu erheben. Schon Aristoteles bewunderte einen Juden, den er auf Reisen zufällig traf, — wenn wir seinem Schüler Klearch Glauben schenken dürfen — als eine Art Nathan den Weisen.

Wir vergessen eben gar zu leicht, wenn wir das klassische Land der Kunst und der Philosophie, die Leistungen eines Phidias und eines Sophokles und Plato bewundern, daß der Staat des allen Handelsgewinn hassenden Lykurgos, daß rohes, klotziges Spartanertum jene herrliche hellenische Zivilisation niemals hätte schaffen können. Nur weil die Athener, oder bereits die kleinasiatischen Jonier, gelehrige Schüler des schlauen Handelsvolks der Phönizier geworden, erweiterte sich ihr Blick und erschloß sich ihr Sinn für all die Kunst- und Wissensschätze des untergehenden hohen Altertums, so daß sie sich bei ihrer staunenswerten Empfänglichkeit und Schaffenslust zu ewigen Vorbildern alles Schönen und Gedanklich-Hohen und Wahren erhoben.

Nun denn fragen wir, was hat dem jüdischen Genius die große Welt erschlossen, daß schon auf den ersten Blättern der Bibel eine Völkertafel dargeboten wird, die die drei Erdteile, die semitischen, arischen und afrikanischen Menschenstämme umschließen soll und deren Gleichen in keiner Literatur der alten Welt wieder zu finden ist? Die Handelsunternehmungen, die die Phönizier auf ihren großen

Seefahrten, den Tarschisch-Schiffen, hinauslockte über das weite Erdenrund, übten ihren Reiz schon auf Salomo und seine Dynastie aus, und, wenn diese ihre Schifffahrtsversuche mißlangen, weil sie zu fern von der Küste wohnten, so zeigen uns die Schilderungen der Propheten Jesaiah, Ezechiel und des sogenannten zweiten Jesaiah, daß man für die großen Handelskarawanen und Märkte ein offenes Auge und ein reges Interesse bewahrte. Es ist der Menschheitsgedanke, der hier in aller Hoheit und Weite erwacht. Nicht im Bauch des Walfisches, sondern auf der hohen See wird dem Propheten Jona das enge Herz weit geworden sein, um die himmlische Liebe auch auf die heidnische Menschheit auszudehnen.

Mit dem Zusammenbruch des altisraelitischen Staatslebens und der Zerstreuung des Volkes über alle Erdteile begann eben eine andere Epoche und eröffnete sich eine neue Aufgabe für den von seiner heimischen Scholle losgerissenen Juden. Jede neue Ansiedlung wurde den weit Auseinandergesprengten zu einer Etappe einer Handelsverbindung, deren Netze sich allmählich über Land und Meer ausdehnten, gerade wie in größerem Maßstabe die des phönizischen Weltverkehrs. Daß bei allem zähen Haften am Boden die Bewohner Palästinas ihren Nachbarn, den Kaufherrn von Tyrus und Sidon, früh schon manches abgelernt haben, erfahren wir aus der Bibel und dem Talmud, wo uns gesagt wird, daß der Küstenbewohner Zebulon die Glasfabrikation und die Purpur- oder Karmesin-Färberei übte. In der Tat haben sich beide Geschäftsbetriebe bei den Juden an der mittelländischen Meeresküste bis in die Zeit der Kreuzzüge hinein nachweislich erhalten, wovon uns besonders die Reisebeschreibung Benjamins aus Tudela Kunde gibt. Aber gelegentlich gibt uns die Bibel bereits einen Einblick in das Leben eines jüdischen Kaufmanns, dessen Wochen oder Monate lange Abwesenheit vom Hause die Treue der Gattin auf die Probe stellt. Oder es werden uns recht drastisch im 107. Psalm die unangenehmen Erfahrungen einer Seefahrt geschildert und von einem Dankopfer nach glücklicher Rückkehr gesprochen. Gewiß ist, daß man

unter der Makkabäerdynastie es schon zu einer stattlichen Handelsschifffahrt gebracht hatte, wovon das Makkabäer-Mausoleum zu Modin mit dem eingemeißelten Schiff-emblem Zeugnis gab; und vollends unter der Herrschaft des Herodes hatte Judäa mehrere Hafenstädte, die zur Seefahrt einluden, besonders der vornehm erbaute stattliche Hafen von Caesarea. Der Talmud nennt einen Hohenpriester aus jener Zeit, Eleazar ben Harsom mit Namen, der von seinem Vater 1000 Städte zu Land und 1000 Schiffe zur See ererbt hatte. Natürlich ist das Volkssage, allein sie bekundet doch, daß einzelne Familien Judäas durch Großhandel unermeßliche Reichtümer erworben haben. In der Tat bezeugt die erstaunlich große Liste von ausländischen Handelsprodukten im Codex der Mischnah, daß an dem mächtigen Handelsverkehr, der zwischen dem Morgen- und Abendland im römischen Reich stattfand, Judäa seinen vollen Anteil genommen und daß es für die Ausfuhr von Wein, Oel, Balsam und Baumfrüchten, wie eingesalzenen Fischen die Erzeugnisse vieler fernen Länder eingetauscht hat.

Doch bildete das, was hier auf dem engen Flächenraum Judäas vor sich ging, nur eine Vorschule und bot es blos einen Vorgeschmack für die Leistungen des jüdischen Kaufmanns, der in die fernsten Länder hinauszog, um auf Jahrhunderte lang den Welthandel an sich zu reißen. Diesen so wenig gekannten und von Forschern so wenig beachteten Eroberungsgang des jüdischen Handels möchte ich hier nun näher beleuchten. Um meiner Darstellung Klarheit und Deutlichkeit zu geben, teile ich den jüdischen Handel als solchen — die moderne Zivilisation kennt natürlich keinen spezifisch-jüdischen Handel — in drei Epochen: 1. die mazedonisch-römische Zeit, 2. die arabisch-spanische Kulturepoche und 3. die Zeit der Erschließung der neuen Weltteile. In diesen drei Epochen hat der jüdische Kaufmann an der Lösung den großen weltgeschichtlichen Aufgaben einen hervorragenden Anteil genommen.

Die allgemein herrschende Ansicht, der man in allen Geschichtswerken begegnet, ist, daß die Kirche es war, die

Griechen- und Judentum miteinander verschmolzen und so das von Alexander dem Großen, dem Schüler Aristoteles', begonnene Werk der Völkerverbrüderung vollendet hätte. Die Behauptung ist absolut falsch. Der Heidenbekehrer Paulus fand, wohin er kam, griechisch-redende Judengemeinden vor, in deren Synagogen er predigte, und er trat in die Fußtapfen der Sendboten der jüdischen Propaganda, die seit der Makkabäer-Zeit von Alexandrien aus nach vielen Seiten hin mit Schrift und Predigt wirksam war. Stolz behauptete bereits im Jahre 140 vor der christlichen Aera der Sibyllinendichter: „Jegliches Land und jegliches Meer ist von dir (Israel) erfüllt", und der Geograph Strabo bestätigt die merkwürdige Aussage. Es gab in der Tat weder im Parther- noch im römischen Reich, weder in Afrika noch in Kleinasien, Phönizien und Syrien oder Griechenland, weder auf dem Festland oder den Inseln eine einzige Stadt, wo Juden sich nicht angesiedelt hätten, angelockt von Aussichten auf Handelsgewinn. Nun wissen wir, daß bereits unter den persischen Königen jüdische Handelshäuser in Babylonien Finanzgeschäfte in großem Maßstabe betrieben. Keilinschriftliche Funde brachten vor mehreren Jahren die Existenz einer solchen Firma „Muraschu Söhne" an's Licht; und der bekannte Jurist J. Kohler hat die aufgefundenen Kontos und den fast modernen Styl dieser Finanzoperationen im IV. Band der Beiträge zur Assyriologie beleuchtet. Dazu sind nun vor kurzem frappante aramäische Geschäftsurkunden von Juden aus der Zeit Xerxes' und Artaxerxes' und wohl bis auf Dambyses zurückreichend daselbst wie auf der Elephanteninsel bei Syene am oberen Nilkatarakt zu Tage gefördert worden, die ein ganz neues Kapitel jüdischer Kultur- und Handelsgeschichte eröffnen. Man hat nämlich lange Zeit die Behauptung alexandrinischer Juden, wie sie im Aristeasbrief, im dritten Makkabäerbuch (3,21) und sonst aufgestellt wird, daß die Juden schon seit uralter Zeit in Aegypten wohnten und ihr Bürgerrecht so alt und so fest verbrieft, wie das der Griechen war, als „jüdische Prahlerei" verschrieen. Nun muß dieses Vorurteil ver-

stummen. Die großen Reichtümer, die die Juden Alexandriens, der großen Handelsmetropole, als Getreide- und Warenlieferanten und Schiffsbesitzer erworben; der Wohlstand, der die Juden Antiochiens, der zweitgrößten Handelsmetropole jener Zeit, zu den reichsten Männern Syriens erhob, wie uns Josephus mit Bezug auf Einen Namens Saramalla mitteilt, oder was uns Inschriften aus der Wunderstadt Palmyra, diesem hundertjährigen Stapelplatz arabischer Handelsprodukte, oder aus dem Küstenland des Bosporus über die Industrie und Handelsunternehmungen jüdischer Kaufleute erzählen, oder endlich, was armenische, syrische, persische und talmudische Quellen über zahlreiche und wohlhabende Ansiedlungen im fernen Osten gelegentlich verraten, — alles das läßt keinen Zweifel darüber, daß die über den weiten Erdball verzweigten Reste des alten Israel gerade durch ihre nationale religiöse Zusammengehörigkeit und ihre früh ausgebildete Vielsprachigkeit schon frühzeitig dazu befähigt und berufen waren, an dem Aufbau des Welthandels einen hervorragenden Anteil zu nehmen. Und haben denn nicht auch die Ptolomäer und Seleuciden bei ihren Städtegründungen die Nutzbarkeit jüdischer Niederlassungen für ihre staatswirtschaftlichen Pläne erkannt? Darum lesen wir von der Verpflanzung jüdischer Kolonisten seitens Artaxerxes' II. einerseits nach Hyrkanien am kaspischen Meere und andererseits nach dem Wüstensaum des ägyptischen Hochlandes, wobei offenbar die Absicht vorlag, Welthandelsstraßen nach Süd-Arabien einerseits und andererseits nach Indien und China zu bahnen. Wie also in der großen Handelsmetropole Alexandrien, mit Cyrene als Hinterland, jüdischer Unternehmungsgeist den kommerziellen Verkehr mit Rom und dem fernen Westen und Osten zu mächtigem Aufschwung brachte und großen Wohlstand schuf — die Getreideausfuhr nach Rom ging lange Zeit durch jüdische Hände — so verfolgte namentlich Antiochus der Große (223—187) die Politik, den Handelsverkehr mit Indien und China durch neue Ansiedlungen und Städte-Gründungen auf Kosten der Partherkönige anzubahnen; und hierfür nahm er Griechen und Juden

weislich in seinen Dienst. So erfahren wir denn aus den talmudischen Quellen von solcher der Reinerhaltung des Judentums gefährlichen Misch-Bevölkerung von Mesene und Charax, in denen aber jüdische Kaufleute als reiche Großhändler erscheinen. Babylonische Juden werden uns im Talmud häufig vorgeführt, die mit ihren Seidenwaren, Juwelen und Gewürzen Monate lang von Markt zu Markt reisen und es zu luxuriösem Wohlstand bringen. Ganze Städte sind voll dieser reichen, üppigen Juden. In der Tat ist es von Mommsen in seiner römischen Geschichte, wie von Alfred von Gutschmid in seinen Geschichtswerken über Iran erkannt worden, daß die Juden im Partherreich den Handel bedeutsam gefördert haben. Und sie bildeten das Bindeglied zwischen dem römischen und dem parthischen Reiche im letzten vorchristlichen und den ersten sechs nachchristlichen Jahrhunderten in bedeutend höherem Maße, als dies die Syrer vermochten. Diese waren allerdings zahlreicher und vornehmer als die jüdischen Kaufleute; ihnen ging aber die jüdische Beweglichkeit und Sprachfertigkeit ab, um überall wie jene erfolgreich zu sein.

Recht bezeichnend ist die merkwürdige Tatsache, daß Jahrhunderte lang in Palästina so gut wie im gesamten Judentum die seleucidische Aera, die mit der Schlacht bei Gaza 312 beginnt, als die Aera für Geschäftsurkunden aller Art beibehalten wurde, gerade wie die christliche Zeitrechnung die jüdische Weltära des Mittelalters außer Kurs gebracht hat. Derselbe praktische Geschäftssinn spricht sich auch in der vom Babylonier Hillel gegen das Jahr 40 eingeführten Reform aus, die das biblische Gebot des Erlasses aller Geldschulden im siebenten Jahr durch einen besonderen Kontrakt vor Gericht zu umgehen gestattet.

Bereits in den ersten christlichen Jahrhunderten treffen wir jüdische Kaufleute in Gemeinschaft mit den Syrern in all' den Hafenstädten der Handelsemporien von Südfrankreich in Marseille, Montpellier, Lyon, Narbonne, wie in Spanien, unter den westgotischen Königen, wohin sie Seiden- und andere orientalische

Kleiderstoffe, Gewürze und dergleichen und besonders noch Sklaven importieren. Beide, Syrer und Juden, wurden nun Jahrhundertelang als die mercatores oder negotiatores par excellence in den Geschäfts- und Rechtsurkunden genannt; die Syrer aber verschwinden im sechsten Jahrhundert vom Schauplatz, und die jüdischen Kaufleute behaupten allein das Feld. Sie sind als Hausierer in Rom und als Marketender im Gebiete der römischen Legionen in Köln, in Toledo und Saragossa und den Donaugegenden zuerst aufgetreten und haben sich allmählich aus Kleinhändlern zu unternehmungstüchtigen Kaufherren emporgeschwungen und besonders am Sklavenhandel sich bereichert. Bemerkt sei hier, daß zum Ackerbau Sklaven in alter Zeit unentbehrlich schienen, und hat die Kirche, selbst Papst Gregor der Große, durchaus keinen Anstoß am Sklavenhandel an sich genommen. Nur daß diese Sklaven zu Halbjuden und nicht zu Christen gemacht wurden oder daß gar christliche Sklaven in jüdische Dienstbarkeit kamen, war der frommen Christenheit ein Dorn im Auge.

Woher nun holten die jüdischen Kaufleute ihre Sklaven, ihre Seiden- und ihre Brokatstoffe, ihre Tücher und Teppiche oder ihre Gewürze und Edelsteine, nach denen die Fürstenhöfe, die Kirchen und Klöster wie die Bischöfe und Aebte so gierig waren? Hier muß ich auf folgende rätselhaften Erscheinungen in der Geschichte der Verbreitung des jüdischen Volkes aufmerksam machen. Wie oben erwähnt, haben bereits in römischer Zeit am schwarzen Meere starke jüdische Ansiedlungen stattgefunden, an denselben Punkten der Erde, woselbst nachher das halbjüdische Chazaren-Reich entstand, auf dessen Trümmern das alte Rußland, mit Kiew als Hauptstadt, sich erhob, und das den Kulturvölkern die kostbaren Pelzwerke, den Bernstein und die Sklaven lieferte. Nun weiß jedermann, daß die Slavenstämme das Hauptkontingent für den Sklavenmarkt lieferte. Und wir besitzen zuverlässige jüdische Berichte aus dem zehnten Jahrhundert über das Verhältnis jüdischer Kaufleute zu den Slaven-, Bulgaren- und Chazarenfürsten, die ihre Unter-

tanen oder die Angehörigen anderer Stämme als Leibeigene an diese verkauften. Gelegentlich erfahren wir, daß diese jüdischen Kaufleute mit ihren Sklaven und Waren die Donau herauffuhren und von Regensburg nach Italien hinunter ihre Ladungen absetzten.

Wie aber erklären wir uns die Existenz einer bis auf die ersten christlichen Jahrhunderte nachweisbaren, vielleicht noch etwas älteren Kolonie chinesischer Juden, von denen sich in Kai-Fung-Foo heute nur noch ein kleiner Rest erhalten hat. Das Land der Seide (Sericum, wie die Römer China nach seiner Seidenfabrikation nannten,) hat offenbar unter persischer oder gar syrischer Herrscher-Protektion diese Juden früher angelockt, wie die ganze Seidenindustrie und der Seidentransport in Griechenland, dem syrischen Gebiet und später im mohamedanischen Reich bis zum heutigen Tag, aber auch in Südfrankreich und lange sogar in Deutschland in den Händen der Juden verblieb. Die Seidenspinnerei und Seidenwurmzucht war auf den griechischen Inseln eine Hauptnahrungsquelle der Juden, bis daß der Normannenkönig Roger von Sizilien im zwölften Jahrhundert jüdische Seidenwirker nach Palermo und Korfu verpflanzte. Aber auch darnach blieben die spanischen Juden, die Hauptfabrikanten von Seide, und Don Joseph Naßi, Herzog von Naxos, war wiederum durch seine Seidenfabrikation reich und einflußreich unter Selim II. geworden, von den jüdischen Seidenfabriken in Lyon, in Berlin u. s. f. in der neueren Zeit nicht zu reden.

Aber auch Afrika, besonders Südarabien, besaß in der vorislamischen Zeit eine zahlreiche jüdische Bevölkerung, deren ökonomische Bedeutung für den arabischen Welthandel nicht übersehen werden darf. Da ist das Reich der Himjaren mit jüdischen Königen, das christliche Aethiopien mit jüdischen Traditionen und das Mischvolk der Falaschas in Abessinien und ganz Jemen voll Juden, die sich der Gold- und Silberschmiedekunst befleißigen. Hier hat offenbar das Gold-, Edelstein- wie Gewürzland den unternehmenden jüdischen Kaufmann in den ersten christlichen Jahrhunderten angelockt, nachdem der hadria-

nische Krieg den Juden Alexandriens und Cyrenaicas so gut wie dem jüdischen Staat den letzten Todesstoß gegeben hatte.

Und noch ein anderes eigentümliches Ueberbleibsel einer jüdischen Ansiedlung ist in den schwarzen Juden an der Malabarküste Ostindiens zu verzeichnen, dort wo der Pfeffer wächst und andere Gewürze und Färbestoffe, mit denen der jüdische Handel sich dermaßen identifizierte, daß in Frankreich wie in Deutschland lange Zeit die Judensteuer in so und so viel Pfund Pfeffer bestand. Offenbar haben hier Juden vor alter Zeit eine große Zahl Eingeborener in den Dienst ihrer Handelskolonie genommen, und hat dieses Mischvolk als Rest sich erhalten. Ich könnte noch eine Anzahl solcher halbjüdischen Reiche nennen, wie z. B. Adiabene, dessen Fürsten das Judentum kurz vor der christlichen Aera angenommen haben. Doch kommen wir aus dem Reich der Vermutungen auf den festen Boden bestätigter Tatsachen, wenn wir den Pandekten und besonders dem Theodosianischen Codex entnehmen, daß Juden indisch-babylonische Ware nach Alexandrien gebracht haben, und daß Alexandrien eine jüdische Schifferzunft besaß; und wenn byzantinische Geschäftsquellen, in Heyd's „Geschichte des Levantehandels“ angeführt, von jüdischen Kauffarteischiffen aus Persien berichten, die die kostbaren Güter des Orients in ostafrikanischen Gewässern von Land zu Land transportieren. So redet auch das westgotische Gesetzbuch von transmarini negotiatores, worunter sicherlich Juden und Syrer in gleicher Weise verstanden werden, da die Griechen und Armenier den Westen diesen überließen. Allerdings gelang es Kaiser Justinian, die Seidenindustrie aus China nach Syrien, wo für die Maulbeerbäume und Seidenwürmer das Klima sich besonders günstig erwies, zu verpflanzen. Er konnte eben doch die jüdischen Bazare von Ktesiphon, Tyrus, Beirut, Damaskus und Seleucia, dem späteren Bagdad, nicht schließen; und die Purpur- und Karmesinfärberei blieb auf viele Jahrhunderte hinaus noch in der Hand der Juden.

Die Vertreibung der Juden aus dem byzantinischen

Reich im achten Jahrhundert wie die fanatische Westgoten wirtschaft hat allerdings zur Hebung des jüdischen Welthandels unter der Herrschaft des Islam viel beigetragen, denn nunmehr waren die Juden die einzigen Vermittler zwischen dem mohamedanischen Osten und dem christlichen Westen. Allein unrichtig ist die allgemein geltende Meinung, daß erst unter der grünen Flagge des Korans der Jude den Welthandel entwickelt habe. Von jüdischem Unternehmungsgeist zeugt z. B. die eine Tatsache, daß ein syrischer Jude aus Emesa im 7. Jahrhundert den vom Erdbeben zerstörten Koloß von Rhodus für einen großen Preis erhalten hat; und die Sage will, daß er 900 Pferde brauchte, um das Erz fortzuschaffen. Gerade beim Aufbau der mohammedanischen Kultur waren Juden die unentbehrlichen Vermittler sowohl auf dem Gebiet der Wissenschaft, wobei Juden die klassischen Werke der griechischen Philosophie, Mathematik und Medizin aus dem Syrischen der Nestorianer in's Arabische für die Höfe von Damaskus und Bagdad übersetzten, wie auf dem wirtschaftlichen Gebiet der Industrie und des Handels; besonders hatten sie die Armeelieferungen und die Staatsfinanzen zu besorgen.

Natürlich wurde erst mit der wunderbaren Entstehung und Ausbildung der Herrschaft des Islams über die drei Erdteile die große Arena für den Welthandel erschlossen und dem Unternehmungsgeist neue Impulse, dem Warentransport neue Verkehrswege geboten. Wir besitzen aus der Mitte des neunten Jahrhunderts von der Hand des arabischen Oberpostmeisters Ibn Chordadbeh eine ausführliche Beschreibung einer vierfachen Route jüdischer Großhändler aus dem Frankenlande, genannt Rhodanim = nautae Rhodanici, ebenso wie den Bericht eines jüdischen Kaufmanns Abraham b. Jehuda aus dem Orient über seine eigenen Geschäftsreisen durch die Länder des Ostens und Westens. Darnach fuhren diese jüdischen Kaufleute von Arles und Marseille zur See über Aegypten und das rote Meer nach Indien und China oder zu Lande quer durch Deutschland nach der Chazaren-Hauptstadt Itil am Schwarzen Meer und von

da nach dem fernen Osten, und brachten ihre morgenländischen Seiden- und Tuchstoffe, ihre arabisch-indischen Gewürze und Edelsteine, ihre nordischen Pelze und Sklaven nach den Rhein- und Donaustädten, nach Mainz, Speier und Köln, Krakau und Prag, nach den französischen Handelsmetropolen Narbonne, Lyon und Toulon. Von den italienischen Städten ist hier nicht die Rede.

Gewiß aber ist, daß von Regensburg und Passau aus die Handelsstraße nach Venedig zu Lande ging, wie daß die ersten jüdischen Handelsniederlassungen in dem von Juden früh bevölkerten Bari zu suchen ist. Im neunten und zehnten Jahrhundert bilden die Juden die eigentliche Handelsklasse, die das Abendland, die Höfe, die Kirchen und Klöster wie das Volk mit den Erzeugnissen des Morgenlandes versieht und die Märkte der verschiedenen Handelsmittelpunkte beherrscht. Wie Cäsar und Augustus nach dem Vorgang der mazedonisch-syrischen Herrscher, so erkennen Karl der Große, Otto der Große, Wilhelm der Eroberer, später auch Kasimir der Große die Nutzbarkeit des Juden für die Hebung des Handels und der Industrie in ihrem Reiche an und statten sie mit den höchsten Privilegien aus, um sie zur Niederlassung in den Städten zu veranlassen, in welchen sie nun durch die Beschaffung neuer Industrie- und Handelszweige mit anderen Staaten oder Städten in erfolgreiche Konkurrenz traten. So wird zum Beispiel die wohl aus Griechenland nach Narbonne und Lucca übergesiedelte Familie Kalonymos, die durch kommerziellen Reichtum wie Gelehrsamkeit gleich berühmt war, nach Mainz u. s. f. von Otto dem Großen verpflanzt. So veranlaßte der Baiernkönig Arnulf jüdische Kaufleute, sich in Regensburg anzusiedeln, um für den Sklaven-, Pelz- und Bernsteinhandel einen neuen Mittelpunkt zu schaffen; und nach einander entstehen nun längs der Donau Handelsstädte, denen jüdischer Unternehmungsgeist Aufschwung und Blüte verleiht. Französische Juden brachten Sklaven und Waren nach dem noch ganz barbarischen England; und Wilhelm der Eroberer siedelte jüdische Kaufleute aus Rouen in den Städten an, die sich unter dem sich

steigernden Handel namentlich mit Wollenwaren mächtig hoben. Jüdischer Handelsgeist allein hat London, York, Lincoln, Norwich u. s. f. zu Reichtum und Macht erhoben. Ebenso hat die Rührigkeit der Juden Südfrankreichs Paris und die übrigen Städte des Nordens, wie Troyes, zu kommerzieller Bedeutung erhoben. Dasselbe läßt sich haarklein von allen bekannten Städten Deutschlands nachweisen. Nicht zu reden von Köln, woselbst sie schon unter Konstantin Geschäfte betrieben und im zehnten und elften Jahrhundert sich zu waffentragenden Handelsfürsten emporgeschwungen, deren Namen teilweise noch lange nach ihrer Vertreibung im ersten Kreuzzug als Grafen Judd fortlebten, verdankten Magdeburg, Merseburg, Naumburg, Dortmund und Goslar, Speyer, Worms, Augsburg, Ulm, Nürnberg und Babenberg oder Bamberg wie hundert andere größere oder kleinere Städte dem jüdischen Handelsmann ihre Blüte, wenn nicht ihre städtische Existenz. Als Bischof Rüdiger von Speyer im Jahre 1084 das Dorf Altspeyer zur Stadt zog, erklärte er in seinem den Juden gegebenen Schutzbrief, daß er dieselben zur Hebung der Ehre der Stadt darin aufnehme und ihnen die größten Privilegien gewähre. Und in gleichem Sinn bestätigte Heinrich IV. diesen und anderen Städten die Schutzbriefe der Juden. Sie bildeten eben vor den Kreuzzügen ebensowohl die Quelle des Reichtums wie die zivilisatorische Macht. Mußten ja sie erst den Sinn und Geschmack für Kultur im Volke wie in der Geistlichkeit, im Mönch wie im Adel wecken! Ehe sie aber die ins Lateinische übertragenen wissenschaftlichen Werke der Griechen, Römer und Araber dem besser geschulten christlichen Europa zuführten, importierten sie den für den unersättlichen Fleischgenuß und die Trinkgelage unentbehrlichen Pfeffer, Ingwer und Zimmt; für die Wollenfabrikation den Indigo und Karmesin, für den Adel die kostbaren Seiden- und Brokatstoffe, Teppiche und Pelze, das Leder von Cordova und die Stahlklingen von Toledo wie fürs Volk den Kattun und die Baumwolle (Cotton vom arabischen Cotn) und die in Mosul gefertigten Musseline. Der Juwelenhandel war erst recht

jüdisches Monopol. Der erste Jude, der aus der Zeit Chilperichs, des Westgotenkönigs, bekannt ist, war der Juwelier Priscus; der große Philosoph, Astronom und Talmudist aus Cordova, Maimonides, war, ehe er Leibarzt des Saladin wurde, Juwelier, und das Perlenbohren, Diamantenschleifen, Siegelstechen wie die Gold- und Silberschmiedekunst war und ist in Afrika und Asien noch heute ein spezifisch jüdischer Berufszweig.

Als Kuriosität lassen Sie mich hieran noch Folgendes anknüpfen:

Während noch heute der Freiburger Mönch Berthold Schwarz als der Erfinder des Schießpulvers galt, fand Prof. A. Berliner und gleichzeitig der bekannte Reichstagsabgeordnete Karl Braun in Wiesbaden in der im sechzehnten Jahrhundert geschriebenen Chronik der Stadt Augsburg, daß ein Jude Namens Typseles im Jahre 1353 in Augsburg das Pulver erfunden hätte, und von da aus habe sich die Bereitung und Verwendung des Pulvers über ganz Europa verbreitet. Nun schreibt Braun in einem Artikel in „Nord und Süd" 1883, der griechische Name Typseles weist auf byzantinischen Ursprung hin. Aus dem bekannten griechischen Feuer hat sich die Pulvererfindung entwickelt, und die Handelsmetropole Augsburg hat, wie das erste Linnenpapier in Deutschland, so auch die erste Mischung von Salpeter und Schwefel zur Pulverbereitung für die Kanonenbüchsen aufzuweisen. Ob nun Typseles der Jude der Erfinder oder Nachahmer war, etwas Wahres ist daran, und da es Juden mit dem Namen „Pulvermacher" im sechzehnten Jahrhundert gab, so scheint das Ganze keine bloße Mär zu sein.

Daß die Juden zu jeder Zeit gute Rechenmeister waren, weiß man; weniger bekannt sein dürfte, daß man die Einführung der auf dem Dezimalsystem beruhenden arabisch-indischen Ziffern jüdischen Kaufleuten zuzuschreiben geneigt ist.

Mit Recht also behauptet Lecky in seiner Geschichte der Zivilisation, daß die Juden durch ihre weltumspannende Handelstätigkeit sich um die europäische Christenheit das größte Verdienst erworben haben. Sie

haben die höheren Kulturbedürfnisse geschaffen, den Geist von langem Druck befreit und so die Renaissance und die Reformation vorbereitet.

Ich will nun beileibe nicht bei der traurigen Geschichte des schnödesten Undanks verweilen, den dieselben von den Staaten, Städten und Ständen erfahren. W. Roscher, in seinem epochemachenden Artikel über die Juden im Mittelalter von 1875, hat die Verfolgungen und Vertreibungen der Juden überall als die Wirkung eines national-ökonomischen Naturgesetzes hingestellt. Und er hat recht. Nicht bloßer Neid, sondern eine elementare Naturmacht im Völkerleben trieb im zehnten Jahrhundert die Italiener, Venedig an der Spitze, dazu, durch allerlei Repressivmaßregeln sich von der Vormundschaft der jüdischen Lehrmeister des Levantehandels wie der Gold- und Glasindustrie zu befreien und den Sklaven-, den Waren- und den Goldhandel an sich zu reißen. Im elften Jahrhundert kam Frankreich an die Reihe, im zwölften und dreizehnten Jahrhundert Deutschland und England. Was die Wut der letzteren beiden Staaten besonders vermehrte, war der Umstand, daß die Fürsten, Bischöfe, Könige und Kaiser, die Juden, denen sie ihre Freiheiten verbrieft, aber die Freizügigkeit geraubt hatten und dann allmählich zu Leibeigenen, zu servi camerae imperialis niederdrückten, als eine Art Schröpfköpfe an den Volkskörper ansetzten, um durch zunehmende Schraubung ihre stets leeren Geldkassen zu füllen, wobei der bittere Haß nicht gegen die Fürsten, die Urheber, sondern gegen ihre Werkzeuge, die Juden, sich wandte. So kam es denn, daß die ehemaligen Großhändler, aus den Städten, die sie zu Handelsplätzen von Bedeutung erhoben, wenn nicht überhaupt gegründet hatten, vertrieben, als verachtete Trödler und Hausierer in den Dörfern sich niederließen und aus geachteten Juwelieren zu Geldwechslern und Wucherern wurden. Bei Letzteren vergesse man ja nicht, daß die Lombarden und Caorsinen den Wucher in weit höherem Maße betrieben; allein diesen verzieh man, und der Jude ward — verbrannt oder — zum Taufbecken geschleppt. Natür-

lich haben die Kreuzzüge das ehemalige friedliche Einvernehmen zwischen Juden und Christen auf die Dauer zerstört und den gewaltigen Umschwung aller Kulturverhältnisse bewirkt. Die Bürger, die Zünfte brauchten nunmehr den Juden als Vermittler und Träger des Handelsverkehrs nicht mehr. „Der Mohr hat seine Schuldigkeit getan; der Mohr kann gehn," hieß es nun.

Nur in Spanien brauchte man den jüdischen Lehrmeister noch. Nicht blos im Handel und der Industrie, auch in der Wissenschaft, in solchen Zweigen, die die wahre Größe Spaniens begründen sollten, der Astronomie und der Nautik mußte der Jude die Pionierdienste leisten. Ohne die jüdischen Mathematiker und Astronomen zur Zeit Alphons X., ohne die jüdischen Dolmetscher und Piloten konnte man jene großen Entdeckungsfahrten gar nicht unternehmen.

Doch mit dem Jahre 1492, dem Jahre der Entdeckung Amerikas und — so fügte es die Vorsehung — der Vertreibung der Juden aus Spanien, beginnt erst eine neue Epoche des jüdischen Handels. Die Vertriebenen suchten Zufluchtsstätten in Italien und der Türkei und verpflanzten jüdische Industrie nach Livorno und Cremona wie nach Adrianopel, woselbst zum Beispiel die jüdische Teppichfabrikation erblühte. Sie übersiedelten, zuerst als Marranos, nach Holland und trugen, da immer reichere, durch Geschäftsgeist wie Gelehrsamkeit angesehene Familien folgten, Wilhelm dem Oranier ihre Millionen zur Verfügung stellend, zur Gründung des Amsterdamer Welthandels und zur Ausdehnung der holländischen Macht außerordentlich viel bei. Ganz besonders aber waren es die Marranos, die von der Neuen Welt aus eine vollkommene Umwälzung des Weltverkehrs bewirkten. Dieses Wenigen bekannte Kapital des jüdischen Handels liest sich wie ein Roman. Auf seiner Entdeckungsfahrt nach Amerika hatte Columbus, dem zwei Marranen am königlichen Hofe, Louis de Santangel und Gabriel Sanchez und ein dritter aus jüdischem Geblüt, das Geld aus ihrer Schatulle vorgeschossen — nicht aber die fromme Königin Isabella — neben zwei anderen Marranen, Einen Namens

Louis de Torres, als Dolmetscher an Bord. Und dieser entdeckte in Cuba bald nach der Landung den Tabak, der dann später von Marranen, die sich dort angesiedelt, zu einem bedeutenden Handelsartikel gemacht wurde.

Im Jahre 1550 verpflanzten portugiesische Marranen das Zuckerrohr von Madeira nach Brasilien und verbreiteten die Zuckerplantagen über ganz Südamerika, so daß der Zuckerbetrieb ganz und gar in ihre Hände fiel. Andere spanisch-portugiesische Flüchtlinge, die allmählich die Scheinmaske des Christentums in der Neuen Welt abgeworfen, verpflanzten den Kaffee nach Surinam und Jamaica und entwickelten den Kaffeehandel, der wiederum zu einem jüdischen Monopol wurde. Das erste Kaffeehaus in England wurde im Jahre 1650 von einem Juden eröffnet. Natürlich ermöglichten die Verbindungen, die sie von Amsterdam aus, wo sie die Bank und die West-India-Company wie später die East-India-Company in London gründen halfen, über den Osten und Westen hin mit ihren vielsprachigen Glaubensgenossen anknüpfen konnten, eine vollkommene Kontrolle über diese immer stärker werdenden Handelsbetriebe. Nun aber haben neuere Forschungen ergeben, daß der weite staatsmännische Blick Cromwells die Bedeutung der transatlantischen Marranos für den spanischen und holländischen Handel erkannte, und darum mit Herbeiziehung dieser seine auf die Ausdehnung der britischen Handelsmacht berechneten Pläne entwarf. Seine Wiederaufnahme von Juden in England hatte es auf Größeres abgesehen. Die spanisch-portugiesischen Juden fanden nun Hollands und Englands Schutz und Begünstigung. Sie siedelten sich als Marranen in Hamburg an und setzten sich an den verschiedenen Hafenstädten der beiden Kontinente fest. Sie führen Zucker, Kaffee und Tabak ein wohin sie kommen, besorgen die großen Geldgeschäfte und befahren auf eigenen Schiffen den Atlantischen Ozean, das Mittelmeer und die Gewässer des Ostens. So wiederholt sich das Schauspiel des seefahrenden Juden, das Karl der Große und Ludwig der Fromme erlebt, in der Neuen Welt. Die Großhändlerfirmen der Nasi's, Gradis, Lopez, Mendes, Carceres

und Henriques haben ihre Filialen und ihre Handelsflotten mit Perlen, Diamanten, Seidenwaren, Färbestoffen und Gewürzen wie mit Kaffee, Zucker, Chokolade befrachtet an allen Küstenstädten Italiens, Frankreichs und der Levante. Aus Südamerika ziehen sie dann allmählich, von der holländischen und britischen Regierung begünstigt, nach dem Norden. Juden sind die Handelspioniere wie des Südens so auch des Nordens Amerikas geworden. Der eine Jude Aron Lopez in Rhode Island besaß dreißig Handelsschiffe. Der ganze Handel Brasiliens, Cubas, Jamaicas und Surinams war vom Ende des sechzehnten bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts fast ausschließlich in jüdischen Händen.

Kein Wunder denn, daß das ganze moderne Banksystem von Amsterdam aus gerade von Juden ausgebildet wurde. Jüdische Kredit- und Wechselbriefe hat es, wie aus den Responsen der Geonim zu ersehen, bereits im zehnten Jahrhundert gegeben. Die jüdischen Bankiers und Finanzgenies sind das Ergebnis einer langen Zuchtwahl. Vom Grundbesitz ausgeschlossen, von der heimatlichen Scholle mit Gewalt losgelöst, mußte der Jude entweder zum Trödel-Juden verkümmern, oder durch seine wunderbare Ausdauer, Nüchternheit und Sparsamkeit zum Bankier aufsteigen, der durch seine erprobte Finanzkunst Fürsten und Völkern in entscheidungsvoller Zeit die größten Dienste zu leisten berufen ist.

Wie nun die Juden der Neuzeit als Besucher der Jahresmessen in den verschiedenen Ländern den Handel belebten oder bedingten, wie allmählich der Rückzug aus den Dörfern in die Städte diesen einen nie vorher gesehenen Aufschwung der Industrie und des Handels brachte, der durch die neugeschaffenen Verkehrs-Wege und -Mittel einen immer großartigeren weltumspannenden Charakter annahm; wie besonders vom freien und aufblühenden Amerika aus mächtige Handelsverbindungen überall in Europa geschaffen wurden und allmählich die großen jüdischen Welthäuser, internationale Geschäfts- und Handelsfirmen entstehen, die Bombay, Calcutta, Melbourne, Cairo, New York und San Francisco mit

Paris, London, Wien, Hamburg und Berlin verketten und auf die Weltpolitik entscheidenden Einfluß ausüben, das ist genügsam bekannt.

Als der Lord Beaconsfield des sechzehnten Jahrhunderts, der reiche Seidenfabrikant und dem großen Bankhause der Mendes anverwandte Finanzminister Selim's II., Don Joseph Naßi, Herzog von Naxos, das ganze Abendland zum Kampf herausforderte mit dem verwegenen Plan, die Adern des venetianischen und französischen Exporthandels zu unterbinden und die Türkei zum mächtigen Industriestaat zu erheben, da erschien auf den Brettern Londons Marlowe's „Jude von Malta", der Vorläufer von Shakespeare's Shylock. Der Jude galt eben damals nur als der Geldleiher, der Wucherer — trotz Lombarden und Caorsinen. Der moderne Jude ist wieder Kaufherr, Industrieller, Künstler und Forscher, aber vor Allem *Vollbürger*, von echtem Bürgersinn erfüllt, ob in Deutschland oder Frankreich, Italien oder England und Amerika. Daneben aber ist ihm ein besonderer kosmopolitischer Zug geblieben vermöge seiner Geschäfts- und Geistesbeziehungen zur großen, weiten Welt, der seinem gesamten Patriotismus den höheren Schwung und Ausblick verleiht. Und gerade darum hat der Handel der Juden mit seiner großen Verzweigung noch heute seine zivilisatorische Mission, wo man immer die alten mittelalterlichen Schranken der Nationalität oder des Glaubens auf Kosten des Bürger- und des reinen Menschentums aufrecht erhalten will. Rußland braucht wahrlich den Juden viel notwendiger als der Jude das russische Land, und der deutsche Kaiser weiß besser als der Zar oder das preußische Junkertum, was dieser Handel für den Aufschwung und die Blüte der Länder geleistet hat und leistet.

Ich schließe mit dem Schiller'schen Spruch:

Euch, ihr Götter, gehört der Kaufmann. Güter zu suchen,
Geht er, doch an sein *Schiff* knüpfet das Gute sich an.

Unsere Familien-Chronik

geführt vom seligen Großpapa

Itzig Behrend

in jüdisch-deutscher Schrift, ins Deutsche übersetzt Juni 1893

von

Dr. Magnus Cohn, Hannover.

So lautet die Ueberschrift des Manuskripts, welches ich von Herrn Paul Kauffmann in Hannover für eine weitere Veröffentlichung erhalten habe, aus dem Besitze seiner Mutter, einer Enkelin Abraham Behrend's, der (s. S. 113) der jüngste Bruder des Verfassers dieser Chronik war.

Die Aufzeichnungen sind in der Zeit von 1800—1815 erfolgt; sie betreffen meistens die Geschichte der Familie selbst, und zwar in Nenndorf und Rodenberg. Die Einzelheiten gewähren uns Blicke in das patriarchalische Leben einer jüdischen Familie, die in ihrem religiös-sittlichen Verhalten innerhalb und außerhalb ihres Kreises Achtung und Anerkennung verdient. Auch die nebenhergehenden Mitteilungen über die politischen Ereignisse jener Jahre, welche der Verfasser aus eigener Anschauung, soweit sie in seiner Umgebung sich abgespielt haben, wahrgenommen, sind nicht uninteressant.

Es sei mir noch bemerkt, daß ich am Manuskript nichts geändert, nur an mehreren Stellen verschiedene ganz unwichtige Notizen rein privater Natur gestrichen habe.

Der auf S. 113 erwähnte Sohn des Chronisten, mit Namen Israel (1812 geboren), war der letzte, der noch zur Zeit des Uebersetzers lebte, wie dieser in den nächsten Seiten schreibt, der aber 1894 in Hannover ebenfalls das Zeitliche gesegnet hat.

Prof. **A. Berliner.**

Vorbemerkung des Uebersetzers.

Dem Wunsche unseres Freundes Bendiza Behrend nachkommend, werde ich die Chronik des seligen Itzig Behrend, die er mit jüdisch-deutscher Schrift niedergeschrieben, mit deutschen Buchstaben wiedergeben. Aber nicht nur dies, sondern ich werde mich bemühen, auch den Stil, trotz der grammatischen Fehler, oder sagen wir ohne Umschweif, trotz des Jargons, der sich durch die Abgeschlossenheit der Juden gebildet hatte, beizubehalten.

So wird denn nach dem bekannten und geflügelten Wort: „Le style c'est l'homme" das Gepräge der Individualität des Chronisten nicht verwischt. Und welch herrliche Individualität, in der vollstes Gottvertrauen mit Lebensklugheit gepaart, Wirtschaftlichkeit, Sorgfalt für die Erziehung der Kinder und für ihr Fortkommen in der Welt, und daneben das lebendige Interesse an den großen politischen Bewegungen seiner Zeit als Hauptzüge seines Charakters hervortreten. Muß selbst der fremde Leser dieser Chronik von Hochachtung gegen den Seligen erfüllt werden, um wie viel mehr von inniger Verehrung von seinen Nachkommen, in denen er als Vorbild fortleben möge!

Und nun sei es mir vergönnt, auch meinerseits des Mannes zu gedenken und sein Bild, wie es in der Chronik hervortritt, noch durch einige Züge zu vervollständigen. Es ist mir das gestattet, da ich ihn fast täglich in meinem elterlichen Hause gesehen, in welchem er stets vorsprach, indem durch dasselbe der Weg zur Synagoge führte, die er morgens und abends besuchte. Ich sehe ihn noch immer in seiner hohen imponierenden Gestalt vor mir, allerdings schon in seinem Greisenalter, mit einem sogenannten „Embonpoint", weshalb er denn im Orte der „dicke Itzig" genannt wurde, versteht sich in ganz harmloser Weise. Sein Gesicht war immer freundlich heiter und sein Gruß in unsere Wohnstube lautete: „Einen schönen guten Morgen!" oder „einen schönen guten Abend!" Er kam auch gewöhnlich wohl eine halbe Stunde vor Beginn des Gottesdienstes. Da wurde denn das Eine und das Andere besprochen, und hatte er gewöhnlich Neuigkeiten zu berichten, die er der Kasseler Zeitung entnommen, deren fleißiger Leser er war. Um

das Geschäft, welches er bereits seinem ältesten Sohn Bernhard übergeben, bekümmerte er sich nicht mehr, aber er verstand es auch, seine Mußestunden und den Feierabend seines Lebens nützlich und angenehm auszufüllen. Er war, wie man dies aus seiner Chronik ersieht, ein bibelkundiger Mann und las eifrig die rabbinisch-hebräischen Kommentare zur heiligen Schrift, unter welchen besonders die des Don Isaak Abarbanell zu seiner Lieblingslektüre gehörten. Wer aber solche Schriften mit Verständnis und Wohlgefallen wie er zu lesen vermag, der darf wohl zu den Intelligenten gezählt werden und auf den Namen eines gebildeten Mannes Anspruch machen. — Und fürwahr vermögen auch die alten heiligen Urkunden der Israeliten eine hohe sittlich-religiöse und humane Bildung zu verleihen, ja, mehr als die Literatur der alten Griechen und Römer. In diesem Sinne und im Hinblick auf die sittliche Kultur, welche ein großer Teil der Menschheit diesen Büchern verdankt, nennt Goethe die Bibel „das Buch der Bücher" und Herder, der große Kenner „der Völker-Poesie" drückt den hohen Wert der hebräischen Literatur, indem er diese mit römischen und griechischen vergleicht, mit folgenden Worten aus: Aus den Schriften der Griechen und Römer schöpfen, heißt, sich an einem Tropfen laben, während die biblischen Schriften ein großes Meer der Labung bieten. Und aus diesem Meere hatte denn auch unser Chronist mit vollen Zügen geschöpft und genossen. So waren denn auch seine Gespräche und Unterhaltungen mit passenden Zitaten aus genanntem Bücherschatz gewürzt und auch in seiner Chronik macht er davon Anwendung in den verschiedensten Lebensverhältnissen und Lebenslagen. Tun wir nun einen Blick in seine Häuslichkeit, in sein Familienleben, so tritt uns dasselbe als ein glückliches und mustergültiges entgegen. Soll sich aber ein solches gestalten, so muß dem Gatten eine treue Gattin, ein Biederweib, zur Seite stehen. Solches war ihm denn auch in seiner Rivka, einer Tochter Israels aus Geppenbrügge, zuteil geworden. Sie war ihm stets eine treue Lebensgefährtin und besaß all die weiblichen Tugenden, die das Wohl des Hauses fördern, und sie förderte das ihres Mannes nicht zum geringen Teil durch ihr ruhiges, sanftes und sinniges Wesen, das ihr in hohem Maße eigen war. Und wo das Strenge mit dem Zarten, wo Starkes sich und Mildes paarten, da gibt es einen guten Klang. Diese Harmonie muß namentlich bei der Erziehung ihrer Kinder geherrscht haben, die alle, und es waren deren eine lange Reihe, wohl gediehen und gerieten. Man gewahrte überhaupt einen feineren Ton in dem Itzigschen Hause, einen Ton, welcher bei den anderen jüdischen Familien des Orts vermißt wurde. So zeugte denn auch das Benehmen, die besseren Manieren ihrer Kinder, die reine deutsche Aussprache, fern von dem sogenannten Mauscheln, von einer sorgfältigen Erziehung, von einer größeren Achtsamkeit auch auf das äußere Benehmen der Kinder. Dazu kam auch, daß ihr erstgeborener Sohn Bernhard geistig hochbegabt war und schon früh von einem regen Streben nach allem Wahren, Edlen und Schönen beseelt war. An solchen Erstgeborenen haben denn die jüngeren

Geschwister ein Muster, dem sie unwillkürlich nachahmen; denn der Nachahmungstrieb ist bei Kindern sehr mächtig, daher haben die Eltern, wenn das erste Kind wohlerzogen und geraten, bei den folgenden nur halbe Arbeit. Und Dank ihrem Erstgeborenen war das auch bei der Familie Behrend der Fall. Es war denn die Familie Itzig Behrend in vielen Beziehungen und zumal zu jener Zeit eine Musterfamilie. Leider sind die Mitglieder derselben bis auf Einen längst zum ewigen Frieden heimgegangen, und auch an diesem Einen, Israel Behrend, der sich noch lange Jahre seines Lebens und des Feierabends, den er seit kurzem begonnen, erfreuen möge, bewährt sich das Sprichwort: „Der Apfel fällt nicht weit vom Stamme".

Stamm- und Geburtsregister.

(Die in Klammern eingeschlossene Schrift enthält Bemerkungen des Abschreibers Dr. Cohn.

Dieses ist die Geschichte Jitzschaks (Itzigs) Sohnes Jakaufs, genannt Jakob.

Jakob war ein Sohn Bärs, Bär ein Sohn Jakobs. Ich, Itzig, bin der dritte Sohn meines Vaters Jakob in Rodenberg, geboren wurde ich in Grove Nr 65. Ich habe meinen Urgroßvater Jakob noch gekannt, derselbe ist 100 Jahre alt geworden. Sein Sohn hieß Bär. Dieser heiratete eine Frau namens Chaja aus Hildesheim und zeugte 4 Töchter und 2 Söhne, von welchen mein Vater der Aelteste war. Die Eltern meines Vaters starben aber in ihren besten Jahren. Mein Vater heiratete eine Frau namens Henne, eine Tochter Abrahams aus Nienburg und selbige hatte 6 Söhne und 1 Tochter. Behrend, der älteste Sohn, wohnt in Ohsen, Feibisch, der zweite, in Nenndorf, Itzig, der dritte, in Grove, Ahron, der vierte, desgleichen und wohnt bei ihm im Hause. David, der fünfte, in Hameln, Abraham, der sechste, in Hannover, die siebente in Lauenau.

(Geburtsjahre von Itzigs Geschwistern.)

Mein Bruder Bär wurde geboren lemasel (es sei zu seinem Wohle) am Mittwoch, 8. Elul (d. i. nach deutschem Kalender 1760).

Bruder Feibisch, Sonntag, 28. Kislev = 1764.

Ahron am 6. Kislev = 1767.

Ich, Itzig, in meiner Wenigkeit 30. Elul = 1773.

Meine Frau Rivka, Tochter Israels aus Geppenbrügge 24. Adar = 1773.

Unsere Hochzeit war am Sonntag und Montag Neumondstage von Ijar = 1793. Am Mittwoch Sidra (11. Februar 1796) sind wir durch Gottes Hilfe in das Haus Nr. 88 in Grove eingetragen. Und Jizchak nahm die Rivka und führte sie in das Zelt Sarahs, seiner Mutter.

Tags vor dem Neumondstage Ijar 1817 sind wir wieder aus diesem Haus gezogen und bezogen das Deichmann'sche Haus, Mühlenstraße 15. Masel tauw. Mein erstgeborener Sohn Bernhard wurde am Mittwoch, abends des 14. Nissan in der Bewahrungsnacht geboren 1798. Gott lasse ihn heranwachsen zur Thora, zur Chuppe und zu guten Werken.

Mein Sohn Kussel wurde am Donnerstag, 25. Ijar in der Zeit der Omerzählung geboren 1795. Gott lasse ihn heranwachsen usw.

Meine Tochter Röschen wurde geboren Donnerstag, den 31. Elul 1794. Gott lasse sie heranwachsen usw.

Meine Tochter Mirjam wurde geboren am heiligen Sabbat 12. Siwan 1799. Gott lasse sie usw.

O, Gott bringe ihr Genesung.

Mein Sohn Feibisch (Philipp) wurde geboren Mittwoch, 29. Tamus 1801, 14. Juni.

Mein Sohn Joseph geb. am Vorabend des Neumondstages Elul 1803 Gott nahm ihn wieder zu sich am Laubhüttenfest 1813.

Mein Sohn Abraham geb. Donnerstag, 26. Tewes 1806. Gott lasse ihn usw.

(N. B. Zu dieser Zeit waren die Russen im Hannoverschen Lande circa 1/4 Jahr.)

Meine Tochter Blümchen geb. am Sabbat 28. Adar 1808. Gott rief sie wieder zu sich am 7. Tischri 1813.

Meine Tochter Henne geb. 15. Dezember 1810.

(Ad häno aseruno rachamecho weal titschenu lonezach!)

Bis hierher stand uns Dein Erbarmen bei, mögest Du uns nie verlassen.

Mein Sohn Esriel (Israel) wurde geboren am heiligen Sabbat am 1. Elul, d. i. am 8. August 1812, morgens 3½ Uhr. Gott lasse ihn usw.

Meine Tochter Chaja (Julchen) wurde geboren Mittwoch abends 11 Uhr, 28. Januar 1813. Gott lasse sie usw.

(Aus einem späteren Nachtrag.)

Sie starb am 12. Juli 1878 in Washington in Amerika; sie hinterließ 10 Kinder, sie hatte eine große Beerdigung, es folgten 35 Kutschen, eine Leichenrede ward im Sterbehause gehalten, eine andere auf dem Gottesacker. Ich und Abraham hielten Schiwe und Schlauschin, die Trauerkunde kam uns brieflich am 22. Juli.

Am 27. Ellul 1801 gegen Abend ist hier ein starkes Gewitter mit Schlossen gewesen, wovon eine ein Loth gewogen. Viele Fenster wurden eingeschlagen, im Nenndorfer Brunnen für circa 500 Thaler, im Hannoverschen alle Sommerfrüchte ausgeklopft. In diesem Jahre waren auch viele Mäuse in den Feldern, in vielen Gegenden haben sie den Roggen beschädigt und die Sommerfrüchte bei Hinpten und Maltern in die Löcher getragen, was man bei dem Land umpflügen wieder gefunden hat. Auch in den Gärten waren sie wie Hamster. Martinsmarkt 1802 abends 10 Uhr im ersten Schlafe kommt Lange und Steffen Meyer und weckten uns, sagten, es käme

Feuer aus unserm Schornstein, es müsse Feuer in unserm Hause sein. Wie wir aufstehen, finden wir den Schaletdeckel in Brand stehen. Hätte Gott die Gojim nicht geschickt, wir wären, behüte Gott, mit allem verbrannt. Gott behüte uns ferner vor Schaden und Kummer. Amen.

In der Nacht von Tischobeav 1801 12 Uhr hat einer namens Tischler Harnung hier (Greber Masch) mit seiner Frau sein eigenes Haus angesteckt, ist abgebrannt mit noch einem namens Widelhaus. War 1/4 Jahr im Gefängnis, ehe er eingestanden, dann endlich gestanden, ist er in die Eisen gekommen nach Ziegenhain April 1803.

Am Neumondstage Nissan 1802 hat mein Sohn Kussel von selbst die natürlichen Blattern bekommen und einige Tage nachher mein Sohn Bär. Dieselben sind nebst Frieseln beide sehr voll gewesen und gnädig davon gekommen.

Am 6. Nissan hatte sie mein Sohn Feibisch, am 9. bekam sie meine Tochter Röschen, dito meine Tochter Mirjam hatte die Augen bis den 9. Tag zu.

Im Monat Ijar waren sie alle durch Gottes Hilfe wieder hergestellt.

1802 Ende Juli hatte ein Gewitter in den Nenndorfer Kirchturm eingeschlagen, aber nicht gezündet, mußte aber abgenommen und ganz anders gebaut werden.

Am 15. Mai 1803 haben wir sämtliche Juden hier einen Ball auf dem Rathskeller gegeben mit Musik, da an diesem Tage unser Landgraf zum Kurfürsten gemacht war. Auch wurden des Morgens in der Schul (Synagoge) 7 Psalme gesungen, welche seiner Ehrwürden Rabbi Löb Berliner in Cassel aufgegeben.

Un die Casseler Judenschaft haben sich denselben Tag, wovon wir auch gedrucktes Buch erhalten haben. Der Ball hat uns, nämlich meinem Herrn Vater Itzig, Aron und Abraham 15 Thlr. gekostet. Seit dato ist der Leibzoll im ganzen Hessenlande abgeschafft worden.

(Anmerkung des Abschreibers: Der Leibzoll war ein Zoll, der die reisenden Juden dem Vieh gleichstellte und war zugleich eine entehrende Plackerei.)

Wintermesse Braunschweig 1803.

Wie ich Itzig und Bruder Bär mit seinem Sohn Nechenyo und Bruder Abraham unsere Waren aufladen wollten und wegreisen, da ist Bruder Bärs Wagen durch flüchtige Pferde der Fuhrmann mit 2 Beinbrüchen beschädigt worden und unser Fuhrmann sein Sohn die Brust gedrückt und liegen geblieben bei unserem Wirt Gcki Meyer auf der Bäckerstraße unter Doktor und Feldscher (Chirurg). Sie waren selbst schuld, da die Pferde nicht ausgehängt hatten. Nach Verlauf einiger Tage ist unser Fuhrmann sein Sohn gestorben.

Im Monat Juni 1803 sind die Franzosen in das Hannoversche Land gekommen mit einem Kommandeur namens Mertier um es einzunehmen, da England den Friedensschluß nicht gehalten. Die Hannoverschen Truppen wollten sich verteidigen, aber sie haben sich

bedacht und b'scholaum zurückgezogen. Die Franzosen sind unbehelligt hereingekommen. Theile von dem Streif- und Freicorps haben geplündert und gebrandschatzt, welche man aber dabei ertappt hat, sind stark bestraft und erschossen worden. Wir hatten derzeit viele Güter unserer Freunde im Hause, welche befürchteten, sie könnten alle darum kommen. So von Nienburg, Stolzenau, Ohes, Baschehusen (Barsinghausen).

Im Monat Ellul sind die meisten Franzosen aus dem Hannoverschen Land durch Hessenland nach Bayern gezogen, und was noch dageblieben, hat sich nach Hameln auf ein Jahr verproviantiert.

Derzeit habe ich Bruder Feibisch und Kaufmann Scher hier viel alt und neu Eisen gekauft, als Räder, Winden, Ketten, Schmiedegeschirr (einen für 3000 Th.) von den Franzosen, die diese Sachen aus dem Zeughaus in Hannover genommen. Hiervon ist mehrenteils von und für 1400 Th. und für mich und Feibisch für 400 Th. und im Februar 1806 hier in einer Auktion für 600 Th. verkauft und dato war noch circa für 400 Th. netto vorräthig, welche circa 110 Th. auf Spesen zu rechnen ist.

Von Decbr. bis Februar waren viele Preußen, Russen, Engländer, Schweden im Hannoverschen Lande, sind aber alle unverrichteter Sache wieder in die Heimat gezogen.

Am 8. Juni 1803 zog ein Gewitter auf und hat mit einem Kieselwind geendigt. Es war so stark, daß Hans Heinrich Heß in Bandorf sein seit 3 Jahren neugebautes Haus fast demoliert wurde, alle die Sperre abgeweht sind und seine Knechte stark geschädigt, wovon der eine gleichgestorben, nicht weniger ist das Dach seiner Scheune ganz abgeweht und Schmied Osten sein Haus desgleichen, das erst 15 Jahre stand.

Am 9ten Mai 1803 hatten wir sämtliche Schutzjuden hier und in Nenndorf mit den hiesigen Kaufleuten und mit Witheln, Aplern Sachen Termin, nämlich die Kaufleute hatten eine Schrift ans Amt übergeben (dahin lautend:) wir sollten nicht handeln, nicht hausiren, nicht viele Diener halten (Commis) dagegen haben wir eine Schrift durch Fürstenau in Rinteln übergeben, wovon sich die Kosten auf 13 Th. 21 Groschen beliefen. Dazu hat Feibisch O. N., Meyer und sein Bruder Gumpel, ich Itzig und sein Bruder Aron beigetragen. Uebrigens ist die Sache ruhig geblieben. Gotte gebe ferner Frieden uns und ganz Israel.

Den 19. Februar ist die Nacht 12 bei dem großen Bruns in Hohnhorst ein Feuer aufgegangen in seiner Scheuer und ist ganz mit noch einer Wohnung von Wilkening abgebrannt, was man präsumiert auf Becker seinen Sohn, daß der es aus Haß angelegt hat, da er seine Tochter heiraten und er sie ihm nicht geben wollte, und statt dessen hat Bruns die Nacht seine Tochter an Schebe in Gr. Nenndorf versprochen, hierauf hat man den Becker hier ins Gefängnis gesetzt und er wollte aber nicht bekennen und ist pleite gelaufen. 8 Tage darauf ist er von Amt Lauenau wieder ausgeliefert und wieder scharf ins Gefängnis gebracht. April 1804 ist

ch Caution und circa 150 Thaler Unkosten frei gekommen und also noch drin processiert.

Im Ausgange von Schabbos hagodaul 12. Nissan 1804 12 Uhr Nachts ist meine Mutter, die würdige Frau Henne von einer Unterleibskrankheit überfallen worden und Dr. und Feldscherer haben nicht helfen können und ist Montag den 11. Siwan 7 Uhr morgens gestorben. Mein Hauslehrer, Rabbi Meyer Bamberger, hat eine Trauerrede im Hause gehalten und von Rabbi Meyer Polak bei meinem Schwager, Jakob Lauenau, solche auf dem Gottesacker. Es war ein sehr großes Gefolge mit $3^1/_2$ Minjanim von Israeliten und alle sprachen: Es ist dies eine schwere Trauer für Rodenberg, wie es noch nicht gewesen.

Am 2ten Siwan 1805 haben wir 6 Brüder ihr eine Mazäwo gesetzt und Rabbi hat ihr seine Trauerrede gehalten. Den Leichenstein hat Maurer Kleges hier gemacht. Jeder Buchstaben kostete 1 Groschen Macherlohn $3^1/_2$ Thaler, der Stein separat.

Mittwoch den 2ten Marcheschwan 1804 haben l'maseltow zum ersten Mal ein Unterführen gehabt, Michel einem Sohne Abrahams aus Lauenau mit Jungfrau Frumet, Tochter des Herrn Nathan, in Geppenbrügge. Bin mit meiner Frau hingefahren und hat der Kutschwagen von Kilian gekostet

7 Thaler	7 Thaler
Freie Ausgaben . . :	2 „
Butterkuchen, Kaffee etc	4 „
Einwurf (Hochzeitsgesch.)	3 „
Nebenkosten	2 „
Possenmacher, Lehrer, Aufwärter, Köchin, Wanderer, Trinkgelder .	6 „
Summa	24 Thaler

Dazu habe ich noch mein Logis bei Schwager Kusel gehabt, was uns sonst noch mehr gekostet hätte.

Zur Nachricht theile hierdurch mit, daß meine sämtlichen Bücher (Seforim hebr. Bücher) von Massergeld angeschafft sind. (Massergeld bedeutet hier der 10te Theil vom Verdienst, der zu frommen Zwecken verwandt wird.)

1804 hat sich ein Mädchen Namens Hendel, die bei Jakobs Sohn Schmuel hier gedient, verführen lassen und Jaums Sohn (Jonas) Schinschons hier als Vater genannt, was dieser nicht gestehen wollte und das Mädchen hat sich darüber in Rinteln beim Consistorium beschwert und sich in das Armenrecht geworfen, wozu die (jüdischen) Wohnberechtigten die Bal-Kijumin haben kontributiren müssen. Die Summe von 40 Th. hat meinem Vater und mir und Aron 10 Th. gekostet. Wir sind dagegen bei der Regierung eingekommen, half aber nichts. Im Mai 1805 hat Jonas den Proceß verloren, hat aber wieder nach Cassel appellirt, daß Jonas von dem Proceß dispensirt wäre. August 1807 haben wir vorstehende Fuhren-Proceßgeld nochmal durch Amtszwang ausgeben müssen.

Rosch haschaha 1805 bin ich 39 Jahre alt geworden zum guten und war in meiner Lebenszeit kein theuererer Kornpreis wie dieses Jahr: Gerste 1 Thaler 6 gr. Roggen 1 Th. 24 gr. Hafer 24 gr. Bohnen 1 Th. 15 gr.

Außer Landes war's noch theurer, hier war ein Zuschlag.

(Aus vorstehendem geht hervor, daß unser Chronist 1766 geb.)

In diesem Jahr war das Buch (Buchnüsse) gut gerathen, wovon denn sehr viel Oel geschlagen war, ich habe selbst 2 Hpt. schlagen lassen, wovon 13 Pf. Oel bekommen habe, geschlagenes Buch hat dieses Jahr 8 Pfd. gegeben (aus 1 Hpt.).

Dieses Jahr unter der Braunschweiger Laurentius-Masse ist mein Herr Vater durch Einbruch unter dem kleinen Fenster in der Stube beganeft worden, was in der Stube war. Es war gut, daß vor der Stubentür David geschlafen, sonst wären sie weiter gekommen. Es betrifft sich die Geneiwe auf 30 Th.

1802 Maseltow kam in unserer Collekte den 18ten Mai des Morgens 10 Uhr in der Hannoverschen Lotterie ein Loos Nr. 11028 mit 12000 Th. bei Direktor Hahn heraus. Mittag 1 Uhr brachte uns Meyer Zell zu Pferd die erste Botschaft, wofür ihm 6 Louisdor zum Geschenk gegeben und 4 L. den Schreiber bei Hahn namens Gründahl, hiervon hatte ¼ Loos Oltrogge, Rie ¼, Pastor Sanier hier ⅛, soll verschwiegen bleiben ⅜ dito.

Und Jizchak säete in diesem Lande und fand in diesem Jahre hundertfach, so segnete in Gott, ersten Buch Moses, 26. 12.

12ten Juni Mittwoch den 16. Siwan 5565 war die Chassene (Hochzeit) meines jünsten Bruders mit der Jungfrau Pesche einer Tochter des Rabbiners Michael Frensdorf in Hannover, Festmahl war bei Rabbi Meyer Wunstorf. Derselbe hat für die Sude und Kaffee und Kuchen 13 Louisdor bekommen. (Gedruckte Menus mit Goldrand waren z. Z. keine Mode).

Diesen Sommer war wirklich Hungersnot in der Welt, hier war es noch billiger wie auswärts. Roggen hat 2 Th. 13 gr., Gerste 1 Th. 34 gr., Weizen 3 Th., Habber (Hafer) 1 Th. 13 gr. gekostet und dabei ein ganz nasser Sommer nicht einen Tag recht Sommerwetter gewesen. Gott aber hat viel Getreide beschert, aber eine späte langweilige Ernte. Chaulmaud zudies hat es stark gefroren, daß alle Vitsbohnen erfroren sind und dieses Jahr sind allerwärts hier in der Gegend die Schafe krepiert. Wir hatten das ganze Jahr keins geschochten wegen ihr Schifles (Untauglichkeit).

Am 24ten Oktober hat es fußhoch geschneit.

Zum Andenken im Monat August 1796 machten wir Kalkül und so waren wir im ganzen an Kaufleuten und Capitalien schuldig 7860 Th. und noch an Bruder Bär 300 Th. Bär ist bezahlt mit Quittung Seite gegenstehenden Datum bis Janur 1806 betragen 10 Jahr. So hat uns Gott, gelobt sei er in seiner Gnade, so gesegnet mit unseren sämmtlichen Geschäftsunternehmungen, daß wir jetzt nur an Kaufleute und Capitalien schuldig sind 4000 Th. und dazu haben wir unsere 2 Brüder ausgestattet, nämlich David und Abraham, was mit Kajumin auch 3000 Th. ferner an beide Häuser

an Bauwesen verbessert 1000 Th. und von Koch hier eine Scheuer Nr. 88 gekauft, kostet 600 Th. ohne die Kornbuden, welche wir haben neu machen lassen, kosten 100 Th. (Unter Kajumin verstand man das Niederlassungsrecht eines Juden, welches gesetzlich nur der älteste Sohn hatte, die anderen Geschwister konnten sich nicht etablieren. 1ten Mai 1806 habe ich mich mit meinem Bruder Ahron die bisher gehabte Warenhandlung separiert und zwar auf folgende Weise: Ich behalte die Ellenware und er die Kurzwaren und Victualien und was mein Lager mehr betrifft (an Werth) wie seine habe im an Schulden und Wechsel abbezahlt, wovon Schrift von ihm und seiner Frau in Händen habe, welches mein Herr Vater und Bruder Abraham eigenhändig bezeugt haben und dies ist mit dem größten Scholaum und Vergnügen geschehen, von beiden Seiten auf Anraten unseres Vaters und alle unserer Freunde, und wir sind einander nichts schuldig und was mein Vater verzehrt, gebe ich all Zeit mein halb Geld zu, nämlich Kleider, Schuhe usw. Essen und Trinken aber nicht (Wie schön und lieblich ist es, wenn Brüder in Frieden zusammen leben).

Im Monat Tamus d. J. haben 5 meiner Kinder die Frieseln gehabt, sind aber G. s. D. glücklich durchgekommen.

Seit Januar 1806 hat der König von Preußen von dem Franzosenkaiser das Hannoversche Land zur Administration erhalten, wofür er Ansbach, Bereit und Wesel mit Cleve gegeben an den Kaiser. Da dieser aber das ganze preußische Land bis an die Weser haben wollte, ist der Kaiser Bonaparte mit einer großen Armee nach Preußen gekommen und ist in den Kurfürst von Schlesien in sein Land eingefallen, wie auch in das Hessen- und Braunschweigerland, hat alles entwaffnet und die Länder in Besitz genommen und jeder mußte liefern, was zum Lebensunterhalt nötig ist, Reiche und Arme. Hier sind große Durchmärsche gewesen von Kaisers Bruder, der König in Holland gewesen ist, wobei viele Plündereien geschahen. Von hier ist die holländische Armee nach Magdeburg und Berlin marschiert, wo Bonaparte sein Hauptquartier nahm, dann nach Pommern, Polen und hat Preußen ganz überwältigt. Diesen Herbst war bis heute 25. Decbr. gar kein Frost, sondern beinahe Sommerwetter.

In diesem Jahre Michaelis 1806 hat der Roggen 2 Th. 9 gr., Weizen 2 Th. 12 gr., Gerste 1 Th. 6 gr., Hafer 30 gr. gekostet und ist bis Decbr. so gefallen, daß Weizen 1 Th. 24 gr., Hafer 15 gr., Gerste 24 bis 30 gr., Roggen 1 Th. 18 gr. gekostet hat. Im Mai hat der Roggen und Bohnen 1 Th. gekostet.

Den 2ten Mai 1807 haben wir in der 56ten Hannoverschen Lotterie 6. Klasse ein Loos Nr. 11038 gewonnen mit 4000 Th. wovon Meschores (Diener) Leib 1/4 für sich hatte, und Meschores Sohn Davids von Moritzberg und Meschores Buchen mit meiner Tochter Röschen auch 1/4 und Bäcker Nettel aus Großnenndorf 1/4 und Johann Hinrich Eikef 1/4. Und Nr. 11037 hat 500 Th. gewonnen, wovon Meschores Leib 2/4 für sich hatte. Tischler Pfingsten Grever Masch 1/4 und ich 1/4. Nr. 1145 hat 100 Th. gewonnen, welches Meschores

Leib $1/4$, Nette $1/4$, Sebeba Haste $1/4$, Schafte $1/4$. Nr. 11033 hat 50 Th. gewonnen. Pomt, Milus, Egers, Bios jeder $1/4$. Gelobt sei Gott, der unser Gebet erhört, und dessen Gnade uns beigestanden und uns Hilfe hat zuteil werden lassen, denn der jetzige Augenblick erfordert es, um unsere große Schuld zu bezahlen. O, verlasse uns auch ferner nicht!

(Die Lotterie war zu jener Zeit meist in den Händen der Juden und war ein müheloses, oft einträgliches Nebengeschäft. Und wenn nun gar Fortuna mit großen Gewinnen begünstigte, so gab es von Seiten der Gewinner im ersten Rausche der Freude oft recht ansehnliche Donceure. Aber es trat auch nicht selten hinterher Reue ein und führte zu Prozessen.)

Seit 8 Jahren bis dieses Jahr 1807 haben von unser angemessenes Brennholz soviel erspart und verwahrt zu einem Stall, welchen ich dieses Jahr durch Zimmermann Lange hier habe machen lassen und hierfür bezahlt 15 Th. vorbemeldetes Holz hat an Fuhrlohn und Raumgeld und Schneiden 30 Th betragen, 5 Fuder Mauersteine von Nadler & Wachening 3 Th. 12 gr., Fuhrlohn 2 Th. 18 gr., 2 Fuder Platten mit Fuhrlohn 4 Th., Maurer Hages hier für den Grund zu neuern 4 Th.

(Unser Chronist gibt ein schönes Bild eines fürsorglichen Hausvaters. nach der Lehre des Spruchredners Sprüche Sal. 24. 27 „Richte draußen dein Geschäft aus, bestelle wohl dein Feld, dann baue dein Haus.)

Im Monat Ellul 1807 Aegidienmarkt habe ich meinen Sohn Bernhard zu meinem Bruder Abraham nach Hannover gebracht, um noch was zu lernen, sowohl in hinsicht seines religiösen Wissens, als auch seiner weltlichen Kenntnisse, erstlich ein Schiur, eine festgesetzte Zeit zum Lernen der Thora bei unseren Verwandten Rabbiner, Rabbi Michael und bei einem Lehrer namens Bradel Posseck und Französisch, Rechnen und Schreiben, wofür ich ihm alle Quartal 11 Th. Cassemünze gegeben habe. Im Monat Cheschwan ist hiervon der Anfang gemacht und bis den 15 Schwat 1808 $14^2/_3$ Th. gekostet, was mit Agio 16 Th. 37 ngr. beträgt und für $5^1/_3$ Monat so er bei meinem Bruder Abr. gespeist worden. 16 Th. Nebenausgaben für allerhand, 3 Th. 9 gr. (Unser Schüler hat fürwahr seine Zeit gut angewendet und seinen Lehrern Ehre gemacht. Er war schon zum Mann herangewachsen, als ich ihn kennen lernte, und die Stunden seiner Unterhaltung mit ihm waren höchst anregend und wohltuend. Er war ein vollkommener Mann in des Wortes schönstem Sinne, die Verehrung, die ich in seinem Leben gegen ihn gehegt, sei auch an dieser Stelle seinem Namen dargebracht.)

Im Monat Cheschwan 1807 ist meine Tochter Röschen zu meinem Schwager Abraham in Geppenbrügge in Pension gekommen, wofür er monatlich 1 Th. 34 gr. erhalten, war 7 Jahre alt. Monat Ijar ist sie wieder nach Hause gekommen, sie hat gekostet an Abraham 30 Th. an dortige Lehrer Benjamin 6 Th. 4 gr. und an Nebenausgaben Summa 40 Th. (Röschen Lauenau, wie man sie in Rodenberg ohne weiteres nannte, gehörte zu den Frauen, die ich schätzen gelernt. Sie zeich-

nete sich aus durch ihr freundliches, heiteres Wesen und überhaupt eine Frau, wie sie im letzten Kapitel Sprüche Salomonis geschildert wird. Ihr Gatte hätte sie gleich einem Rabbi „mein Haus" nennen können.)

Den 27. Decbr. 1807 hatten wir 43 Pfd. Hammelfett, wobei viel schlechtes war, geschmolzen, hiervon haben wir 35 Pfd. Lichter erhalten, selbstgemacht das Fett, hat nur 3 gr. das Pfd. gekostet und das macht

	5 Th. 13 gr. 4 Pf.
An Dochtgarn	15 „
Für Holz	3 „
Summa	5 T. 31 gr. 4 Pf.

Die Lichter sind wert 10 Th. mithin ist Profit 4 Th. 4 gr. 4 Pf. (Die Talglichte gehörten bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts zu den Hauptbeleuchtungsmitteln, es brannte in den Stuben weder Gas, geschweige noch Elektrizitätslicht und, um ein düster brennendes Talglicht auf dem Tische saß die Familie mit ihren Arbeiten. Die älteren Leute von heute erinnern sich noch der Putzschere dieses unentbehrlichste Instrument, welches den verkohlten Docht abschnitt.) Daher der Ausspruch Goethes:

(Wüßte nicht, was sie gescheiteres erfinden könnten, als daß die Lichte ohne Putzen brennten.)

Den 13. Mai 1800 sind die jüdischen männlichen Personen von 15 bis 40 Jahren zur Musterung und Ausnahme zu Soldaten nach Gudensberg von dem Landgraf Wilhelm II bestellt worden, welches auch geschah, aber die Parnossin (Vorsteher) der Gemeinden haben das mit schwer Geld abgemacht, wovon unser Teil 100 Tb. gekostet hat, welches wir hier in der Rentnerei bezahlt haben. Da der Landgraf verreist war, und er Schwuaus zurückkam und in einigen Tagen wieder verreisen wollte, so hatte der Raf (Rabiner) den Parnossin gewiesen (als gesetzlich erlaubt) am Jontef zu ihm zu fahren nach dem Weißenstein, und da haben sie auch die Gesere (verhängnisvolle Gefahr) mit viel Geld abgewandt.

(Mit Geld konnten die Juden schon manches durchsetzen, allerdings war das Unternehmen, um die Juden von Militärdienst zu befreien, eine Bestechung des Fürsten und ein Zeichen von Feigheit. Aber diese Feigheit war die natürliche Folge des jahrhundertlangen Druckes, den sie zu erdulden hatten, eine Folge des Bewußtseins ihrer Wehrlosigkeit gegen eine ihnen überlegene feindliche Welt, sie war ein Druckfehler, wie auch viele andere Fehler, die der unbeschreibliche Druck gezeitigt hatte, und wie konnte auch in ihnen, den Vaterlandslosen, den Geächteten, das Gefühl des Patriotismus leben! Daß aber Feigheit kein Erbfehler der Juden, das bezeugt die Geschichte der Makkabäer, ihr Kampf gegen die Römer, um ihre Freiheit zu wahren und sich lieber unter den Trümmern Jerusalems und des Tempels begraben zu lassen.)

Januar 1808 hat Kaiser Bonaparte seinen Bruder Hyronimus zum König von Westfalen eingesetzt mit der Bedingung, daß er die

Hälfte der Domäne im Lande behalte. Hierzu gehört das Fürstentum, Minden, Ravensberg, Osnabrück, Paderborn, Hildesheim, Cassel, Göttingen, der Harz, Eichsfeld, Goslar, Halberstadt, Magdeburg nebst angehörigen Ländern. Wie nun der König das Land angenommen, gingen die Parnossin als Deputierte nach Cassel, um ihm zu huldigen, mit großem Aufwand, jeder nach seinem Stand. Er hat allerlei neue Verordnungen herausgegeben, worunter auch, daß er die Juden von ihren Fesseln befreit hat und hat sie so gut wie die Gojim für Bürger erklärt. Jeder kann wohnen und handeln und handwerken was sie wollen. Am 1. März ist der König von allen gehuldigt worden.

Den 27. Januar 1808 sollen laut königlichem Dekrete all die Gelder, so die Juden mehr wie Christen ausgeben aufhören. Hier haben wir sonst Schutzgeld geben müssen, jetzt nicht mehr, sondern jeder nimmt sich ein Patent auf das, was er treiben will.

Eine Branntweinschenke kostet jährlich 1 Thlr., ein Holzhandel 2 Thlr., ein Ellenhandel 4 Thlr., eine Schlächterei 3 Thlr., ein Kornhandel 5 Thlr., ein Großweinhandel 4 Thlr. Sonsten haben müssen für ein Ort (Flüssigkeitsmaß) einen Heller mehr Assiß geben wie der Goj, auch die Zunge von einem geschlachteten Vieh an den Rab abgeben, und von jedem geschlachteten Rind 1 Th. an die Renterei ohne den Fleischheller. Auch ist kein Leibzoll mehr.

(Welcher Wechsel des Schicksals der bisher der Willkür preisgegebenen Juden! Da ist es nicht zu verwundern, daß sie Napoleon als ihren Messias betrachteten. Bei seinem Ehrgeiz und seiner Eroberungssucht war er doch ein großer Mann, der den seit 18 Jahrhunderten angesammelten Mist des Augiasstalles von seinem Unrat reinigte).

Der König von Westfalen, Hyronimus, lebte in Cassel in üppiger Pracht und Schwelgerei. Sein Motto war: „Immer lustig".

1797 habe 30 St. ordinäre Kalbsfelle bei Pergamentmacher Viehler in Hannover gerben lassen, kostet nach Münze gerechnet 13 Th. 11 gr. Die Felle kosten 12 Th. 53 gr., hiervon hat Rabbi Schinen Schochet in Braunschweig eine Sefer Thora geschrieben koste 36 Th. und eine Megilla 2 Th.

1804 hat Aron wieder 30 Felle bei Viehler gerben lassen und hiervon ein Sefer und Megilla machen lassen bei Rabbi Mosche Chasan in Hannover kostet an Schreibgebühr 8 Louisdor und die Felle zu gerben 15 Th.

(Eine eigene Seferthora in der Synagoge zu haben, galt und gilt bei den Frauen als etwas verdienstliches, als eine Mizwo. Drei Tag, wo sie der Synagoge übergeben wurde, wurde feierlich begangen und mit einem Gastmahle, Sefer thora Mahl genannt, verbunden).

Am 9. Nissan 1808 am Mittwoch haben wir Mazzes gebacken und den folgenden Tag ist wegen viel Regen großes Wasser gekommen, daß wir haben nicht backen können und erst Freitag Eref Schabbes Hagodaul. Dieses ist für jeden eine Warnung, nicht so spät vor Pessach zu backen, sondern 14 Tage vor Pessach müssen die Mazzes gebacken werden.

(Die Warnung gilt nicht mehr für die neuere Zeit, wo die Mazzemaschinen uns der Sorge überheben.)

Zur Erinnerung:

Nach unserer Separation habe ich mit Bruder Aron an Roßleder, das von Reinhard hier gekauft war, 106 Th. Schaden gehabt.

(Es folgen verschiedene geschäftliche Notizen von 1806—11, die hier wegblieben).

Der Ewige hat gegeben, der Ewige hat genommen, sein Name sei gepriesen von nun an bis in alle Ewigkeit. Sela!

(Das innige Gottvertrauen, von dem unsere Alten erfüllt waren, ließen sie die Widerwärtigkeiten dieses Lebens geduldiger tragen, sie konnten unter Tränen lächeln.)

Sonntag, den 7. Februar 1808 hat Gumpel hier seine erste Brismile gemacht. Der Zeit war ein so großes Wasser hier, daß wir alle zu Pferde haben hinreiten müssen, bis an die Schultreppe.

(Der Bund der Milo ist einer der ältesten in der Welt und an 4000 Jahre alt. Mit der Milo wird denn der Knabe diesem Bunde geweiht und ist das äußere Zeichen der Angehörigkeit zu dem Bunde.)

Seit dato wurde die Aue bis Wunstorf aufgeräumt und wir hatten kein großes Wasser wieder bis 4. Januar 1805, jedoch nur auf der Hinterstraße und dicht bis unsere Hoftür Mühlenstraße 15.

Monat Ijar 1808 haben wir Meschores (Handlungsgehilfe) namens Meyer Hirsch aus Gemünde hinter Kassel auf Attest von Jakow, Sohn Davids aus Lauenstein bei Geppenbrügge, bei dem er 1½ Jahre gedient, erhalten. Da derselbe aber ein Spieler, Säufer, Lügner und Betrüger war (Muster moralischer Verkommenheit), habe ich ihn in 4 Wochen wieder gehen lassen, hatte ihm auch 3 Th. 24 gr. zum Handel gegeben, welches er mir aber nicht wiedergegeben, sondern noch hierzu 4 Th. für ein Kalb genommen für Oltrogge und hats nicht bezahlt und 1 Th. 3 gr. Schulden von einer Jungfer und auch eincassirt 8 Th. 27 gr. hierfür habe aber ein kattunen Brusttuch 1 Hemd zum Pfande und habe ihn noch 13 gr. zu Reisekosten lohnen müssen, mithin Summa 9 Th. 9 gr.

Den 6. August ist der König von Westfalen mit einer Suite (Gefolge) von verschiedenen Herren und Damen 60 Personen und wohl 300 Mann Soldaten, welche in Fußgarde und Gardecorps Kavallerie bestand, nach Nenndorf gekommen. Die Soldaten sind in Groß und Klein Nenndorf, Groß Rodenberg einquartirt gewesen, für welche wir sämmtliche Jehudim hier mit Feibisch Nenndorf die Lieferung gehabt an Fleisch und Brot und Stroh und Futter, wie auch Spezerei und Geflügel. Letzteres ist von einem Controlleur namens Messier befohlen und bescheinigt und von einem Marschall de Logie ausgezahlt worden. N. B. Mit einem starken Abzug. Der Verständige merkt was (fügt unser Chroniker hinzu). (Der Abzug ist gewiß in die Taschen des Marschalls spaziert.)

Bei des Königs Ankunft haben ihn 16 hiesige Jungfrauen in weißer Kleidung mit grüner Besetzung ein Gedicht auf ein Tafte-

oder Sammtkissen präsentirt, welche er hier gegen jeder mit ein paar goldene Ohringe und Halsschmuck beschenken. welche von Aron Escamp aus Hamburg in Nenndorf gekauft sind. Uebrigens hat sich der König milde (leutselig) betragen gegen alle Menschen, hauptsächlich hat er 3 Chessanen und Kalles (Braut und Bräutigam) von die Gojim von Kopf bis Fuß mit Festkleidung bekleidet und dazu noch jedem Paar 300 Th. bar Geld als Mitgift gegeben, welche sich auch bei seinem Hiersein haben zusammen espulieren lassen müssen am Sonntag, hierbei war großer freier Ball für jeden, großes Feuerwerk. große Illumination Pfehklettern, Wettrennen, Kanonenschießen, Freilotterie von allerlei Schaures (Waren), welche wir teils geliefert haben. Die Bräute und Bräutigam haben von mir und Gumpel (Großvater des Dichters Julius Rodenberg) circa für 300 Th. Waare erhalten.

Den 3. September ist er wieder abgereist. (Hyronimus zeigte sich sehr freigibig, doch aus anderer Leute Leder läßt sich gut Riemen schneiden und das gehörte zum System Napoleons, und die guten Nenndorfer haben ihren neuen Landesvater gewiß recht lieb gewonnen.) Wie Napoleon Italien seiner Kunstschätze beraubte und sie nach Paris schickte, so traf auch solches Loos den Vorhang im Hoftheater hier in Hannover. Es gilt dieses als Kunstwerk ersten Ranges und schmückte ein Pariser Theater bis zur Unterwerfung Napoleons durch die Alliierten, wo er nach Hannover zurückwanderte.)

Den 4. Juni 1809 Dienstag Mittag 1 Uhr kam ein Bote zu Pferd namens Winterfeld aus Hannover von der Lotteriedirektion und zeigte die glückliche Botschaft an, daß die Nummer 9165 mit dem größten Loos um 10¼ Uhr morgens zur 6. Klasse in meine Collekte herausgekommen. Nachdem kam noch ein Bote zu Pferd namens Schaumberg. In diesem Jahr hatten wir 50 Loose, wovon mein Compagnon Leib 15, mein Sohn Aron 25, mein Sohn Bernhard 10 Stück abgesetzt hat, was hiervon verdient, wurde in 3 Teile geteilt. Von bemeldetem Loos hatte Apotheker Wolf in Nenndorf ⅛, mein Hauslehrer Sußmann ⅛, (Höre das jetzt zum ersten Mal) Bader Schrader hier ¼, ungenannter Name ¼; bis den 8. Januar sind die Interessenten alle ausgezahlt geworden und jeder war zufrieden. Gelobt sei Gott, der uns seiner Gnaden gewürdigt, und uns das Wohlwollen der Menschheit zu Theil werden lassen, zu unserem Besten und zu unserer Ernährung in Ehren. Des Verdienstes der Eltern wegen wird ihren Kindern geholfen.

Den 10. Januar 1809 habe auf Befehl des Königs Hyronimus an den Recepteur Vogt in Rinteln gegen einen Schein von dem König 100 Franken mit 25 Th. 36 gr. 5 Pf. geliehen, welches noch mehrere haben thun müssen. Der eine viel der andere wenig.

Den 8. Juni 1811 habe ich mit Aron wieder müssen 100 Franken an oben bemeldeten gemeinschaftlich liefern und zwar auf Aron sein Name. Hierzu habe ich 12½ Th. gegeben das übrige ist Rabatt (?)

August 1808 ist Kaiser Napoleon mit einer großen Armee in

Spanien gezogen und hat es ganz erobert, den König abgesetzt und seinen Bruder Joseph zum Könige eingesetzt.

Mai 1809 ist Napoleon mit einer Armee nach Oesterreich gezogen und hat es erobert.

September 1809 ist zwischen Beiden Frieden geschlossen, Napoleon verlangte nun des österreichischen Kaisers Tochter zur Frau, was ihm auch zugestanden wurde (oder vielmehr werden mußte).

(Napoleon, der Sohn eines Korsikaners, wollte durch diese Heirat in ein altes legitimes Fürstenhaus seinem Thron mehr Glanz verleihen. Er ließ sich daher von seiner ersten Gattin Josephine, Tochter eines Kaufmanns, scheiden. Welche Herzlosigkeit! Mit Recht sagte dann auch seine Mutter Lätizia von ihm, er habe eine Kanonenkugel, wo andere Menschen ein Herz hätten.)

Januar 1812 zogen hier wieder viele Franzosen, Holländer durch nach Danzig zu. Dieser Durchmarsch war bis Ende März, dero Zeit hatten wir jeden Tag Einquartierung bei 4—6 7—5—2—3 von allen Völkern und Sprachen, Schweizer, Koraten, Holländer, Franzosen, Italiener, Deutsche.

Januar 1813 ist diese Armee von Rußland retour gekommen, wie Schafe ohne Hirt, mechulle mit die Pulle.

(Auf Napoleon die Worte Jesaias 6—14 und 12, die der Prophet über den Sturz des Königs von Babylon, der das Land Israels erobert und seine Bewohner in die Gefangenschaft geführt und welche lauten: Wie bist Du vom Himmel gefallen, Glanz, Stern, Sohn der Morgenröthe, zur Erde geschmettert, Völker zertreten. Hattest gesprochen in Deinem Herzen: ich ersteige den Himmel, über die Sterne Gottes erhebe ich meinen Thron, wohne in dem höchsten Nord, die Höhen der Wolken erklimme ich, stell gleich mich den Höchsten. Bis in die Unterwelt fährst Du, in die tiefste Gruft, die Dich sehen, die auf Dich blicken, auf Dich schauen und sprachen: Ist dies der Mann, der die Erde erschüttert, den Weltkreis machte zur Wüste, seine Städte verheerte? usw.)

Juli 1808 der Zeit wurden viele Gärten und Wiesen den Einwohnern angewiesen, da suchte ich und mein Nachbar Müller auch hierum nach, weil wir keinen Teil in dem sogenannten Beitel erhalten haben bei der Teilung. Da wurde uns auf einer, rechts an der Grover Masch bei dem Damm, nicht weit von der Graupenmühle ein Platz zum Garten von dem Forstamt angewiesen, was uns 8 Th. Kosten verursachte, weil aber die Hüt- und Weide-Interessenten sich hierüber beschwerten, so verblieb das Anweisen und wir haben bis jetzt noch keinen Garten erhalten.

Ijar 1809 habe meinen Schwager David von Moritzburg seine Tochter Mirjam, welche bei mir gedient und 300 Th. in der Hannoverschen Lotterie gewonnen, womit sie sich an Lestmann, Sohn Wolfe in . . . . . verheiratet hat, nach Stolzenau gebracht und bei Michel Hammerschlag war auf unsere Kosten die Chasne. Ihre Aussteuer, welche sich auf 10 Th. belaufen hat, habe ich ihr aus dem Zehnt-Geld mit Gottes Hilfe bezahlt.

Siwan 1814 habe meinen 6 Jahre gehabten Lehrer Sußmann Cohn aus Göttingen, welcher sich als gemeinschaftlicher Lehrer mit Jungfrau Gutje, Tochter der Witwe Mirjam von hier besetzt hat, in meinem Hause Chasne (Hochzeit) gemacht.

Ich als Unterführer habe Kaffee und Kuchen, Branntwein, Wein, Eier gegeben, hat 15 Th. gekostet.

(Es sei mir vergönnt, des eben genannten Sußmann Cohn, meines sel. Vaters, zu gedenken und in kurzem seinen Lebenslauf mitzuteilen. Er wurde in Göttingen geboren und kam noch als Knabe zu Verwandten in Berlin, es war das zur Zeit, als Moses Mendelssohn daselbst seine Wirksamkeit übte, und sich, was seine Glaubensgenossen anbetraf, bestrebte, ihr äußeres zu läutern, ihren verdorbenen Geschmack zu verbessern, ihnen, den Sprachlosen, durch die Uebersetzung der 5 Bücher Moses und anderer heil. Schriften ein reines Deutsch, einen deutschen Ausdruck anzueignen. Er kam dann, nachdem er in Berlin eine bessere Schulbildung erlangt, nach Dessau, dem Geburtsorte Mendelssohns, dessen Arbeiten und Bestrebungen hier bereits einen fruchtbaren Boden und Aufklärung eine Stätte gefunden. Von da ging er später mit liberalen Anschauungen nach Rodenberg, wo er eine lange Reihe von Jahren als Gemeinde-Lehrer fungierte, und bei Gelegenheiten deutsche Reden hielt, was damals noch als etwas neues galt. In Rodenberg beschloß er, nachdem er ein sehr hohes Alter erreicht, 1846 sein Leben.)

In der Chronik heißt es nun weiter:

In meiner Jugend wohnten hier mein seliger Vater Jakob und Großvater Bendit, Schimschen, Zadek und Michel.

Hierbei war nun Michel Bal-Tefilla (Vorbeter) allein und mußten wir für die hohen Feiertage Chasonim dazu dingen, denen es bei ihren Gebeten an heiliger Andacht fehlte. Da haben wir Brüder uns dazu hergegeben. Feibisch erste Kol Nidre und Mussaf, Aron erste Schacharis, ich Minchah und Gumpel ein Sohn Schimschens Neilah. Das geschah im Hinblick auf die Lehren unserer Weisen: Im Orte, wo es an einem Manne fehlt, bestrebe Dich ein Mann zu sein. (Von diesen Männern bewährte sich Feibisch als vorzüglicher Chasan durch seine schöne und kräftige Stimme, aber auch die anderen Vorbeter weckten die Andacht der Gemeinde durch ihren herzlichen Vortrag, denn was von Herzen kommt, geht wieder zu Herzen.

An dieser Stelle sei auch des Sohnes Aron, namens Behrend, gedacht, der später als Chasan fungierte. Er war mit einer lieblichen Stimme begabt. Derselbe war es auch, der in den vierziger Jahren einen Chorgesang eingeführt, wodurch der Gottesdienst recht gehoben wurde.

Haben wir nun bereits aus der Chronik unsern Itzig Behrend als einen regsamen und umsichtigen Geschäftsmann kennen gelernt, so glaube ich, seine kleineren, das Geschäft betreffenden Notizen übergehen zu dürfen und mich auf die Mitteilung dessen zu beschränken was des Lesers Interesse in höherem Grade in Anspruch

nimmt. So heißt es nunmehr in der Chronik mit der Ueberschrift: Beispiel wie man Böses mit Gutem vergelten muß und nicht, wie es der Lauf der Welt ist, Gutes mit Bösem zu bezahlen.

Unser Schwager Jakauf Launau war zu einer Zeit unglücklich mit seinem Commie und bat uns denn, ihm als solchen unseren Bruder David zu geben. Dieser war auch dazu geneigt, nachdem wir ihn dazu beredet hatten. So diente er ihm treu und redlich 3 Jahre lang und Jakauf war mit seinen Leistungen auch wohl zufrieden. Da wir nun als ältere Brüder für sein weiteres Fortkommen sorgen wollten, so baten wir unseren Schwager, daß auch er mit sorgen möchte, und zwar, daß er sich in Lauenau besetzte, zumal da zur Zeit nur ein Kaufmann dort wohnte, sie könnten beide denn auch in Freundschaft Geschäfte treiben. Hierauf antwortete er, er könnte es unmöglich zulassen, er hätte selbst Kinder, die da einst wohnen sollten. So nahmen wir unseren Bruder wieder zurück, da er bei ihm nichts verdiente und daneben Sklavenarbeit verrichten mußte. Jetzt nahm er sich einen andern Gehilfen namens Michel, der es besser verstand und sich in Lauenau niederließ. So wurde er von Gott bezahlt. Aber wir als Menschen (als humandenkende) lohnten folgendermaßen: Wir hatten einen Diener Leib mit Namen, 17 Jahre. Er besaß 1500 Th., nahmen ihn zum Nachbar, halfen ihm Haus und Garten kaufen, trieben einen Teil unseres Geschäfts in Companie mit ihm und alles das thaten wir, obgleich er kein Verwandter von uns war, vielmehr ein wild Fremder. Wir beredeten ihn auch, seine Tochter zur Frau zu nehmen, was er auch befolgte, obgleich ihm viel bessere Vorschläge gethan wurden.

(Solch edle, uneigennützige Gesinnungen der Behrend'schen Familie verdienen Anerkennung und Ehre.)

Mein Sohn Kusel wollte in der jüdischen Schule, wie auch in den anderen Schulen nicht gern lernen, er wollte lieber über Feld gehen und Handel treiben. Als er denn aus der Schule gekommen, gab ich im auf Verlangen für 20 Th. Seidenband, wovon er für 13 Th. verkauft, aber bald war es ihm was Altes und die Lust vorüber. Nunmehr wollte er gern bei anderen Leuten dienen und ich brachte ihn zu Abraham Neuberg in Sarstedt bei Hildesheim 1809, dort blieb er bis den folgenden Hannoverschen Martinimarkt ca. 6 Wochen und kam wieder nach Hause. Unkosten, die ich hiervon hatte, beliefen sich auf 4 Th.

Febr. 1810 ist er zu Moses Berliner in Hannover in Condition gekommen, wo er bis Novbr. 1811 verblieb. Nachdem aber mein Sohn Bernhard zum Oberförster hier gekommen, kehrte Kusel wieder zurück. Seinem Herrn zahlte an Kostgeld 3 Louisdor.

(Es ist wohl von Interesse den Lebensgang seiner vormaligen nahen Verwandten kennen zu lernen und verdient wohl eine Stelle in der Chronik.)

Weiter heißt es denn nun:

Mein Sohn Bernhard hat bei Rektor Krahler hier 4 Jahre Privatunterricht gehabt, kosten 40 Th. An Buch und Landkarte

20 Th. 1812 hat er beim Oberförster Kleinstäuber die Forstkenntniß erlernt, zahlte für Kost- und Lehrgeld 50 Th.

1 Büchse 10 Th., 1 Flinte 6 Th., an Büchsen 6 Th.

Wiederum hat er noch bei Förster Quentin gelernt.

Dies all es ist folgender Gründe wegen geschehen:

1) Bernhard hatte keine Lust zum Handel
2) mußte er doch Soldat werden
3) hoffe ich, daß dadurch, wenn er sich freiwilligt annehmen ließ, seinen Sohn Krusel vom Militär-Dienst zu befreien.

Viele Gedanken sind im Herzen des Menschen, doch der Gedanke Gottes kommt zur Ausführung.

April 1813 ist er zum Vergnügen nach Cassel und Osterode gegangen, daneben mit der Absicht, sich eine Condition zu suchen, blieb 4 Wochen weg und kostete an Zehrung 6 Th. Indessen hat er zumeist bei guten Freunden logiert.

Unsere Tante Jette in Osterode hat ihn zumeist mit einer silbernen Taschenuhr beschenkt. Wert nach jetzigem Preise 7 Th. nach früherem 10 Th.

1810 ist eine neue Chaussee von hier nach Nenndorf angelegt, welche über die Grever Masch führt. (Ward zu meiner Zeit viel zum Spazierengehen am Sabbath Nachmittag benutzt.)

Am 9ten Novbr. 1810 ist des Nachts bei Möhling hier eine Feuersbrunst entstanden und zwar auf der Hinterstraße, welches seine 3 nebeneinander stehenden Häuser und gegenüber auf der Vorderstr. des Schreiner Pfingsten gehörige neue Wohnung in Asche gelegt hat. Ein großer Windsturm, welcher herrschte, setzte Rodenberg in große Gefahr, wenn nicht Gott und viele gute Menschen mit ihren Spritzen Hülfe geleistet hätten. Es war nun grade (bei diesem Feuer) ein reisender Jude hier aus Mansbach. Dieser schrieb auf die vom Feuer noch nicht ergriffenen Türen die hebr. Buchstaben: a. g. l. h., welche die Anfangsbuchstaben von dem Gebete: ato gibaur leaulom, haschem, „Du bist stark, o, Herr", sind.

(Es ist merkwürdig, wie der Hang zum Aberglauben sich häufig bei den Menschen kund tut und auch leider bei den Juden, deren heilige Schrift den Aberglauben und alle abergläubischen Gebräuche streng verbietet. Die Buchstaben, a. g. l. h. sollten nach dem Glauben des zugereisten Juden die geheime magische Kraft besitzen, dem Feuer Einhalt zu tun. Es verdient nun bemerkt zu werden, daß unser Itzig Behrend das Verfahren des Fremden zu mißbilligen scheint, denn er schließt seinen Bericht mit den Worten „hakaul bidä schomajim", alles durch die Kraft Gottes (und nicht durch die Kraft der Buchstaben.)

Das Jahr 1810 war eine stille geschäftslose Zeit und ich war daher viel zu Hause und auf das wenige Hausgeschäft angewiesen. Um nun auf andere Weise etwas zu verdienen, verschaffte ich mir das Amt der Steuernhebung der Gemeinde Grove Mühlenstr. und Rodenberger Thor. Die Gebühr für die monatliche Erhebung thut 37 gr. und für die Extraerhebung wird 2—3 gr. p. c. vergütet.

Als nun der König von Westfalen, Hyronimus, welcher von

1807—1813 regierte, von den Alliirten vertrieben worden und unser Kurfürst in sein Land zurückgekehrt war, hatten die bisherigen Ortseinnehmer viele unangenehme Streitigkeiten mit ihren Gemeinden wegen der Kriegscontriibutionen, welche, wie die Communen sie jetzt beschuldigten, zuviel auferlegt haben sollten und für sich behalten. Mich aber traf Gottlob solche Beschuldigung nicht. Keiner auch hatte mir in dieser Beziehung etwas gesagt. Haudu laschem ki tauw (Danket dem Ewigen, denn er ist gütig, und ewig dauert seine Güte).

(Möge die vorstehende Mitteilung Behrends einem fremden Leser kleinlich erscheinen, so muß sie doch das Interesse für ihn bei seinen Eltern und späteren Nachkommen erhöhen und dazu beitragen, sein Andenken in hohen Ehren zu halten. Sie sehen in ihm den braven Familienvater, der mit einer langen Reihe von Kindern gesegnet ist, stets auf das Wohl der Seinen bedacht ist, der um dasselbe zu wahren und zu fördern, jede Gelegenheit ergreift, um auch in geschäftsloser Zeit etwas zu verdienen. War nun auch, wie sich aus der Chronik ergibt, ein gewisser Wohlstand vorhanden, so doch kein Reichtum, und wer den Heller nicht ehrt, ist des Thalers nicht wert.)

1811, 14 Tage vor Pessach, wurde meine liebe Frau von einem Unterleibsleiden befallen, woran sie sehr krank lag und die Krankheit zog sich bis Monat Jjar hin. Der hiesige Chirurg Matäi hat sie aber nächst Gott wieder curirt. 4 Wochen mußte sie das Bett hüten.

August 1811 erkrankte an den Masern meine Tochter Marianne und meine Söhne Abraham und Joseph, wie auch noch meine Tochter Blümchen. Zu der Krankheit trat ein Brustleiden, das leider ihrem Leben ein Ende machte, es war das am Roschaschonoh einige Wochen nach eingetretener Krankheit. Leider folgte ihr bald darauf ihr Bruder Joseph am Succothfeste.

O, möge der Tot uns nicht heimsuchen und Gott unsere Thränen trocknen.

Bei den anderen Kindern trat G. s. D. bald Genesung ein.

Im Monat December erkrankte mein Sohn Bernhard an heftigen Seitenstichen, woran er schwer erkrankt lag, aber nächst Gottes und des Arztes Hilfe genas er. Nach einigen Wochen konnte er die Schul (Synagoge) wieder besuchen, zu seiner Eltern großer Freude. Borachi nafschi es haschem. Meine Seele preist und danket Gott!

(Sehr traurig lautet heute die Verzeichnung des Tagebuches, es berichtet von Krankheit und Tod, von welchem letztere 3 Lieblinge und welche Kinder sind nicht Lieblinge der Eltern, von dem Herzen gerissen wurden und hinterläßt das eine Wunde, die schwer vernarbt.)

Manch Freudiges hat uns bisher die Chronik verzeichnet, heute zeigt sie uns den Würgengel, der in kurzer Zeit eine gewaltige Lücke in der Familie gerissen, indem 2 Menschenleben, noch

nicht reift zum Sarge dahingerafft, daher der Wehruf, daß Gott den Tode banne, und die heißen Tränen stille.

(Unser Chronist erzählt in folgenden, wie er mit wenig Kosten in Besitz eines bequemen Reisewagens gelangt ist.)

Da man hier keinen Fuhrmann als nur einen unbequemen Ackerwagen bekommen kann, der zudem wegen der schlechten schmutzigen Wege 4 Pferde zum Fortziehen bedarf und da ferner aus solchem Gefährt oft Sachen verloren gehen, und ich viele Touren zu machen habe, habe ich mir einen eigenen Wagen angeschafft.

Das Gestell hat mein Nachbar Meyerhoff gemacht. 12 Th. usw.

Also kam mir der Wagen auf 51 Th. Diesen Betrag habe ich nicht einmal in bar bezahlt, sondern sie haben dafür Ware genommen. Noch will ich bemerken, daß meine erste Fahrt mit demselben zu einer Verlobungsfeier meiner Nichte, Tochter meines Bruders Feibisch in Nenndorf war.

(Die Berichte unseres Chronisten stammen aus der guten alten Zeit, es möchte daher für die Nachkommen desselben von Interesse sein zu hören, wie ihr Ahn eine Reise zur braunschweigischen Messe machte, die er zum Einkauf von Waren und zwar in Begleitung der dortigen Kaufleute besuchte, zurückgelegt und welche Vorbereitungen dazu gemacht wurden.)

Zunächst sorgte die gute Hausfrau für Reiseproviant, bestehend aus Rauchfleisch und wohlschmeckenden geräucherten Gänsen. Die Reise, welche wohl 14 Tage in Anspruch nahm, wurde nach Ausgangs des Sabaths angetreten. Unsere Meßbesucher wurden an diesem Tage zum Abschied zur Thora aufgerufen, nun ging es zunächst nach Hannover, woselbst sie den anderen Morgen anlangte. Hier wurde dann zur Erholung eine Tasse Kaffee eingenommen. Nun gings weiter bis Peine, wo sich unsere Wanderer der nächtlichen Ruhe überließen. Am anderen Morgen setzten sie die Reise nach Braunschweig fort, als dem Endziel ihrer Fahrt, heute gebraucht von pr. Eisenbahn etwa 3 Stunden.)

1812 am Hannoverschen Mai-Markt brachte ich meine Tochter Röschen nach Hannover in Kost bei meinem Bruder Abraham, wofür ich ihm die Woche 34 gr. zahlte, sie erlernte dort das Kleidermachen, kostete an Lehrgeld monatlich 24 gr., für Beköstigung und Lehrgeld zahlte 30 Th. Von da ab bis Mai hatte ich Röschen in seiner Wirtschaft unentgeltlich gelassen um das Kochen zu lernen.

Nun kehrte Röschen zu uns zurück und ich brachte meine Tochter Marianne zu Abraham als Kinderwärterin ohne Lohn, da Abr. ihr aber später auch keinen Lohn geben wollte, ließ ich sie nach Hause kommen, indem wir zur Zeit auch keine Magd hatten.

Im Juli 1813 ist der Präsident des jüdischen Consistoriums, nämlich Israel Jacobsohn, mit Kutschen und Reitpferden nebst Bedienung nach Nenndorf gekommen. An einem Schabbos besuchte er die Schul meines Bruders Faibisch, da fungierte er selbst als Chasen und lernte auch, dann hielt er eine erbauliche Predigt. Den anderen Schabbes wollte er in Rodenberg die Schul besuchen, wurde, durch schlechtes

Wetter verhindert, da kam er Donnerstag vor seiner Abreise nach hier, hielt in Schul eine schöne Rede und sprach ein Dankgebet für seine von Gott in Renndorf erlangte Gesundheit.

Wir mein Bruder Feibisch und Ahron und ich Itzig sandten ihm als den Präsidenten des israelitischen Consistoriums eine deutsche Schrift, in welcher wir ihm unsere Verehrung ausdrückten und unser Lehrer Herr Sußmann Cohn eine solche in hebräischer Sprache. Diese Adresse wurde ihm denn auf einem grün und gold gestickten Kissen überreicht und zwar von drei in weiß gekleideten jungen Mädchen, nämlich meine Tochter Marianne, meine Nichte · Pesche (Betti), Tochter meines Bruders Feibisch und Nichte Caroline, Tochter meines Bruders Ahron. Caroline hielt eine angemessene Anrede. Unter ihnen befand sich auch mein Neffe Behrend, Sohn Ahrons, der eben Barmizwoh geworden, der seine Drosche vortrug. Unser Präsident war über alles dieses sehr gerührt, kurz darauf wurden die 4 Kinder auch von ihm beschenkt und zwar bekam Behrend eine silberne Medaille, Caroline ein hübsches Nähkissen, Marianne eine Reihe gelbe Perlen, Betti dito. Uebrigens hat er sich gegen Arme und Reiche freundlich und liebreich benommen. Den Armen hat er ansehnliche Geldgeschenke gemacht. Der Aufenthalt in Renndorf hat ihn recht befriedigt und gab er am Tage seiner Abreise ein Tractament vielen Kurgästen, wozu auch einige Herrschaften von hier geladen waren. Das Essen hatte Zahn geliefert, an Wein und Musik hat es nicht gefehlt. Es hat ihm über 100 Th. gekostet, er hat während seiner Kurzeit sich von Gottschalk speisen lassen (koscher).

Im Mai 1813 sind viele französische Truppen durchmarschiert an 20000 Wagen beladen mit Furage. Korn und Brot, dabei viele Ochsen und Kühe, der Zug ging nach Magdeburg. Von neuem hatte der Krieg zwischen Russen und Franzosen begonnen. Preußen war zu den ersteren getreten, wie auch Oesterreich. Viele Schlachten fanden im Juli statt und kosteten auf beiden Seiten viel Menschenleben.

Im Oktober marschierten Kosacken nach Cassel und vertrieben den König von Westfalen und verjagten das ganze westfälische Corps. 14 Tage darauf kehrte Hyronimus nach Cassel zurück und da wurden viele Bürger der Stadt hart bestraft, weil sie dem König keine Hilfe geleistet hatten. Kaum hatte er sich wieder in Cassel festgesetzt, als er von den Schweden, Preußen und Russen abermals verjagt wurde.

Der erste General von Preußen war Blücher, der der Russen Janetschek, die waren es, unter deren Führung Kassel gewonnen wurde. Diese marschirten nun nach Hameln, preußisch Minden in der Richtung nach Holland. Ende Oktober wurde auch das Land Hannover nach früherem Fuße wiederhergestellt unter von Bremen und unter von Decken. Auch der Kurfürst von Hessen kehrte nach Cassel zurück, da war großer Jubel und Feste. Auch wir Juden brachten das Hanaussen-Teschuo Gebet mit Musik nach der Synagoge zum Wochen-Abschnitt Thelaudans. Den folgenden Tag, Sonntag, feierten die Christen den Tag seiner Rückkehr, die National-Garde zog mit Musik zur Kirche, abends war Illumination und Ball.

Am 16. Dezember 1813 erschien eine Proklamation des Kurfürsten, durch welche er seine Unterthanen aufforderte, sich freiwillig zur Fahne zu begeben, da er 24000 Mann zu stellen habe. Viele thaten es auch, denn sie dachten, daß sie auch zum Dienst gezwungen werden könnten. Auch ging ein Gerücht, es würde eine Aushebung von 18-50 Jahren stattfinden. Aus Rodenberg stellten sich nun freiwillig zum Jäger-Corps mein Sohn Bernhard, die Söhne des Oberförsters Kleinstöber, des Pastoren Kinder und Friedenrichter Deichmann und mehrere. Sie wurden von Kilian nach Rinteln gebracht und hatten freie Fahrt. Mein Sohn Bernhard bekam von mir an barem Gelde 30 Th. eine Büchse 13 Th. eine Jagdtasche 5 Th. eine Brieftasche 1 Th. außerdem bekam er einen Tuch-Ueberrock und Hose, 3 Hemden 3 Paar Str. eine silberne Taschenuhr, ein Geschenk von seiner Tante Jette.

Von Trier hatten wir Brief desgl. von der Festung Cheonsville, welche von den Hessen belagert wurde, sie hatten mit den Franzosen tüchtig zu kämpfen.

1814 kam die Nachricht, daß die Alliirten in Paris eingerückt und zwar den 3. März, da war hier großer Jubel und jeder Deutsche war lustig.

So hatte denn der König von Preußen den Kaiser von Rußland und England den Feind auf eigenen Boden besiegt und die Franzosen thaten ihm alle Kowed an, ihren Kaiser Napoleon hatten sie abgesetzt und er wurde als Gefangener nach der Insel Elba gebracht, da bekam er eine jährliche Pension, die Franzosen setzten Ludwig den 18. als König ein, der war aus dem Hause Orleans.

(Als Napoleon entthront war, fragte man „und nun wohin mit ihm"? Darauf sagte ein Spötter, man gebe ihm die Hälfte der Insel Elba. Warum die Hälfte? Damit er sich die Zeit vertreiben kann, um die andere Hälfte zu erobern.)

1815 am 20. März haben die Franzosen ihren König Ludwig wieder weg gejagt, denn sie waren mit seiner Regierung unzufrieden, denn er richtete alles nach altem Fuß wieder ein. (Man hat von ihm gesagt, er hat nichts gelernt und nichts vergessen.)

Da wurde Napoleon wieder mit Jubel aufgenommen und als Kaiser eingesetzt. Das Regierungsblatt brachte folgende Berichte über die Ankunft Napoleons: Der Menschenfresser hat seine Höhle verlassen, der korsische Werwolf ist soeben im Busen Juan gelandet, der Tiger ist in Cap angelangt, das Ungeheuer hat in Crenoble die Nacht zugebracht, der Tyrann ist durch Lyon gekommen, der Thronräuber ist 60 Meilen von der Hauptstadt gesehen worden, Bonaparte rückt in Eilmärschen heran, aber er wird nie Paris betreten. Napoleon wird morgen unter unseren Mauern sein. Der Kaiser ist gestern in Fontainebleau angekommen, seine kaiserliche und königliche Majestät hat gestern seinen Einzug im Tuilerien inmitten seiner treuen Untertanen gehalten.

Während Napoleon auf der Insel Elba, fand ein Congreß der deutschen Fürsten in Wien statt, um eine neue Constitution für das

deutsche Volk zu schaffen, da kam die Nachricht von Napoleons Rückkehr in Frankreich.

Die Mächte, der Kaiser von Rußland, Oesterreich und Preußen, und der von England, wie die anderen deutschen Fürsten beschlossen, Napoleon wieder zu vertreiben und Ludwig den XII. wieder einzusetzen. Am 16. Juni griff Napoleon den General Wellington mit 150.000 Mann bei Belleallianee und dies war seine besten. W. konnte ihm nur 60.000 entgegenstellen und doch mußte Napoleon das Schlachtfeld verlassen und ergriff die Flucht, nun wollte N. mit seinen Getreuen nach Amerika, dahingegen wurden sie von einem englischen Schiff aufgegriffen und gefangen genommen, er wurde nach der Insel St. Helena gebracht, unter strenger Bewachung von Seiten Englands.

Nun verlor auch sein Schwager Murat seine Krone, er ging nach Corsica, woselbst er von einem Bauer einen Schlag auf den Kopf erhielt und sogar die Frauen fielen über ihn her, bis er eines Tages vom Kriegsgericht erschossen wurde. 1815.

(Es ist zu bewundern, mit welchem Interesse unser Chronist alle Zeiten verfolgt, da er als Jude ja nur geduldet war und bewährt sich das Sprichwort des lateinischen Dichters: Ich bin ein Mensch, und so glaube ich, daß nichts, was den Menschen betrifft, für mich eine fremde Angelegenheit ist.)

1807 wurde Bachein als Lehrer und Schauchet angestellt. Er bekam 20 Th. Gehalt freie Kost, bis seine Frau kam, woselbst er alsdann 110 Th. bekam, mußte sich selbst beköstigen und nachdem bekam er 150 Th. und habe ich für mein Teil $8^1/_3$ Th. gezahlt, den Rest Gumpel, Meyer, Aron, Leib, Jakauf, Moses, Michel, Feibisch Renndorf, David Bekedorf, Zodeck Lindhorst, Rumpert Aplen, Jakauf Hohnhorst. Auf einmal kündigt er uns mitten im Gottesdienst, wir könnten uns nach einem andern Schauchet umsehen, er würde Bal te keie in Hannover, er kam aber beschämt zurück, weil er nicht bestanden. Aus Rachmones nahmen wir ihn wieder.

(Rodenberg, ein Städtchen, welches einst zum Kurfürstentum Hessen gehörte, seit 1866 zum Besitz Preußen übergegangen, liegt in einem Thal von schönen Bergen umgeben in einer reizenden Natur, welche wohl nicht ohne Einfluß auf die Entwickelung des in Rodenberg geborenen Dichters Julius Levy, der später unter dem pseudonymen Namen Julius Rodenberg geschrieben, geblieben ist. Ich glaube, dessen hier Erwähnung zu tun, da ja einst 7 Städte um die Ehre gestritten, der Geburtsort Homers zu sein.

Unser Itzig bewohnte anfangs ein kleines Haus, welches jedoch, als seine Familie sich vermehrte, zu beschränkt wurde, er kaufte daher ein großes hübsches dicht an einem kleinen Fluß (Aue) genannt mit einem großen Garten.

Was nun die jüdische Gemeinde anbetrifft, so bestand dieselbe aus 80 contribuirenden Mitgliedern, im Laufe der Jahre wanderten einige Mitglieder nach Amerika aus. Mehrere verzogen nach größeren Plätzen. Die Jüdische Gemeinde war in jeder Beziehung eine feine religiöse, welcher jetzt (1893) verwaist dasteht.)

Am 14. März 1815 am 2. Adar ist mein hochverehrter Vater nach kurzem Krankenlager infolge eingetretener Altersschwäche in seinem 82. Lebensjahr sanft entschlafen, an seinem Sterbebett waren zugegen mein Bruder Feibisch und Ahron, Benhein und ich, wie sämtliche Mitglieder der hiesigen Gemeinde. Er hatte letztere zum Abschied eingeladen, er ließ dann denselben einen Mischebeirach machen, bat alle Anwesenden um Verzeihung, so er ihnen etwas zu Leide getan hätte, gelobte 2½ Th. für die Armenbüchse und vermachte sein noch übriges Vermögen an barem Gelde den Armen.

Mein sel. Vater war ein streng rechtschaffener redlich gesinnter Charakter, als Gemeindemitglied hat er die Lasten der Gemeinde über seine Vermögensverhältnisse gleich den Reichen getragen, obgleich er nicht reich an irdischen Gütern war, so war er mit seinem Teil zufrieden, und wenn wir Kinder ihm Vorwürfe machten, daß er über seine Verhältnisse ginge, so beruhigte er uns, daß es gut sei, Ihr werdet alles wieder bekommen. Gott wird für euch streiten, ihr aber schweigt! Ihr werdet weiter kommen und es wird euch zu Teil werden hier in der Gemeinde, die da größer werden wird, in Ehren zu wohnen. Gott hat das auch in Erfüllung gehen lassen.

Wir hatten alle 2 Häuser außer David, der infolge der Kriegsereignisse seinen Wohnsitz in Ohsen aufgeben mußte und nach Hameln übersiedeln.

Eduard Glaser.

Von

Siegfried Lichtenstädter.

Am 10. Mai 1908 wurde auf dem jüdischen Friedhof in München der große Forschungsreisende und Gelehrte Dr. Eduard Glaser zur ewigen Ruhe bestattet.

Wer die Bedeutung des Namens Eduard Glaser nicht kennt, möge sie aus einigen Worten der Ansprache ersehen, die der hervorragende und berühmte Münchener Semitist, der christliche Universitätsprofessor Hommel, am Grabe hielt:

> . . . . Was aber meine Pflicht ist, an diesem Grabe etwas näher auszuführen, sind des Verstorbenen große und unbestrittene Verdienste um die Wissenschaft. Auch hier sollen arabische Laute, die Verse eines Beduinendichters, der vom gleichen Rückert so meisterhaft verdeutschten Hamasa, uns die Stimmung angeben: Der den Tod des Freundes euch ansagt, läßt die Stimm' erschallen laut, indem er ausruft: ‚euer Ritter ist gefallen'. Ja, werte Fachgenossen, fârisu-kum hawâ, euer Ritter ist gefallen! der uns voranzog, indem er hoch hielt das Banner der Wissenschaft, als ein Fürst und Held im Reich des Geistes. Seit den letzten fünfzehn Jahren war er der Mittelpunkt der hiesigen Semitisten, sowohl der Lehrer als der Schüler, die beide von ihm die reichsten Anregungen empfingen; in der Münchener Gelehrtengeschichte würde ein wichtiges Blatt ohne seinen Namen fehlen. Aber über München hinaus ging über die ganze Gelehrtenwelt hin sein Einfluß. Wie er unser Mittelpunkt war, so war, das darf ohne Uebertreibung gesagt werden, München durch ihn und seine von ihm begeisterten Fachgenossen der Mittelpunkt der südarabischen Wissenschaft in den letzten anderhalb

Jahrzehnten für ganz Deutschland. Glaser war nicht blos der Sammler von weit über 1000 neuen Inschriften, die er auf vier gefahrvollen Expeditionen teils im Original, teils in getreuen Abklatschen und Kopien, herausgebracht, er war auch ihr genialer Erklärer. Die Bedeutung dieser alten Texte reicht, wie er zum ersten Mal nachgewiesen, weit über das engere Gebiet Südarabiens hinaus. Glaser verknüpfte durch seine minäischen Studien die arabische Inschriftenforschung mit Mose, dem Stifter der mosaischen Religion, dem Hirten aus dem Land Midian, dem späteren Gesetzgeber. Und das gab wieder für andere Forscher den Anlaß zur Verknüpfung dieser Studien mit Hammurabi, der dem Blut und der Abstammung nach sich als Araber erwies. Kein Zweig der weiten semitistischen Studien ist heute ohne Berücksichtigung der Sabäistik zu betreiben, und daß das so ist, ist wieder in erster Linie das Werk Eduard Glasers. Das Leben dieses kühnen und darum auch viel angefeindeten Streiters, das den äußeren Erfolgen nach zunächst wie eine Niederlage anmutet, ist in Wirklichkeit ein Sieg. Was kann man einem Gelehrten Rühmenderes nachrufen, als daß er der Wissenschaft neue Bahnen gewiesen? Das hat Glaser in eminenter Weise getan und wird es weiter durch seinen wissenschaftlichen Nachlaß tun, wenn längst seine irdischen Reste zu Staub zerfallen sind. . . .

Sabäistik heißt die Wissenschaft, in der Glaser der anerkannte Meister war. Das uralte berühmte Land Saba in Südarabien, dessen Königin nach dem biblischen Berichte die lange Reise nach Jerusalem machte, um den König Salomo zu besuchen, ist es, das dieser Wissenschaft den Namen gab; es ist die Kunde des ganzen Südarabiens in sprachwissenschaftlicher, geschichtlicher, kultur- und religionshistorischer u. a. Beziehung.

Glaser hatte jene Wissenschaft, die vor ihm in den Kinderschuhen steckte, zu dem gemacht, was sie heute ist: zu einem blühenden Zweige der semitischen Kulturkunde, die direkt und indirekt, namentlich, da die südarabischen Sprachen aufs engste mit dem Hebräischen verwandt sind, auch für das Verständnis der Bibel von der größten Bedeutung ist. In der Zukunft wird dies wohl noch mehr anerkannt werden als jetzt, wo die Sabäistik durch die Assyriologie in den Hintergrund gedrängt zu sein scheint. In doppelter Hinsicht hat sich Glaser um diese Wissenschaft unsterbliche Verdienste erworben:

Er hat auf vier äußerst schwierigen und gefahrvollen südarabischen Reisen ein ungeheures Material, namentlich an Inschriften, gesammelt, die auf das graue arabische Altertum ein helles Licht werfen, und er hat dieses Material zum großen Teil verarbeitet.

Sein Hauptwerk „Skizze der Geographie und Geschichte Arabiens von den ältesten Zeiten bis zum Propheten Muhammed", wovon allerdings blos der zweite Teil veröffentlicht worden ist, gilt als epochemachend.

Auch für die jüdische Geschichte sind seine Forschungen von hervorragender Bedeutung, in erster Linie natürlich für die Geschichte der Juden in Arabien; es ist ja bekannt, daß nach der zweiten Zerstörung Jerusalems zahlreiche Juden in Südarabien eine neue Heimat fanden und sogar die jüdische Religion dort bedeutenden Einfluß gewann.

Von seinen zahllosen Schriften und kleineren Arbeiten in Zeitschriften &c. berühren manche auch direkt Fragen der jüdischen Religionswissenschaften: es sei nur beispielsweise ein prächtiger Aufsatz von ihm in „Ost und West" (November 1905 S. 643 ff.) über das biblische „Gebot der Nächstenliebe" (Erklärung des hebräischen Wortes gêr) genannt.

Und diese Wissenschaft der Sabäistik, in der er von der ganzen Kulturwelt als Meister anerkannt wurde, hatte er sich nur nebenbei, größtenteils als Autodidakt, angeeignet!

Sein eigentlicher Beruf von Haus aus war die Astronomie; hier hatte er in jungen Jahren eine Anstellung, als Assistent an der Wiener Sternwarte, erhalten, die er — um der Forschungsreisen in Arabien willen — aufgab.

Wie viel Gelehrte mag es wohl geben, die sich rühmen können, zwei so heterogene Riesengebiete — natürlich noch mit den unentbehrlichen Hilfswissenschaften — meisterhaft zu beherrschen!

Auf der einen Seite Sabäistik mit der Geschichte und den Sprachen der übrigen semitischen Völker, namentlich der arabischen Literatur, einschließlich der aus praktischen Gründen für ihn höchst wichtigen Islamistik.

Auf der anderen Seite die Astronomie mit den

mathematischen Hilfsdisziplinen, Naturwissenschaften, Geodäsie, Geographie &c.!

Vielleicht wichtiger noch, als was er bei Lebzeiten veröffentlicht hat, sind die Arbeiten, zu deren Veröffentlichung er leider nicht mehr schreiten konnte: namentlich ein ungeheures Werk über südarabische Inschriften, an dem er in den letzten 5—6 Jahren seines Lebens arbeitete, und die geradezu riesigen Vorarbeiten zu einer Karte der arabischen Halbinsel, von der wir ja bisher nur höchst mangelhafte geographische Kenntnisse besitzen.

Ich kann mir als Laie selbstverständlich kein Urteil über die Güte der wissenschaftlichen Arbeiten Glasers erlauben; aber gar manche Wahrnehmungen an seinem Wesen bestärkten in mir wenigstens die Ueberzeugung, daß das Urteil seiner Fachgenossen über seine wissenschaftliche Bedeutung richtig sein müsse: Auf der einen Seite sein ungewöhnlicher Scharfsinn, auf der anderen Seite die Begeisterung für seine Wissenschaft und die Gründlichkeit und Gewissenhaftigkeit seiner Arbeiten. Daß ihm manchmal auch böse Irtümer unterliefen, kann ja sein; im einen oder anderen Falle, wo er sich auf Gebiete wagte, die ihm fremd waren, ist dies meiner Ueberzeugung nach sogar zweifellos.

Aber man wird doch sagen müssen: Ein Gelehrter, der 100 geniale Entdeckungen und 10 Dummheiten macht, ist unvergleichlich mehr wert als einer, der keine Dummheit, aber auch keine geniale Entdeckung macht.

Seine Konjekturen, von denen er oft zu mir sprach, schienen mir bisweilen sehr gewagt, sowohl auf philologischem als linguistischem Gebiete (es mag hier die Bemerkung erlaubt sein, daß die strenge Schulung und Selbstzucht, die die Indogermanistik seit 3 Jahrzehnten auszeichnet, der Semitistik jetzt noch zu fehlen scheint). Aber wenigstens eine Probe von seinem Scharfsinn ist mir bekannt geworden, die allein schon für einen Laien beweiskräftiger sein dürfte, als alle Gelehrten-Urteile der ganzen Welt.

Der Engländer Bent hatte im Jahre 1892 von einer historisch wichtigen Inschrift in Abessinien einen

Abklatsch mitgebracht. Der Abklatsch war undeutlich und unvollständig; es bestand kein Zweifel darüber, daß die Inschrift der Ergänzung bedurfte. Zunächst aber fragte es sich, ob die Ergänzung nach links oder rechts erfolgen müsse. Der Herausgeber und Kommentator ergänzte nach rechts. Glaser, dem es nicht gelang, den Abklatsch selbst zu Gesicht zu bekommen, ergänzte nach links und sagte mit aller Bestimmtheit, daß die und die Buchstaben falsch gelesen seien, daß vielmehr die und die Buchstaben im Original stehen müssen und daß ungefähr neun Wörter auf dem Abklatsch fehlen, auf dem Stein selbst aber stehen müßten. („Die Abessinier in Arabien und Afrika", München 1895 S. 155 ff., 189 ff.) Im Jahre 1906 kommt nun der Aethiopist, nunmehrige Straßburger Universitätsprofessor Littmann, nach Abessinien an Ort und Stelle und was findet er? Die Glaser'sche Konjektur war völlig richtig. Die Wörter, die aus dem Glaser'schen Gehirne auf das gedruckte Papier gekommen waren, hier standen sie schon seit 1500 Jahren in den Stein gemeißelt!

Ich muß übrigens bemerken, daß Glaser, als er von Professor Littmann diese Tatsache erfuhr, zwar — selbstverständlich — sehr befriedigt, aber keineswegs besonders stolz darauf war. Er schien es fast als selbstverständlich anzusehen, daß seine Konjektur sich so glänzend bewährt hatte. —

Sein scharfsinniges Eindringen in das Verständnis der südarabischen Inschriften wurde ihm wohl bedeutend erleichtert durch seine intime Kenntnis des heutigen Südarabiens und der arabischen Sprache im engeren Sinne.

Denn wer die Schwestersprache einer fremden zu untersuchenden Sprache nicht nur theoretisch nach Grammatik, Wortschatz etc., sondern auch praktisch so vollständig beherrscht, daß er darin d e n k e n kann, wird viel leichter, oft instinktiv, das Richtige finden, mit einer gewissen Sicherheit fühlen, was in der zu untersuchenden Sprache möglich und wahrscheinlich ist.

Ich konnte vor einigen Jahren gerade an Glaser in dieser Beziehung eine interessante Beobachtung machen:

Er hatte ein dänisches Buch sabäistischen Inhalts zu lesen. Obwohl er niemals mit der dänischen Sprache sich befaßt hatte, verstand er, ohne eine Grammatik oder ein Wörterbuch zu Hilfe zu nehmen, den Inhalt fast bis aufs letzte Wort. Natürlich brachte er dies — abgesehen von seinem hervorragenden allgemeinen Sprach-Gefühl, wenn ich so sagen darf: Sprach-Instinkt — nur dadurch fertig, daß er mehrere germanische Sprachen (außer Deutsch auch Englisch und Holländisch) theoretisch beherrschte; es kam ihm aber sicherlich hierbei auch zu statten, daß er wenigstens eine germanische Sprache, das Deutsche, vollständig, als seine Muttersprache, auch praktisch, beherrschte, außerdem aber, daß er den Stoff, den das Buch behandelte, vortrefflich kannte.

Aehnlich mag es wohl mit seiner Erforschung des südarabischen Altertums gewesen sein. Es kam ihm dabei zu statten, daß er wenigstens eine semitische Sprache, das Arabische, als seine zweite Muttersprache beherrschte und daß er das Land im ausgedehnten Maße kannte.

Er kannte die Natur und Geographie Südarabiens, dessen heutige Menschen und ihre Ueberlieferungen; gar vieles aus dem vorislamitischen Südarabien lebt in der Tradition der dortigen Bevölkerung fort.*)

Schon hierin war er wohl allen anderen Sabäisten ohne Ausnahme weit überlegen.

Aber auch die Art seines Arbeitens, eine unerhörte Gründlichkeit und Genauigkeit, muß seine Forschungen auf das günstigste beeinflußt haben. Wo er eine Spur gefunden hatte, da verfolgte er sie mit einer unermüdlichen Zähigkeit bis in alle Abzweigungen und Seitenwege; ich mußte oft unwillkürlich denken, wie sehr seine Arbeiten ihm erleichtert und beschleunigt hätten werden können, hätten ihm seine Verhältnisse die Zuziehung einiger Hilfsarbeiter erlaubt. —

*) Z. B. die berühmte Königin Bilkis von Saba, die den heutigen Arabern und Abessiniern als die Königin gilt, die den König Salomo besuchte. Letzteres ist freilich eine Legende; gerade Glaser war es, der feststellte, daß die Königin Bilkis mehrere Jahrhunderte nach Chr. gelebt hat.

Eduard Glaser wurde am 15. März 1855 in dem böhmischen Dorfe Deutsch-Rust geboren. Dort und in dem nahen Dorfe Tronitz, wohin seine Eltern später übersiedelten, verlebte er seine Kindheit. Seine Eltern müssen brave, ehrenwerte Leute gewesen sein — Glaser sprach niemals anders als mit der größten Liebe und Zärtlichkeit von ihnen, obwohl er, wie wir gleich sehen werden, eine furchtbar harte Jugend durchzumachen hatte — aber mit Glücksgütern waren sie nicht gesegnet. Sein Vater war jedenfalls kein hervorragender Geschäftsmann und es wurde ihm nicht leicht, die zahlreiche Familie — 5 Kinder, wovon eines im Kindesalter starb — zu ernähren.

Außer einem kleinen Handel trieben Glasers Eltern auch Landwirtschaft.

Jüdische Landwirte — wie schön dies klingt und — wie schwer es ist! Natürlich nicht auf dem Papier: da ist es eine sehr einfache Sache: Jüdische Landwirte genießen den nämlichen gesetzlichen Schutz wie die anderen. Aber ein ungeschriebenes Gesetz lautet: Minoritäten, Diaspora-Bevölkerungen, die von der Bevölkerungsmehrheit durch Religions- oder Rassen-Gegensätze geschieden sind, sollen und dürfen nicht Landwirtschaft treiben. Zum Teufel, wenn die Juden Landwirtschaft treiben dürften, könnte man ihnen ja nicht mehr vorwerfen, daß sie keine Landwirtschaft treiben! Das hauptsächliche Mittel, um den Minoritäten die Landwirtschaft unmöglich zu machen, ist natürlich der Felddiebstahl. Was in Mazedonien und Armenien beobachtet wird, gilt auch in Böhmen; denn die menschliche Natur ist im Grunde überall dieselbe. Ich möchte es das Gesetz der „Entlandwirtschaftlichung“ der Minoritäten nennen. Nationalökonomen und Völkerpsychologen scheinen dieses Gesetz bisher nicht zu kennen; aber die Tronitzer kannten es — wenigstens übten sie es. Nicht als ob man mit einem Male die ganze Glasersche Ernte gestohlen hätte. Es wird wohl nur eine beschränkte Zahl Personen gewesen sein, die allnächtlich zum Krautacker Glasers sich begab, um dort einige „Juden-Krautköpfe“ (nicht zu „stehlen“ — nein, nur) zu „holen“ oder zu „nehmen“. Aber da das bekannte arithmetische

Gesetz „Viele Wenig machen ein Viel“ auch für die Krautköpfe in Tronitz gilt, so kann man sich die ungünstige Wirkung leicht vorstellen. Für die christlichen Aecker genügte der gemeindliche Flurschutz; für die jüdischen nicht.

So mußte die Glaser'sche Familie selbst beim Flurschutze mithelfen. Abwechselnd mit seinen Brüdern mußte auch der kleine Eduard — schon im Alter von sieben Jahren! — manche Nacht auf dem Felde, gegen die Ungunst der Witterung notdürftig durch eine Strohhütte geschützt, zubringen, um die väterlichen Krautköpfe zu bewachen. Ob freilich dieser kindliche Schutz sehr wirksam war? Der Schlaf der Jugend ist fest. Einmal kam es vor, daß der junge Eduard, plötzlich erwachend, fand, daß er eine ziemlich weite Strecke von dem Punkte lag, wo er sich hingestreckt hatte. Ein Spaßvogel hatte den schlafenden Knaben an eine andere Stelle hingetragen, ohne daß dieser erwacht wäre.

Und auch bei Tage mußte der kleine Eduard rüstig in der Landwirtschaft mitarbeiten. Seiner körperlichen Entwickelung scheint dies jedoch förderlich gewesen zu sein.

Was im allgemeinen — namentlich bei uns Juden — nicht sehr häufig vorkommt, bei Glaser war es der Fall: Er war körperlich und geistig hervorragend begabt. So brachte er es fertig, in den Jahren 1873 und 1875 seine später fast berühmt gewordenen Fußreisen nach Paris (nebenbei bemerkt, fast ohne Geldmittel!) zu machen, wobei er Tagesmärsche bis zu 90 Kilometer zurücklegte; so war es ihm möglich, während seiner militärischen Dienstzeit, alle Strapatzen vortrefflich zu überstehen; als z. B. bei einem erschöpfenden Marsche an einem glühend heißen Sommertage fast der ganze Truppenteil, dem Glaser angehörte, schlapp wurde, war Glaser einer der wenigen, die marschfähig blieben und nicht nur dies, er konnte das Gewehr und einen Teil des Gepäcks eines Kameraden außer seinem eigenen tragen. Wie sehr ihm diese Körperkraft auf seinen späteren Reisen zu statten kommen mußte, bedarf wohl keiner Ausführung.

Vom 13. Lebensjahre ab besuchte Glaser die Unterrealschule in Komotau, dann vom 16. ab gegen den

Willen seiner Eltern, (die ihn als Lehrling in ein Geschäft eintreten lassen wollten!) die Oberrealschule in Prag. Das waren harte Lebens- und Leidensjahre, die nur durch eine eiserne Energie, wie sie Glaser schon als Knabe besaß, zu überwinden waren. Denn seine Eltern konnten ihm nur geringe, später gar keine Zuschüsse zu seinen Studien mehr geben, und so mußte der heranwachsende Jüngling in der kümmerlichsten Weise durch Stundengeben sich durchschlagen.

Sein bleiches, den Hunger verratendes Antlitz fiel endlich seinem Klassenlehrer in der Oberrealschule auf; derselbe forscht nach und erfährt mit tiefem Mitgefühl die traurige Lage des von ihm geschätzten trefflichen Schülers. Nun läßt es dem wackeren Schulmanne keine Ruhe. Wie helfen? Und siehe da, die Hilfe ist nicht ferne. Eine günstige Fügung will es, daß gerade um jene Zeit ein hoher Militär, Feldzeugmeister Freiherr von D. in Prag, für seinen Sohn einen Hauslehrer und Kameraden sucht; der Klassenlehrer kann den jungen Eduard mit gutem Gewissen hierfür empfehlen und die Sache gelingt. Der vornehme und dabei edle und gütige Feldzeugmeister nimmt den armen jüdischen Schüler in sein Haus auf. Jetzt begann eine verhältnismäßig herrliche Zeit für Glaser. Gab es auch viel Arbeit — zu gleicher Zeit Schüler und Lehrer zu sein, ist wahrlich nicht so leicht — so war wenigstens jede Nahrungssorge vorbei und er lernte überdies in dem vornehmen Hause, wie sich denken läßt, ungeheuer viel, was ihm im späteren Leben im Verkehr mit den höheren Kreisen von größtem Nutzen war. Freie Station, freie Kleidung und dazu noch ein hübsches Taschengeld — wer war glücklicher als der junge Glaser?

Nun konnte er sich auch manchen kleinen Luxus erlauben, so den Besuch eines Kaffeehauses, um Zeitungen und Zeitschriften zu lesen. Kleine Ursachen, große Wirkungen. In der Zeitschrift „Das Ausland" las er die Berichte über Livingstone's afrikanische Reisen und sah jetzt ein Ziel für seinen von Lust nach Abenteuern nicht ganz freien Tatendrang: Forschungsreisender zu werden

ward sein sehnlicher Wunsch. Schon vorher hatte er aus Liebhaberei begonnen, in mühseliger Weise, ohne Hilfe von Lehrern, nur mittelst Grammatiken, fremde Sprachen, auch das Arabische, zu erlernen.

Im Oktober 1873 trat Glaser an das Polytechnikum in Prag über, wo er sich mathematischen, physikalischen und geodätischen Studien widmete; nebenbei studierte er an der Universität Arabisch. Nach Beendigung seines Trienniums genügte er zunächst seiner Militärpflicht als Einjährig-Freiwilliger, und begab sich dann (1877) zur weiteren Ausbildung nach Wien, wo er hauptsächlich Astronomie trieb. Schon nach einem Jahre wurde er Eleve, später Assistent an der Wiener Sternwarte. Während dieses Aufenthaltes in Wien reiften seine Pläne. Statt seines ursprünglichen Zieles — Afrika — wurde es Süd-Arabien, dem er, durch seinen späteren Gegner, den damaligen Privatdozenten Dr. D. H. Müller angeregt, sein Augenmerk zuwandte.

Dieser führte ihn denn auch in die Anfangsgründe des Sabäischen ein, das Glaser in der Hauptsache allerdings durch Selbststudium sich aneignete. So stand von Anfang an sein Entschluß fest, als „Doppel-Fachmann", wenn ich so sagen darf, nämlich als Sabäist und Astronom, Süd-Arabien zu erforschen, eine Personal-Union, die sich in der Folge als so glücklich erwies. Aber zunächst galt es, sich für die Riesenaufgaben vollständig vorzubereiten. Die planmäßige Sorgfalt, die allen seinen Unternehmungen den Stempel aufdrückte, bewies er gleich am Anfange. Für einen Forschungsreisenden in Arabien ist natürlich die wichtigste Voraussetzung die genaue, praktische Kenntnis der arabischen Sprache; die theoretischen Kenntnisse, die sich Glaser bisher im Arabischen erworben, genügten hierfür selbstverständlich nicht. Zwar hatte er auch in Wien Gelegenheit, Arabisch praktisch zu erlernen, und er machte davon Gebrauch — beim früheren Bürgermeister von Jerusalem und Mitglied des aufgelösten türkischen Parlaments Jussuf Zia al Chalili. Aber er hielt es mit Recht für zweckmäßig, in einem Lande mit arabischer

Umgangssprache sich in die arabische Sprache und in das arabische Milieu gewissermaßen einzuleben. Hierzu bot sich ihm eine treffliche Gelegenheit. Der österreichische Generalkonsul in Tunis, Dr. v. Theodorovich, suchte für seinen Sohn einen Hauslehrer. Glaser bot sich hierfür an, erhielt diese Stelle und reiste im Oktober 1880, nachdem er seinen Posten an der Wiener Sternwarte aufgegeben, nach Tunis ab.

Es waren gemischte Gefühle, die des jungen Menschen Brust erfüllten. Auf der einen Seite der Tatendrang der Jugend, die frohen Hoffnungen und Erwartungen auf das Leben und Wirken in einer fremden Welt — aber ach, auch die Wehmut, die die Trennung von seinen Lieben hervorrief. Denn so robust sein Körper, so weich und zärtlich war sein Gefühl. Seine Tagebücher, diese kostbaren Aufzeichnungen, die noch der Veröffentlichung harren, beginnen mit dem Tage seiner Abreise nach Tunis und enthalten an diesem Tage ein Gedicht, das diese Stimmung wiederspiegelt und das man, obgleich man über das eine und andere lächeln mag, nur mit Ergriffenheit lesen kann.

Würde er seine hochbetagten Eltern wiedersehen? Dieser Gedanke beherrschte ihn vor allem.

Seiner Mutter sollte es in der Tat nicht vergönnt sein, ihren geliebten Sohn wiederzusehen. Sie starb im Jahre 1884, nachdem sie seinen aufstrahlenden Ruhm mehr ahnen als erleben hatte können. Sein Vater dagegen hatte noch das Glück, die Erfolge seines Sohnes zu erleben; er starb erst 1895.

In Tunis lebte sich Glaser rasch ein. Neben seiner Beschäftigung als Hauslehrer war er auch im Konsulat tätig und hier scheint es, namentlich während der stürmischen Ereignisse des Jahres 1881, nicht an Arbeit gefehlt zu haben. Das Arabische beherrschte er bald so vollständig, daß er als Dolmetsch fungieren konnte. Viel Interessantes konnte er damals hören und sehen, was er als Korrespondent der „Allgemeinen Zeitung“ (damals in Augsburg) veröffentlichte. Manches allerdings durfte er nicht veröffentlichen, sondern hat es nur in den Konsulatsberichten

an die österreichische Regierung verwertet. Nicht nur in der Stadt Tunis war er tätig, sondern er kam auch in entlegene Orte, so auch in die „heilige“ Stadt Kairuan, die er, wohl als einer der ersten Europäer, wenige Tage vor dem Einzuge der Franzosen besuchte.

Manche Gewalttätigkeit der Franzosen mußte er mit ansehen.

In einem kleinen Provinzorte machte ein französischer Offizier ihm einmal ganz unbefangen den Vorschlag, nachts einem Araber in dessen Behausung einen Besuch abzustatten. Zu welchem Zwecke — das läßt sich leicht denken: Der Franzose hatte in Erfahrung gebracht, daß der Araber zwei junge Töchter besaß. Bedenken? Bah — man war ja bewaffnet; dieser dumme Araber konnte doch wohl keinen Widerstand wagen. Kam es aber doch zu bedenklichen Auftritten oder gar zum Blutvergießen, so war eine Rechtfertigung hinterher wahrlich nicht schwer. Man erklärte ganz einfach, man sei von den jungen Frauenzimmern eingeladen, ins Haus gelockt worden. Oder noch besser: der fanatische Araber habe die verhaßten Ungläubigen durch seine Töchter ins Haus locken lassen, um sie ermorden zu können. (Wie oft mögen solche Prozesse in den Kolonien mit der „glänzenden“ Freisprechung der Europäer und der „Bestrafung“ der Eingeborenen enden!) Also ein ganz nettes und gar nicht besonders gefährliches Abenteuer. . . . Und diesen „wilden“ Arabern gegenüber galten doch nicht die theoretischen moralischen Gesetze der Heimat. . . .

Glaser war jung und er hatte warmes Blut, aber er war zugleich ein Ehrenmann und so bedarf es kaum der Erwähnung, daß er diesen Vorschlag mit Entrüstung ablehnte.

Im nächsten Jahre verließ Glaser Tunis, um nun nach Arabien zu reisen. Zunächst hielt er sich jedoch in Aegypten auf, hauptsächlich um die Sonnenfinsternis in Suhadj (Oberägypten) — im Mai 1882 — zu beobachten, sodann aber wohl auch, um das Land kennen zu lernen. Auch in Aegypten war er, wenn ich so sagen darf, so glücklich, der Zeuge weltgeschichtlicher Ereignisse sein zu

können. In Alexandria war er Augenzeuge des Massakres am 21. Juni 1882; hierauf begab er sich, immer mehr seinem eigentlichen Ziel sich nähernd, nach Port Said, wo er in der bewegten Zeit, wie ein Jahr zuvor in Tunis, seinem Vaterland manchen Dienst erwies. Auch hier arbeitete er im österreichisch-ungarischen Konsulat und informierte seine Regierung über den Gang der Ereignisse. Während der Schlacht bei Tell el Kebir konnte er den Donner der Geschütze aus der Nähe hören.

Ende September 1882 reiste er nun nach seinem eigentlichen Ziel und betrat am 11. Oktober 1882 in der Hafenstadt Hodeida den Boden Arabiens.

Jetzt beginnt die eigentliche Tätigkeit Glasers. Es darf uns Juden mit Genugtuung erfüllen, daß jüdische Forscher einen hervorragenden Anteil an der archäologischen Erkundung der arabischen Halbinsel hatten. Vor Glaser war es namentlich Halévy, der im Auftrag der französischen Akademie der Wissenschaften seine berühmte Reise im Jahre 1869/70 unternommen und ein sehr reiches, wichtiges Material mitgebracht hat. Kurz vor Glaser — im Jahre 1882 — bereiste der vielversprechende, jugendliche Siegfried Langer, ebenfalls Jude und Oesterreicher, Südarabien und machte wichtige Entdeckungen; leider mußte er sein Unternehmen mit dem Leben bezahlen: er wurde im Mai 1882 nördlich von Aden ermordet. Weitaus der erfolgreichste aber war Glaser.

Nicht leicht wurde ihm die Ausführung seiner Pläne; eine weniger zähe und energische Natur wäre wohl bald durch die großen Schwierigkeiten abgeschreckt worden.

Infolge des Todes Langers hatte die Türkei, welche natürlich die Verantwortlichkeit für das Leben von Forschungsreisenden scheute, ein Gesetz erlassen, daß kein europäischer Reisender ohne spezielle Erlaubnis des Sultans Südarabien betreten dürfe. Glaser konnte nur eine vor diesem Gesetze erteilte, also unwirksam gewordene ministerielle Genehmigung vorweisen.

Erst im Oktober 1883 wurde ihm die Erlaubnis zu Reisen in Südarabien erteilt!

Mit großer Mühe erreichte Glaser vorerst wenigstens, daß sein Bleiben zunächst in der Hafenstadt Hodeida, wo er fast sofort nach seiner Landung zum Ueberfluß von heftiger Fieberkrankheit befallen wurde, sodann in Sana wenigstens geduldet wurde. So mußte er fast ein Jahr lang in Sana verweilen, ohne, wie er wünschte, auf wissenschaftliche Entdecknngen ausgehen zu können.

Doch für Glaser war auch dies keine verlorene Zeit.

Konnte er auch nicht das Land bereisen, an Stoff zur Arbeit fehlte es ihm nicht.

So richtete er auf der Terrasse seines Hauses, das er gemietet, ein förmliches astronomisch-meteorologisches Observatorium ein und verarbeitete das Material, das er hierbei sammelte. Er war es, der zuerst die genaue geographische Lage der Stadt Sana feststellte.

Außerdem zog er von auswärtigen Arabern, die in die Stadt kamen, Erkundigungen über alle Gegenden der Halbinsel ein und begann so den Grund zu seinem reichhaltigen kartographischen Material zu sammeln, das hoffentlich in nicht zu ferner Zeit zu einer die bisherigen Arbeiten weit überbietenden Karte Arabiens verarbeitet werden wird.

Außerdem konnte er sich mit aller Muße die Mundart von Jemen aneignen, die ihm schließlich zur zweiten Muttersprache geworden ist. Zwar beherrschte er auch die übrigen arabischen Mundarten, namentlich die von Tunis, Aegypten und Syrien, aber doch nicht so ungezwungen, meisterhaft, wie die südarabische. In München verkehrte er später viel mit einem christlichen Araber aus Syrien. Als dieser einst nach langer Zeit wieder mit einem Verwandten aus seiner Heimat zusammentraf, fragte letzterer erstaunt: „Was für ein Arabisch sprichst du? Ganz anders, als bei uns daheim. Ein solches Arabisch habe ich nur einmal von einem Südaraber gehört.“ „Das habe ich in München gelernt,“ erwiderte der andere, „von meinem Freunde Dr. Glaser.“

Natürlich kam Glaser — obwohl er ohne Schädigung seiner wissenschaftlichen Zwecke seine Zugehörigkeit zum Judentume nicht betonen konnte — auch mit den dortigen

Juden vielfach in Berührung und lernte das entsetzliche Elend der großen, armen Masse kennen. Auf Schritt und Tritt sah er, wie trotz der türkischen Herrschaft die Bedrückung der Juden durch die eingeborenen Araber fortdauert.

Mit einem Rabbiner in Sana kam er öfters zusammen — einem hochachtbaren Charakter mit tiefem jüdischen Wissen und — was natürlich Glaser besonders interessierte — gediegenen (auch nach europäischen Begriffen gediegenen) astronomischen Kenntnissen; nebenbei war der Mann — Silberschmied, da er sich nur durch seiner Hände Arbeit, nicht aber durch seinen Rabbinerberuf seinen kärglichen Lebensbedarf erwerben konnte — ganz wie es im Altertume der Fall war und jetzt noch vielfach im Orient der Fall ist.

Einst besuchte dieser Rabbiner — begleitet von einem jungen Muselman, den er in der Astronomie unterrichtete — Glaser in dessen Wohnung. Während der Muselman Platz auf dem Sopha nahm, blieb der Rabbiner stehen. „Warum setzest du dich nicht?" fragte Glaser. „Herr, nach der 'adet elbiladet (Brauch des Landes) darf sich ein Jude in Gegenwart eines Muslim nicht setzen." Glaser entgegnete, daß er in seiner Wohnung eine derartige 'adet elbiladet nicht anerkenne und nötigte den demütigen theologischen Silberschmied zum Sitzen.

Vom Oktober 1883 bis zum Frühjahr 1884 konnte Glaser nun endlich einen Teil des Wilajets Jemen durchstreifen, und eine reiche, wissenschaftliche Ausbeute wurde ihm bald zu teil.

Seine weiteren drei Reisen fielen in die Jahre 1885/6, 1887/8 und 1892—94.

Ueberreich an Mühen und Gefahren waren diese Expeditionen.

Schon das rote Meer bietet bekanntlich viele Gefahren; Schiffbrüche kommen dort ziemlich häufig vor — infolge der zahlreichen Korallenriffe.

Auf einer seiner Fahrten wandte sich der Kapitän des Dampfschiffes an Glaser, von dessen astronomischen

Kenntnissen er wußte, und bat ihn um seine sachverständige Unterstützung. Er und seine Schiffsoffiziere waren in peinlicher Verlegenheit — die natürlich vor den übrigen Schiffspassagieren möglichst verheimlicht werden mußte. Nach den Fahrtberechnungen mußte man eine Insel zur rechten Seite erblicken — aber man sah sie nicht; endlich kommt die Insel in Sicht, aber nicht zur rechten, sondern zur linken Seite. Man war vom richtigen Kurs abgekommen — das stand außer Zweifel. Die Gegend war durch ihre Korallenriffe bekannt und gefürchtet; man mußte jeden Augenblick darauf gefaßt sein, daß das Schiff aufstoße und ein Leck bekomme.

Da war denn dem Kapitän begreiflicher Weise daran gelegen, durch einen Unparteiischen feststellen zu lassen, daß die Schiffsleitung keine Schuld trage. Glaser prüfte denn auch, während man jeden Augenblick ein Scheitern befürchtete, an der Hand aller astronomischen Hilfsmittel, Logarithmentafeln u. s. w. in aller Ruhe, aber doch so rasch als möglich die Fahrtberechnungen nach, fand sie richtig und bestätigte dies in einem kurzen Protokoll. Die Schiffsleitung war also der Verantwortung überhoben: Offenbar hatte eine unberechenbare Meeresströmung das Schiff vom richtigen Kurse abgebracht.

Man fuhr mit aller Vorsicht, möglichst langsam, bis man in eine sichere Gegend kam, wo der Kapitän erleichtert aufathmen konnte.

Aber ungleich gefährlicher noch sind selbstverständlich die Reisen in Südarabien selbst, namentlich im Innern des Wilajets Jemen.

Von den Schwierigkeiten und Gefahren der Märsche in diesem Alpenland, dessen Hauptstadt Sana in einer Höhe von 2210 m (also nicht viel weniger hoch als der höchste Gipfel des Deutschen Reiches, die Zugspitze!) liegt, wo überdies gute Straßen zu jener Zeit fast vollständig fehlten, kann sich der Europäer kaum eine Vorstellung machen. Gar oftmals wurden diese Gefahren durch die feindliche Bevölkerung noch vermehrt.

Es kam vor, daß eine Truppenabteilung, die ein

oder mehrere Geschütze mit sich führte, zu einer Wegstrecke von 1—2 Kilometer einen vollen Tag brauchte!

Ein türkisches Bataillon, dem sich Glaser einst anschloß, mußte in einer aufständischen Gegend im Hochgebirge einen ganzen Tag im Gänsemarsch marschieren. Als man endlich auf freies Terrain kam, sagte der Kommandant, der bis dahin völlig ruhig und gleichgültig geschienen hatte, zu Glaser: „Gott sei Dank! Mir war bange genug zu Mute. Drei Araber, an passenden Stellen postiert und mit Gewehren entsprechend bewaffnet, hätten uns alle vernichten können. An eine Umkehr wäre hier nicht zu denken gewesen."

Einst ritt Glaser auf dem Rücken eines Esels einen solch fürchterlich schmalen Saumpfad im Gebirge; links die senkrecht ansteigende Felswand, rechts der gähnende Abgrund; da plötzlich fast hart vor ihm kommt, um eine Biegung des Berges, eine Anzahl Kamele entgegen. Die Lage war fast verzweifelt. Das Kamel ist in solchen Fällen zu stumpfsinnig, um stehen zu bleiben, und tritt rücksichtslos auch lebende Wesen, die ihm im Wege stehen, nieder. An ein Ausweichen war nicht zu denken, ebensowenig an ein Umwenden. Da — in der höchsten Not — kommt Rettung vom — Esel (oder sagen wir als gläubige Juden lieber: durch den Esel). Blitzschnell hat dieser die Gefahr erkannt, späht rechts den Abhang hinunter und erblickt kurz vor sich, etwa einen Meter unter dem Pfade, eine kleine vorspringende Felsplatte. Ein Sprung vor und ein Sprung mit den Vorderfüßen hinab auf die Felsplatte ist das Werk eines Augenblickes. So blieb das wackere Tier, den Kamelen gerade genug Raum zum Vorbeigehen lassend, mit den Hinterbeinen oben, mit den Vorderbeinen unten, Glaser natürlich ebenfalls in der ensprechenden Lage mit dem Kopfe nach unten, mit den Händen sich mühsam festhaltend, bis die herankommenden Araber ihn aus dieser heiklen Lage befreiten. Hernach zogen sie auch den Esel, der die oft behauptete Dummheit seines Geschlechts so glänzend Lügen gestraft hatte, herauf.

Vielleicht den glänzendsten Teil seiner Forschertätig-

keit bildete die berühmte und abenteuerliche Reise nach Marib, der uralten Sabäer-Hauptstadt, die er während seiner dritten Anwesenheit in Arabien ausführte. Er war der dritte Europäer, der diese höchst gefahrvolle Expedition wagte: Arnaud 1843, Halévy 1870, Glaser 1888. Ein vierter hat sich bis heute meines Wissens nicht gefunden.

Gleich von Anfang an bildete dieser Ort das Ziel der sehnsüchtigen Bestrebungen Glaser's, aber der leidige Geldmangel zwang ihn immer und immer wieder zur Einschränkung seiner Pläne; als endlich seine Mittel hierfür genügten, ging er ans Werk. Der Emir von Marib, Scherif Husein ben Abderrahman, den er schon während seines ersten Aufenthaltes in Arabien kennen gelernt hatte, sagte ihm seine Unterstützung zu; der Wali von Sana, Osman Pascha, willigte ein.

So zog Glaser in der Nacht des 17. März 1888 mit dem Emir und dessen Gefolge, worunter ein gelehrter Muslim, Sejid Muhammad ben Abdallah, aus Sana gegen Osten nach dem heißersehnten Ziel. Natürlich nicht als „Eduard Glaser" — selbst der Emir hielt ihn lange für einen Muslim — sondern in muslimischer Verkleidung; er wählte ein Pseudonym und galt als der Fekih (Geistliche) oder auch Kadi Husein ben Abdallah el Biraki essajah. Die beiden letzten Worte bedeuten „Der Prager Forschungsreisende." Auf neugierige Fragen, wo denn dieses Birak (Prag) liege, antwortete er, wenn ich nicht irre, es sei eine — selbstverständlich von gläubigen Muslimin bewohnte — ferne Insel im Weltmeer.

Nicht leicht wurde ihm diese Verkleidung. Schon auf dem Hinwege erklärte die Bevölkerung bald da bald dort, sie habe erfahren, daß der angebliche Fekih in Wirklichkeit ein Kafir (Ungläubiger) oder auch ein Turki (Türke) sei. Das gab stets aufregende Szenen, die nur mühsam dadurch beigelegt wurden, daß der Emir und der gelehrte Sejid Mohammad unter Eidesschwüren beteuerten, ihr Reisegefährte sei kein Kafir, sondern gläubiger Muslim — kein Türke, sondern harmloser Gelehrter, der zu diesem oder jenem berühmten Manne nach Hadramaut wandere, um seinen Wissensdrang zu befriedigen.

Um derartige Szenen zu vermeiden, ritt man teilweise bei Nacht, alle Straßen vermeidend, auf schier unglaublichen Wegen ohne Ruh und Rast, ohne der völligen Erschöpfung zu achten. Wie schlug Glasers Herz vor Freude, als man am Mittwoch den 21. März 1888 morgens bei den Ruinen des berühmten Dammes von Marib ankam. Sein erstes Werk war, vom Pferde zu steigen und trotz der furchtbaren Müdigkeit einige Stunden lang Inschriften zu kopieren (die Inschriften, die die berühmte Zerstörung dieses Dammes durch eine Ueberschwemmung behandeln, hat er im Jahre 1897 mit einem Kommentar herausgegeben). Knapp nach Mittag kam man im eigentlichen Marib, der einstigen glanzvollen Residenz der Könige und Königinnen von Saba an. Heute ist es ein armes Dorf mit großartigen Ruinen. Die Bevölkerung begrüßte die Fremden freundlich. Aber an Gefahren fehlte es nicht. Bald verbreitete sich in der ganzen Landschaft das Gerücht, der Fremde sei ein Türke oder ein Jude oder Christ und treibe allerlei Spuk. Inschriften abschreiben — wozu? Jedenfalls suche er Schätze und führe Gott weiß welche schlimmen Pläne im Schilde. Auf Schritt und Tritt mußte Glaser, durchstreifte er die Umgegend, auf mörderische Angriffe gefaßt sein.

Und unter solchen Verhältnissen arbeitete er ohne Unterbrechung bis zum 19. April, nahm die Topographie des Landes mit größter Genauigkeit auf, machte meteorologische, linguistische, ethnographische und besonders archäologische Beobachtungen und sammelte nicht weniger als 391 Inschriften.

Gerne hätte er seine Reise nach dem unvergleichlich inschriftenreichen Djauf, einer Gegend nördlich von Marib, ausgedehnt — aber das Geld reichte nicht mehr aus. So mußte er sich mit schwerem Herzen zur Rückreise entschließen. Mit allen Vorsichtsmaßregeln wurde diese Rückreise angetreten. Wußte man ja, daß alle Stämme im Halbkreise um Marib herum sich verschworen hatten, den „Türken" nicht mehr nach Sana zurückzulassen und auf allen Wegen Beduinentrupps sich postiert hatten, Glaser aufzulauern.

Nachdem man die Nachricht verbreitet hatte, Glaser werde am nächsten Tage einen dreitätigen Ausflug in entgegengesetzter Richtung unternehmen, ritt man — Glaser mit den Scherifen von Marib — in der dunklen Nacht vom 19. zum 20. April ab, vermied alle Straßen und machte auf unsäglichen Pfaden in öden Gegenden weite Umwege. Vergeblich. Schon am nächsten Abend wurde die kleine Karawane im öden Wadi Dheika von einem Beduinentrupp entdeckt und aus einem Tamariskengebüsch heftig beschossen. Glasers Gefährten konzentrierten sich rasch rückwärts, er selbst sprang, da sein Maultier, vollständig erschöpft, wie festgebannt stehen blieb, aus dem Sattel, warf sich zu Boden und erwiderte aus seinem Revolver die Schüsse der Angreifer. Auch seine Gefährten rückwärts begannen jetzt zu schießen, bis die Beduinen mit einem Verluste von zwei Verwundeten sich zurückzogen; Glasers Karawane war unversehrt geblieben.

Man ritt wieder fast die ganze Nacht hindurch und kam am nächsten Morgen im reizenden, dicht bevölkerten Wadi Harib im Gebiete des Stammes der Al Karamisch an, wo die Reisenden endlich auszuruhen hofften. Welche Täuschung!

Kaum hatten sie die ersten Häusergruppen passiert, da schien die Hölle losgelassen. Wildes Geschrei, Zurufe von Haus zu Haus, von Weiler zu Weiler, Trommelwirbeln — Hunderte bewaffneter Araber eilen herbei — man zerrt und reißt die Reisenden von ihren Reittieren und beginnt wütend auf sie einzuhauen. Auch das „zarte Geschlecht" benahm sich hierbei höchst unzart: Wie Furien hetzten die Weiber ihre Männer: „Edbahu et Turki! Edbahu el'erusat!" „Schlachtet den Türken, schlachtet die Braut!" Letzterer ironischer Ausdruck galt dem Kopftuche Glasers, mit dem er sich ähnlich den Bräuten bei Hochzeitsfeiern, unter dem Vorwande des Schutzes gegen die sengenden Sonnenstrahlen, in Wirklichkeit um die verräterische weiße Gesichtsfarbe zu verbergen, verhüllt hatte und das ihm jetzt die Weiber herunterrissen.

Es wäre um Glaser geschehen gewesen, wenn nicht ein Beduine eines anderen Stammes — der Djahm-

Beduinen — in ehrenhafter und treuer Weise seine Pflicht erfüllt hätte. Glaser hatte in Vorahnung des Kommenden diesen Mann — Mubarak ibn Musfir hieß der Wackere — als Sejjir engagiert, d. h. als Begleiter, der den Schutz seines Stammes auf den Schützling überträgt. Natürlich hatte ihn Glaser dafür auch gut bezahlt: Mubarak hielt diesen Vertrag getreulich. Er und seine sämtlichen anwesenden Stammesgenossen vom Stamme der Djahm-Beduinen erklärten, lieber den Tod erleiden als Verräter eines Schutzbefohlenen sein zu wollen. So oft ein Karamisch-Beduine auf Glaser oder einen seiner Begleiter sein Gewehr anlegte oder mit dem Messer eindrang, warfen sich die Djahmiten dazwischen und suchten ihren Gegnern die Waffen zu entreißen.

Ein Scheich, 'Omar ibn 'Amir, der sich im Getümmel endlich Gehör verschafft, sucht auf sehr „einfache" Weise den Streit zu schlichten. „Liefert den Fremden aus, ihr andern könnt alle des Weges ziehen".

„Lieber den Tod erleiden als eine solche Ehrlosigkeit begehen", lautet die einstimmige Antwort der vier Scherife von Marib und Mubaraks.

Von Neuem erhebt sich das Getümmel. Da — in der höchsten Not — erscheint plötzlich ein anderer Scheich — von den Beni Sakran, einer Unter-Abteilung der Beni Ahmed, die eine Abteilung des Stammes der Al Karamisch sind — ein würdiger Greis unter der Menge. Ohne Waffe, ja sogar ohne Kopfbedeckung kommt er herbeigeeilt, um den Mord zu verhindern. „Es sei ferne von mir, es sei ferne von Euch" ruft er, „daß wir diesen Leuten etwas zu Leide tun. Ich erkläre sie insgesamt als in meinem und in dem Schutze sämtlicher Beni Ahmed stehend". Ohne das Weitere abzuwarten. zieht sich der Ehrfurcht gebietende Greis hierauf zurück.

Die Wirkung, die die Worte des Scheich auf die Menge hervorbrachten, war eine merkwürdige.

Wie ein Bann legt es sich augenblicklich über die Wütenden. Das wilde Geschrei verstummt; die drohend erhobenen Flinten und Dolchmesser senken sich; Unent-

schlossenheit und Verlegenheit treten an Stelle der ungebärdigen Mordlust.

Jetzt heißt es die glückliche Wendung ausnützen: Eine verlorene Minute — und es kann zu spät sein.

Glaser und seine Leute erfassen sofort die Situation: Hurtig, rasch auf ihre Reittiere, die noch an Ort und Stelle standen — und fort geht's — nicht fluchtartig, denn das könnte gerade den wohltätigen Bann lösen, aber doch ohne jeden Verzug. Ihr Abzug wurde nicht gehindert. Die wackeren Djahm-Beduinen, welche später nachfolgten, ließen es sich angelegen sein, auch das Gepäck wieder aufzuladen, was ihnen ebenfalls nicht verwehrt wurde, und es Glaser zu bringen: So wurden auch die wissenschaftlichen Schätze, darunter die 391 Inschriften-Kopien und Abklatsche, glücklich gerettet. — Nach weiteren zahlreichen Gefahren und Strapazen kam Glaser am 24. April 1888 glücklich nach Sana zurück, im förmlichen Triumphzuge — zum Erstaunen der Einwohner, die sehr verwundert waren, daß Glaser nicht ums Leben gekommen war. —

Noch öfters hatte er in Arabien Gelegenheit dem Tode ins Auge zu schauen; ein günstiges Geschick schenkte ihm aber noch eine Anzahl Lebensjahre. Er verbrachte dieselben — vom Jahre 1895 an — in München, wo er in der anspruchlosesten Weise lebte, sich fast kein Vergnügen, keine Zerstreuung gönnend, fast ausschließlich sich seinen wissenschaftlichen Arbeiten widmend.

Eduard Glaser ist unvermählt geblieben. Es ist dies in jeder Hinsicht zu bedauern. Wäre er glücklicher Familienvater gewesen, so würde er wohl nach menschlicher Berechnung dem Leben und der Wissenschaft noch lange erhalten geblieben sein.

Aber in seinen früheren Jahren konnte er wegen der arabischen Expeditionen nicht wohl ans Heiraten denken und auch nach der Rückkehr von seiner letzten Reise dorthin war sein ganzes Dichten und Trachten derart von der Sabäistik und — Polemik gegen seine Gegner in Anspruch genommen, daß er für so „nebensächliche" Dinge wie Liebe und Ehe keine Zeit übrig hatte. Die

berühmte sabäische — schon 1500 Jahre tote — Königin Bilkis interessierte ihn mehr als die lebenden europischen Damen.

Freilich muß auch berücksichtigt werden, daß er fast bis ans Ende seines Lebens noch mit der Möglichkeit oder Wahrscheinlichkeit rechnete, nach Arabien zurückzukehren. Eine Frau dorthin mitzunehmen, wäre aber wohl untunlich gewesen und sich von seiner Frau auf lange Zeit oder immer zu trennen, dazu wäre er zu gewissenhaft gewesen. —

Mit der Würdigung der Gelehrten- und Forschertätigkeit ist Glaser's Bedeutung bei weitem nicht erschöpft.

Was ihm einmal ein Gegner in einer Zeitungspolemik ziemlich unverblümt vorwarf, daß er ein „Stubengelehrter sei, der die Dinge durch eine verstaubte Brille betrachte," traf — man möchte fast sagen: mit bewundernswerter Genauigkeit — das scharfe, diametrale Gegenteil der Wahrheit.

Er war auch ein Mann des praktischen Lebens.

Er besaß die hierfür erforderlichen Eigenschaften in hohem Maße.

Sein kraftvolles und dabei gewinnendes, liebenswürdiges Wesen, namentlich sein feines Taktgefühl, verlieh ihm im hohen Grade die Gabe des Einflusses auf andere Menschen und er machte davon sicher nie einen schlechten, oftmals den besten Gebrauch.

Gar oft vermittelte er erfolgreich zwischen Europäern und Arabern, zwischen Türken und Arabern, zwischen türkischen Behörden und europäischen Konsuln.

Mehr als einmal holten die Türken, wenn ihnen ihr Schmerzenskind Jemen wieder Sorgen machte, Glaser's Rat ein und befolgten auch seine Ratschläge. So z. B. als er sie darauf aufmerksam machte, daß die Araber die modernen Waffen zum größten Teil von gewisser Seite auf dem Wege durch die Wüste von Osten und Süden her geliefert erhielten. Früher hatten die Türken den Waffenschmuggel nur von der Seeseite her bekämpft; jetzt verhinderten sie ihn erfolgreich auch durch Posten, die sie nach der Wüste zu vorschoben. Allerdings ließen

sie — wohl aus übelangebrachter Sparsamkeit, um ihre Truppenmacht möglichst zu verringen — in dieser Wachsamkeit später nach und so konnte im Jahre 1904 der entsetzliche Krieg, der den Türken fürchterliche Opfer auferlegte, wieder entbrennen.

Noch im Jahre 1907, als er einer Einladung des ottomanischen Museums folgend, einige Wochen in Konstantinopel weilte, um neue sabäische Erwerbungen dieses Museums zu sichten und zu katalogisieren, benützte die türkische Regierung diese Gelegenheit, um Glaser über die Verhältnisse in Jemen zu befragen.

Wenig bekannt wird es auch sein, daß es Glaser war, der vor 9 Jahren die erste Anregung zum Bau der großartigen Hedjaz — oder Mekka-Bahn gab. Allerdings hatte Glaser sich die Ausführung anders — nämlich durch Beziehung europäischen Kapitals — gedacht und man wird zugeben müssen, daß die Art, wie die Türken das Geld beschaffen — bekanntlich in der Hauptsache durch freiwillige Spenden aus der ganzen muslimischen Welt — für die türkischen Interessen vorteilhafter sein mag. Dies beseitigt aber nicht die Tatsache, daß ohne Glaser dieses höchst bedeutende Werk wohl noch lange hätte auf sich warten lassen.

Aber nicht nur der Türkei, sondern auch seinem Vaterlande und indirekt auch dem verbündeten deutschen Reiche leistete er wesentliche Dienste, namentlich während seiner Beschäftigung in den Konsulaten in Tunis (1881) und Aegypten (1882) und auch später noch vermittelst seiner ausgedehnten Personen- und Sachkenntnis auf den Gebieten des Orients, und wenn dereinst die Staatsarchive das Material aus den letzten 27 Jahren zugänglich machen werden, dann wird vielleicht der Name Eduard Glaser in Verbindung mit mancher Tatsache genannt werden, die heute noch unbekannt ist und die der treue Mann als Geheimnis — ein Geheimnis vor Jedermann, auch den ihm am nächsten Stehenden — mit ins Grab nahm.

Auch sonst war er durchaus nicht der Typus des einseitigen Gelehrten.

Sein kräftiger Körper, seine hohe Gestalt machte ihn

zu einer stattlichen Erscheinung. In seiner Jugend war er ein trefflicher Turner, Schwimmer, Fechter und Schütze gewesen.

Sein Verstand war in jeder Hinsicht trefflich entwickelt.

Außer dem Scharfsinn des Gelehrten besaß er auch den bei Gelehrten und geistreichen Menschen so oft verkümmerten „gesunden“, „hausbackenen“ Menschenverstand und verschmähte auch nicht den tausenderlei kleinen Dingen, die im täglichen Leben so oft von der allergrößten Bedeutung (im Orient vielleicht noch mehr als bei uns) sein können, seine Aufmerksamkeit zu schenken. So besaß er die besten Umgangsformen: in dieser Hinsicht war namentlich der Aufenthalt im Hause des Feldzeugmeisters dem armen Judenknaben von unschätzbarem Vorteil gewesen.

Von geringerer Bedeutung, aber doch erwähnenswert scheint mir seine dichterische Begabung. Seine Verse sprühten oft von Geist und Witz und waren auch formvollendet, freilich manchmal bitterbösen Inhalts, soweit sie Gegner betrafen. Wichtiger war sein zeichnerisches Talent, durch das er schon als kleines Kind seine Umgebung in Staunen setzte. Zeichnungen von ihm aus seinem 4. oder 5. Lebensjahre sollen lange von der Realschule in Komotau als Sehenswürdigkeit aufbewahrt worden sein.

Besonders kamen ihm auch zu Statten seine umfassenden Sprachkenntnisse, die ja namentlich im Orient von großer Bedeutung sind.

Ganz abgesehen von seinen theoretischen Sprachkenntnissen — wissenschaftlich beherrschte er alle semitischen Sprachen einschließlich der abessinischen Mundarten, des Mehri u. s. w., außerdem hatte er durch Selbststudium sich das Lateinische und Griechische angeeignet — verfügte er über ungewöhnlich große praktische Sprachkenntnisse. Vor Allem verstand er das Arabische meisterhaft und sprach es wie ein Araber (bekanntlich sprechen sonst im Allgemeinen deutsche Gelehrte das Arabische „wie ein Deutscher“, französische „wie ein Franzose“ u. s. w., also für einen Araber unverständlich) außerdem beherrschte er das Französische fast wie ein Franzose und besaß gute

Kenntnisse des Italienischen und Englischen; in unvollständigem aber immerhin noch nützlichem Umfange verstand er das Spanische, Holländische, Türkische, Czechische und andere Sprachen.

Merkwürdig war seine Kombinationsgabe. Aus kleinen, unscheinbaren Anzeichen zog er oft in scharfsinniger Weise die richtigen Schlüsse und fand, wo eine naive Seele nichts gesucht hätte, das Richtige. Aber — oftmals schoß er dabei weit über das Ziel hinaus und glaubte, wo tatsächlich nichts war, etwas zu finden; so mag ihm diese Eigenschaft vielleicht mehr geschadet als genützt haben.

Ich erinnere mich noch, wie er während des letzten jemenischen Aufstandes, den er selbstverständlich mit gespanntem Interesse verfolgte, einmal mit aller Bestimmtheit ausrief: „Jetzt hab ich es: Achmed Feizi Pascha*) ist mit seiner Truppenmacht von Bagdad oder Basra durch die arabische Halbinsel nach Medina marschiert". Ich war ungläubig. Ist ein solcher Riesenmarsch möglich, mit einer Truppenmacht durch die Wüste, noch dazu innerhalb einer so kurzen Zeit, wie sie Glaser berechnete? — Aber siehe da, nach einigen Wochen erzählten es die Zeitungen staunend: Der greise Feldmarschall war in der Tat nicht zu Schiff, sondern zu Lande von Mesopotamien nach Medina gekommen.

Einige weitere Kombinationen freilich, die Glaser daran knüpfte, waren sicherlich — wenigstens teilweise — unbegründet und als er dieselben in einem längeren Artikel im „Berliner Tageblatt" veröffentlichte, ward ihm eine recht unwirsche und wie mir schien, nicht ganz unberechtigte Erwiderung von offiziöser türkischer Seite in einem anderen Berliner Blatte zu teil, die er durch einen neuerlichen Artikel im „Berliner Tageblatt" nicht vollständig entkräften konnte. —

---

*) Achmed Feizi Pascha war früher Feldmarschall in Jemen gewesen, — nebenbei ein „Schüler" Glasers, er hatte bei ihm Unterricht im Deutschen genommen — später war er nach Mesopotamien gekommen und wurde Anfangs des Jahres 1905 wieder als Truppenbefehlshaber nach Südarabien gesandt.

Glaser war als Privatmann der bescheidenste Mensch, den man sich nur denken kann; ich bin überzeugt, daß ihn viele Menschen jahrelang kannten, bis sie — nur zufällig — von seiner Bedeutung erfuhren. Es wird wenige Menschen geben, die so frei von Eitelkeit sind, wie er es war.

Aber als Gelehrter und Forschungsreisender besaß er das stärkste Selbstbewußtsein.

Er wußte — und beanspruchte, daß es allgemein anerkannt werde, — daß er der unübertroffene Meister auf dem Gebiete der Sabäistik — oder, wie ihn ein berühmter englischer Semitist einst nannte, „facile princeps in south-Arabian decipherment" — war. Wenn er einem Gegner eine Dummheit nachweisen konnte, so war dies für ihn zweifellos ein größerer Genuß als für einen Gourmand der köstlichste Leckerbissen, und wer ihm seiner Ansicht nach etwas von seinen wissenschaftlichen Entdeckungen wegstibitzte, war für ihn nicht viel besser als ein Taschendieb oder Straßenräuber; dies ist ja bei Gelehrten überhaupt in der Regel so.

Auch auf seinen Ruhm als Forschungsreisender war er außerordentlich eifersüchtig.

So war er noch etwa ein Jahr vor seinem Tode entrüstet, als er in einer kleinen, sonst übrigens sehr instruktiven Schrift eines jungen, ihm befreundeten Gelehrten „Forschungsreisen in Süd-Arabien bis zum Auftreten Eduard Glasers" folgenden Satz las: „Arnaud hat den späteren Reisenden, die noch größere Erfolge erzielten, wie Halévy und Glaser, den Weg gewiesen, aber auch bereitet." Davon, meinte er, könne gar keine Rede sein; er hatte damit wohl Recht. Der Weg, den Arnaud seinen Nachfolgern bereitet (!) haben sollte, war, wie wir sahen, beinahe ein Todesweg. Fast jedes Kind in Sana konnte Glaser sagen, daß für einen Europäer, der sich nach Marib wage, die Wahrscheinlichkeit größer war, totgeschlagen zu werden, als lebend zurückzukommen.

Was zu jener Expedition notwendig war: größte Unerschrockenheit gegen Gefahren und Strapazen, intimste

Kenntnis der arabischen Sprache und der arabischen Sitten, Geldmittel und gute Freunde — hatten Halévy und Glaser natürlich nicht von ihrem Vorgänger Arnaud erben können.

Dies scheint mir unbestreitbar und selbstverständlich zu sein, aber eben deshalb muß man wohl fragen: Warum diese Entrüstung? Ich bin überzeugt, daß der junge Gelehrte, als er diese Zeilen flüchtig niederschrieb, nichts Böses dachte.

Glaser war ein außerordentlich guter Mensch. Ein wohltuender, rührender Gegensatz: Er, der gegen sich selbst und gegen seine Gegner hart und schonungslos sein konnte, war weich und mitleidig gegen Schwache und Hilflose. Wo ihm fremdes Leid vor die Augen trat, half er gerne, so gut er konnte, auch mit Geld, oftmals mit weit mehr als es seinen Verhältnissen entsprach.

Wie manchen schönen großen oder kleinen Zug könnte ich erzählen: Ob es galt, einen Bettler durch eine Gabe zu befriedigen, oder einen vom Oberkellner geohrfeigten Piccolo durch ein paar freundliche Worte aufzurichten, oder ein weinendes Wassermädchen durch ein kleines Geldgeschenk zu trösten, oder einem armen kleinen Zündhölzchen-Verkäufer, der über schlechte Geschäfte jammerte, eine Schachtel abzukaufen (er hatte zeitweise ein ganzes Lager aus Mitleid erworbener Zündhölzchen), oder endlich einem von der Welt verlassenen unglücklichen Freunde durch einen größeren Geldbetrag zu helfen — stets war er der gütige, gemütvolle, edle Mensch mit einem goldenen Herzen.

Aber — Wahrheit ist des Chronisten erste Pflicht — ich muß dieses Lob sofort einschränken. Er war entschieden zu viel Individualist. Das Leid einer einzelnen, ihm räumlich oder ideell nahestehenden Person konnte ihn mehr ergreifen als das große Elend eines Volkes oder Volksteiles.

Dies zeigte sich namentlich auch in seinen Gefühlen gegen die jüdische Volksmasse.

Die entsetzlichen Pogrome in Rußland in den Jahren 1903—1906 ließen ihn fast gleichgültig; wenigstens ergriffen sie ihn bei Weitem nicht so wie manches kleine Leid, das er mit eigenen Augen sah.

Sein Verhältnis zum Judentum und zur Judenheit war in mancher Hinsicht bedauerlich.

An den unglücklichen jüdischen Volksmassen Ost-Europa's und des Orients sah er viel mehr die Schatten- als die Lichtseiten und hatte viel zu wenig Verständnis für den niederdrückenden und schwächenden Einfluß, den eine Jahrtausende lange entsetzliche Unterdrückung auf die Unterdrückten mit Naturnotwendigkeit ausüben muß.

Wenn ein Jude, der nicht gerade sein Freund oder Verwandter war, in eine Schwierigkeit oder Streitigkeit kam, war er meist mit dem Vorurteil rasch fertig: „Der Mann hat Unrecht," um sodann, wenn man ihm vorhielt, daß er in einem ganz ähnlich gelagerten Falle, wo kein Jude in Frage stand, entgegengesetzt geurteilt hatte, gewöhnlich mit dem allzudehnbaren Spruche zu replizieren: „Wenn zwei das Gleiche tun, so ist es nicht das Gleiche."

Aber auf der anderen Seite muß man doch auch anerkennen, daß in seinem Verhältnis zur Judenheit und zum Judentum viele Züge sympathisch und nachahmenswert waren.

Daß er der Versuchung zu einem Glaubenswechsel nicht unterlag, ist bei seinem ehrlichen Charakter ja eigentlich selbstverständlich: nie sprach er anders als mit Geringschätzung und Widerwillen von einem aus anderen Gründen als der religiösen Ueberzeugung entspringenden Glaubenswechsel. Ob er durch einen Uebertritt zur herrschenden Religion seinen Wunsch nach einer gesicherten Lebensstellung erreicht hätte, läßt sich natürlich nicht mit Sicherheit sagen. Unwahrscheinlich ist es aber wohl nicht, daß ein solcher Uebertritt in die Wagschale zu seinen Gunsten hätte fallen können. Ich erinnere mich noch, wie vor einigen Jahren ein namhafter christlicher Orientalist zu mir sagte: „O, der Glaser ist ein Ehrenmann! Mit ein

klein wenig Taufwasser könnte er doch seine Position so verbessern, daß er über seine Gegner lachen könnte. Aber er tuts nicht."

Und daß man aus seinem Vorurteil gegen Juden ja nicht etwa schließe, daß er in den Fehler so mancher schwacher und feiger Juden verfallen sei, hochfahrend gegen Glaubensgenossen, kriechend gegen Andersgläubige zu sein. Von einer solchen Charakterlosigkeit war vielleicht Niemand so weit entfernt als Glaser. Hochfahrend war er gegen Niemand, noch weniger aber kriechend. Freundlich und liebenswürdig gegen Niedrigstehende, aufrecht und selbbewußt gegen Hochstehende — das war der Grundzug seines Wesens.

Wo er es für angezeigt hielt, da schlug er wie auf jüdische, so auch auf christliche und muslimische Gegner in der derbsten, schärfsten Weise — sei es mit Keulenschlägen oder mit spitziger Waffe — ein und machte auch vor hochstehenden Personen, bis hinauf zum Minister, nicht halt.

Namentlich aber muß ich eines erwähnen, was sein oft hartes und ungerechtes Urteil gegen Juden in ein viel milderes Licht setzt: Er war gegen sich selbst nicht nur im Allgemeinen, sondern auch insbesondere in seiner Eigenschaft als Jude außerordentlich streng.

Vom Paria-Typus „Bald schüchtern, bald frech," war er das geradezu ideale Gegenteil: Stets gleichmäßig stolz und bescheiden. Stolze Bescheidenheit, vornehme Zurückhaltung war sein hervorstechender Charakterzug, namentlich gegen Andersgläubige. Keinen Augenblick vergaß er, daß er Jude war.

Gar viele charakteristische Beispiele könnte ich erzählen; nur eines möge hier angeführt werden: Von angesehener christlicher Seite wurde er einmal aufgefordert, sich als Mitglied in eine angesehene Gesellschaft aufnehmen zu lassen. Er hätte es gerne getan — wegen des Lesezimmers, über das jene Gesellschaft verfügte, da er ein eifriger Leser von Zeitungen und Zeitschriften war. Aber — er tat es nicht; da er nicht mit Unrecht ver-

mutete, daß diese Gesellschaft, obwohl sie eine Anzahl jüdischer Mitglieder besaß, doch Juden nicht sehr gerne aufnehme, wollte er sich einer Ballotage nicht unterziehen. So benahm er sich, der berühmte Forschungsreisende, der große Gelehrte, von dem vielleicht viele nicht einmal wußten, daß er Jude war. Ich dachte mir manchmal: „Möchte ein solches Beispiel von Lebensklugheit und Charakterfestigkeit doch recht viel Nachahmung in unserer Mitte finden." Seine Würde als Mann und als Jude wußte er stets vortrefflich zu wahren.

Als er auf einer seiner Reisen nach Arabien durch den Suezkanal fuhr, wurde auf dem Dampfschiffe in seiner Gegenwart von der biblischen Erzählung des Ganges der Kinder Israels durch das Schilfmeer und des Todes Pharaos und seiner Aegypter in den Fluten gesprochen. „Hier ist wohl die Stelle", sagte einer der Herren, ein Diplomat, „wo das Unglück geschah. O, wäre es damals anders gekommen!" Schlagfertig deutete Glaser auf die in der Ferne sichtbaren Höhen des Sinai und warf ein: „Dann hätten sich aber auch die Begebenheiten dort nicht ereignet." „Ja, da haben Sie Recht", erwiderte verlegen der Andere, der jetzt erst ahnte oder sich daran erinnerte, daß Glaser selbst Jude war.

Bekanntlich dachte er in den neunziger Jahren des verflossenen Jahrhunderts auch daran, größeren jüdischen Volksmassen eine Heimstätte in Süd-Arabien zu gründen. Es war ein ehrlich gemeinter, aber kaum reif durchdachter Plan — wie hätte er die Zeit haben sollen, neben seinen anderen riesigen Aufgaben die großen Vorstudien, die für ein solches Werk unerläßlich sind, zu betreiben?

Und vor Allem: es fehlte ihm für diese Sache die begeisterte Liebe zum jüdischen Volke, das innere Feuer, das einem Volksführer erst die Macht und das Recht verleiht, ein Volksführer zu sein.

So darf es als ein Glück bezeichnet werden, daß jene Idee nicht in das Stadium eines praktischen Versuches getreten ist: ein Glück für die armen jüdischen

Volksmassen, denen eine herbe Enttäuschung erspart wurde, ein Glück aber auch für Glaser selbst, für dessen ruhmvollen Namen ein kläglicher Mißerfolg nicht förderlich gewesen wäre. —

Glasers Abenteuer in Arabien und vieles Andere aus seinem Leben sind im Wesentlichen nur aus seinen eigenen Berichten bekannt geworden und ich gestehe, daß ich — prinzipiell mißtrauisch gegen Berichte von Forschungsreisenden — mir früher manchmal die Frage vorlegte, ob nicht ein Teil davon erfunden oder wenigstens übertrieben oder ausgeschmückt sei.

Ich möchte meinen Kopf dafür zum Pfande setzen, daß dies nicht der Fall war. Ich verglich oft seine wiederholten Erzählungen über dieselben Erlebnisse — er hatte kein Gedächtnis dafür, ob er etwas schon früher erzählt hatte oder nicht —, habe aber niemals auch nur den kleinsten materiellen Widerspruch in seinen Erzählungen gefunden. Auch was ich nach seinem Tode aus dem Munde seines Hauptgegners hörte, wie auch vieles Andere zeugt für seine unbedingte Glaubwürdigkeit. Ruhmredigkeit und Prahlerei war ihm absolut und vollständig fremd; er gestand z. B. einmal offen, daß er, als er das erste Mal die Flintenkugeln der Beduinen um seinen Kopf pfeifen hörte, „wie Espenlaub zitterte."

Absolute Wahrhaftigkeit war ein charakteristischer Zug seines Wesens. Ich glaube, daß auch von ihm gilt, was Bismarck irgendwo vom alten Kaiser Wilhelm sagte: „Er konnte nicht lügen."

Natürlich cum grano salis. Er war ja ein Mann des praktischen Lebens; das sagt Alles. Daß er z. B. auf seiner Reise nach Marib sich für einen muslimischen Geistlichen ausgab, war ja, streng genommen, eine große Lüge, aber ich bin überzeugt, daß selbst ein Kant ihm hierfür mildernde Umstände zugebilligt hätte. Denn die Lüge diente einem doppelten Zwecke: dem gemeinnützigen, die Wissenschaft zu fördern, und allerdings auch dem egoistischen, aber verzeihlichen: nicht totgeschlagen zu werden.

Also innerhalb des Menschlichen und Möglichen war er der wahrhaftigste, zuverlässigste, ehrlichste Mensch, den man sich nur denken kann, — in kleinen wie in großen Dingen.

Nur ein einziges Mal „log“ er mir gegenüber nach meiner Erinnerung (es war sehr wenig Scharfsinn notwendig, um es sofort zu merken) und wegen dieser „Lüge“ mußte meine Achtung und Sympathie vor ihm noch steigen; denn sie war ein Beweis seines braven Charakters — es handelte sich darum, fremde Ehre zu wahren, noch dazu von Personen, gegen die er sicherlich keine Verpflichtung hatte, die er vielleicht nicht einmal persönlich kannte. . .

Nur nebenbei sei als kleines Zeichen seiner strengen Rechtlichkeit erwähnt, daß er, der mit schweren Sorgen um seine materielle Zukunft kämpfte und aufs sparsamste lebte, meines Wissens eher zu viel als zu wenig Kapitalrentensteuer zahlte. Ich dachte mir manchmal: Wenn alle, namentlich die reichen Leute, dieselben strengen Grundsätze in Bezug auf Steuermoral hätten, wie ganz anders könnte manches in Gemeinde, Staat und Reich sein! —

Nicht das gleiche, was von seiner Wahrheitsliebe, läßt sich von seinem Gerechtigkeitssinne behaupten.

Er war eine Kraft- und Kampfnatur, und für solche Naturen ist es schwer, gerecht zu sein. Solche Naturen machen oft einzelne Personen für Dinge allein verantwortlich, an denen dieselben nur teilweise Schuld tragen, Dinge, für die man vielmehr die „Verhältnisse“, die unpersönlichen, unfaßbaren Verhältnisse — mögen sie nun in einem Falle „Milieu“ oder „Vorurteile“ oder wie sonst immer genannt werden — wenigstens großenteils verantwortlich machen müßte, und finden Fehler und Schwächen, die ihnen bei Freunden verzeihlich erscheinen, bei Gegnern unerhört. Bei Glaser kam noch dessen allzu rege Kombinationsgabe, die ich bereits erwähnte, hinzu.

Seinen Gegnern traute er viel Schlimmes, bisweilen geradezu Ungeheuerliches zu*).

Für den oberflächlichen Menschenkenner muß es befremdlich, für den erfahrenen Psychologen vielleicht eher natürlich erscheinen, daß er seine Hauptgegner gerade in den Kreisen hatte oder zu haben glaubte, die ihm nach seiner Abstammung am nächsten standen.

Vom österreichischen Standpunkte ist es bedauerlich, daß sein Verhältnis zu den Wiener Gelehrten so schlecht war — vom jüdischen Standpunkte, daß es hauptsächlich zwei jüdische Fachgenossen waren (einer in Wien, einer in Paris), die er in der heftigsten, leidenschaftlichsten Weise immer und immer wieder angriff, weil er ihnen die Hauptschuld daran beimaß, daß er keinen seinen Leistungen und Fähigkeiten entsprechenden Platz in der wissenschaftlichen Welt, namentlich keine gesicherte Lebensstellung erhielt.

---

*) Einen Fall, in dem ich, freilich unschuldigerweise, seinen Verdacht aufgestachelt hatte, halte ich mich für verpflichtet, hier zu erzählen:

Vor 8 Jahren, als ich Glaser erst oberflächlich kannte, erzählte mir ein Bekannter „im Vertrauen", er habe gehört, daß Glaser von der türkischen Regierung eine Pension beziehe. Ich hielt dies nicht für wahrscheinlich, übrigens auch nicht für sehr wichtig, und hatte die Sache bald fast ganz vergessen. Im Jahre 1906 erinnerte ich mich zufällig daran und teilte es Glaser mit. Da ich mich nicht für berechtigt hielt, ihm meinen Gewährsmann zu nennen und dieser mir auch nicht die Genehmigung dazu erteilte, war Glaser außerordentlich entrüstet und vertiefte sich in die Ueberzeugung, von der er nicht wegzubringen war, daß seine Gegner lügnerischerweise dieses Gerücht verbreitet hätten, um ihm zu schaden!

Kurze Zeit darauf erscheint eine Lieferung seines Werkes „Altjemenische Nachrichten", und zu meinem großen Bedauern finde ich darin (S. 224) diese Geschichte und eine darauf aufgebaute Anklage gegen seine Gegner!

Ich bemerke zum Ueberflusse, daß, wie mir mein Gewährsmann, dessen Zuverlässigkeit über allen Zweifel erhaben ist, bestätigte, das Gerücht nur aus Kreisen stammte, die außer aller Verbindung mit Glaser's Gegnern waren und zweifellos nur einer Kombination entsprang, veranlaßt durch die neugierige Frage: „Wovon lebt Dr. Glaser?"

Aber als seine Polemik gegen diese beiden Gegner ihren Höhepunkt erreicht hatte, da plötzlich — söhnte er sich mit ihnen in seinem letzten Lebensjahre aus, mit dem einen sogar durch eine mündliche Aussprache.

Diese Versöhnung, so wenig sie auch äußerlich motiviert erscheinen mag, kann keinem der beiden Gegner zur Unehre gereichen. Er war müde geworden und fühlte wohl — obgleich er sich dessen nicht klar bewußt war — daß seine Lebenszeit sich ihrem Ende zuneige. Da ersehnte er, namentlich, als sich ihm endlich — zu spät! — die Aussicht auf eine gesicherte Lebensstellung zu bieten schien, nur noch das eine: in Ruhe und Frieden seine Lebensarbeit fortführen und beschließen zu können. Der gleiche Wunsch war bei seinem — übrigens bedeutend älteren — Gegner maßgebend.

Und dessen bin ich ganz sicher: Wäre ihm ein längeres Leben voller Kraft und Gesundheit beschieden gewesen, die beiden Gegner hätten den Frieden treu und ehrlich gehalten. Als der andere seiner Gegner im April 1908 — einige Wochen vor ihm! — verschied, wurde er durch diese Nachricht tief erschüttert. —

Also teilweise war er meiner Ueberzeugung nach sicherlich im Unrecht, und zwar nicht nur in der Form, sondern auch in der Sache und ich bin weit entfernt, die Auswüchse in seiner Polemik rechtfertigen zu wollen; aber wer einen Stein auf ihn hierwegen werfen will, dem rate ich, sich an seine Stelle zu versetzen, um seine tiefe Verbitterung zu begreifen — und damit komme ich zu der betrübenden und beschämenden (nicht für ihn beschämenden) Seite seiner Tätigkeit, zur Beantwortung der ziemlich naheliegenden Frage: Welcher Lohn wurde Eduard Glaser für seine glänzenden Leistungen zu teil?

Nun, eine Anzahl Auszeichnungen. Von seinem Vaterlande freilich keine. Um gerecht zu sein, will ich sofort bemerken, daß er wenigstens einmal, meines Wissens, nämlich im Jahre 1882, einen österreichischen Orden hätte erhalten können. Als durch seine Bemühungen dank seiner Umsicht einige österreichische Marine-Offiziere, die in die Gefangenschaft der Truppen

Arabi Pascha's geraten waren, sehr rasch ihre Freiheit wiedererlangt hatten, wollte ihn der österreichische Konsul in Port Said für eine Ordensauszeichnung vorschlagen. Glaser lehnte es entschieden ab — ich weiß nicht, ob ich es als falschen Stolz oder als falsche Bescheidenheit bezeichnen soll.

Dagegen besaß er den Doktortitel honoris causa, den ihm die Universität Greifswald im Jahre 1890 verliehen hatte, ferner die Ehrenmitgliedschaft mehrerer wissenschaftlicher Gesellschaften (so der Münchener geographischen Gesellschaft), endlich den türkischen Osmanie- und Medjidie-Orden, beide dritter Klasse.

Also immerhin eine Anzahl Auszeichnungen; aber von Auszeichnungen allein kann man nicht leben.

Wir haben bereits gesehen, daß Glaser von Haus aus völlig unbemittelt war.

Auch zum Reisen gehören die bekannten drei Dinge: Geld, Geld und wieder Geld. Besonders für „unzivilisierte" Länder wie Arabien gilt dies, mag dort auch im allgemeinen das Leben billig sein. Die kostspieligen wissenschaftlichen Instrumente, die natürlich zu topographischen Aufnahmen unerläßlich sind, die Reit- und Tragtiere, das notwendige Dienerpersonal, die oft recht bedeutenden Geschenke, die den Scheichs und ihren Stämmen, durch deren Gebiet man ziehen will, unbedingt machen muß, usw. Alles das verschlingt ungeheuere Summen — ganz abgesehen von den großen Kosten der Reise nach und von der arabischen Halbinsel selbst.

Woher erhielt Glaser dieses Geld?

Von Regierungen und wissenschaftlichen Instituten zum geringsten Teil. Auch von reichen Mäcenaten verhältnismäßig nicht viel (erwähnenswert ist lediglich eine Beihilfe des böhmischen Verlagsbuchhändlers Tempsky von 5000 Gulden ö. W., und eine Summe von 2000 Gulden ö. W., die ein Ungenannter ihm durch Vermittlung des österreichischen Unterrichtsministeriums sandte; Glaser konnte seinen Namen niemals in Erfahrung bringen — beide zu seiner letzten, vierten Reise).

Weitaus den größten Teil des nötigen Geldes mußte er wohl oder übel sich selbst beschaffen!

Wie brachte er dies fertig? Als Hauslehrer in Tunis sowie als Zeitungskorrespondent hatte er sich etwas, aber nur verhältnismäßig wenig erübrigen können. So trieb er auf seinen drei letzten Reisen in Arabien Handelsgeschäfte, die ihm die nötigen Mittel verschafften; er mußte, wie er sich selbst ausdrückte, nebenbei Handelsmann sein....

Er kaufte dort Altertümer, ethnographische Gegenstände, kostbare arabische Handschriften — alles natürlich zu einem niedrigen Preise, um sie in Europa wieder zu verkaufen. Auch wo er herrenlose, mit Inschriften bedeckte Steine fand, nahm er sie zum gleichen Zwecke mit nach Europa.

Das Glück war ihm in dieser Beziehung günstig. Mehrere Institute, namentlich das Britische Museum, auch das Wiener Hofmuseum, erwarben einen großen Teil seiner Sammlungen.

Kaiser Wilhelm I. kaufte seine arabischen Handschriften für die Königliche Bibliothek in Berlin. Auch ein deutscher Mäcen, Rudolf Mosse, erwarb um eine hohe Summe eine Anzahl Inschriftensteine und Altertümer für das Museum in Berlin.

So erwarb er sich die Mittel zu seinen jahrelangen Reisen in Arabien und noch eine Summe, um nach Vollendung derselben eine beschränkte Anzahl Jahre leben zu können.

Teilweise aber hatte er, noch ehe er diese Mittel erwarb, sie schon verbraucht — mit anderen Worten, er hatte sich in schwere Schulden stürzen müssen, die er dann später zurückzahlte.

Namentlich vor seiner zweiten Reise war dies der Fall.

Die Mittel zu derselben verschafften ihm größtenteils seine Brüder, einfache Kaufleute in Saaz, die das Geld recht gut in ihrem Geschäfte hätten verwenden können. Ja, mehr noch: Um ihn mit möglichst reichlichen Mitteln versehen zu können, verpfändeten seine beiden Schwägerinnen

sogar ihren Schmuck! Ehre den wackeren Frauen, die, einfach und schlicht erzogen, von Haus aus sicherlich kein Interesse an katabanischen und himjarischen Inschriften hatten, denen auch an der Erforschung der arabischen Halbinsel sehr wenig gelegen war! Es waren junge Frauen, denen es sicherlich ein Opfer war, ihren Schmuck lange entbehren zu müssen — aber der junge Eduard Glaser hatte seine Begeisterung für seine Ideen und das Vertrauen auf den Erfolg seiner Unternehmungen auf seine Familie zu übertragen vermocht.

Ich möchte meinen, daß auch diesen Frauen der Dank und die Anerkennung der Wissenschaft gebührt und daß es gerechtfertigt ist, ihre Namen zu nennen; es sind Frau Pauline Glaser, geborene Reimann, und Frau Marie Glaser, geborene Steiner, beide in Saaz, letztere schon vor vielen Jahren verstorben.

Also solche große Schwierigkeiten hatte er schon in der Geldfrage überwinden müssen! Und dabei hatte er in Arabien auf das sparsamste gewirtschaftet. Einen großen Teil der Lebensgefahren, namentlich auf der Rückkehr von Marib, hätte er vermeiden können, wenn nicht andere, sichere Reisewege ihm zu kostspielig gewesen wären. . . .

Nach solchen Opfern, wie sie in der Geschichte der Wissenschaft, selbst auf deren betrübendsten Blättern, wohl nur selten zu finden sind, war es wahrlich kein unbescheidener Wunsch, wenn er in seinen reifen Jahren eine Lebensstellung zu erlangen hoffte, die ihn vor Nahrungssorgen schützen und ihm die Mittel zu weiteren wissenschaftlichen Arbeiten bieten sollte.

Da seine wissenschaftlichen Leistungen über allen Zweifel erhaben waren, so war wohl das Nächstliegende, daß man ihm einen Lehrstuhl an einer Universität anbot.

Warum geschah dies nicht?

Man konnte natürlich seine Bestrebungen mit dem Hinweise darauf bekämpfen, daß er ja niemals als Privatdozent an einer Universität gewirkt hatte. Formell war dieser Einwand begründet — wenn man darüber hin=

wegsieht, daß Glaser in den Lebensjahren, in denen Andere als Privatdozenten zu wirken pflegen, seine Haut in Arabien zu Markte trug. Ob aber die gefahrlose Tätigkeit in der Studierstube und im Hörsaal mehr Anerkennung verdient als die gesundheits- und lebensgefährliche Arbeit in einem wilden Lande — darüber wird man mindestens verschiedener Ansicht sein können.

Ein anderer Einwand lag allerdings auch nahe genug: Glaser hatte nicht den regulären Studiengang gemacht: Er hatte nicht einmal das Doktorexamen gemacht (sein Doktortitel war ihm „nur“ honoris causa verliehen worden). Was er wußte und kannte, hatte er größtenteils als Autodidakt erlernt; sogar das Lateinische und Griechische hatte er durch Selbststudium sich angeeignet.

Sicherlich wird man das diesem Argumente zu Grunde liegende Prinzip verstehen und bis zu einem gewissen Grade als richtig anerkennen müssen und doch bezweifeln dürfen, ob es auch in der äußersten Konsequenz, wie hier, noch vernünftig und zweckmäßig ist (von der Gerechtigkeit ganz zu schweigen).

Der Satz: „Du verstehst in unserem Fache zwar so viel, teilweise noch mehr wie wir, aber du hast es *nicht auf dem richtigen Wege gelernt*, du hast es teilweise nur durch Selbststudium erlernt, folglich bist du uns nicht ebenbürtig“ scheint mir — ich kann mir nicht helfen! — gerade vom Standpunkt der freien Wissenschaft aus *anfechtbar* zu sein.

Bleibt also noch die Frage zu würdigen, ob er auch als *Lehrer* den Anforderungen entsprochen hätte.

Ich glaube, wer Glaser auch nur oberflächlich kannte, wird keinen Augenblick darüber im Zweifel sein, daß Glasers Vorträge so anregend und fesselnd gewesen wären, wie es nur sehr wenigen akademischen Lehrern vergönnt ist. Auch daß er das arabisch-orientalische Milieu aus eigener Anschauung trefflich kannte und das Arabische *korrekt* (also für europäische Sprachwerkzeuge unbequem) aussprach, hätte wohl kein Hindernis für ein akademisches Lehramt bilden müssen . . . .

Wenn man eines Aufschlusses, einer Belehrung, eines Rates in südarabischen Fragen — sei es auf dem Gebiete der Wissenschaft oder des praktischen Lebens — bedurfte, da wußte man fast in der ganzen Welt — in Berlin wie in Konstantinopel, in Nordamerika wie in Ostindien — Eduard Glaser zu finden und er stellte, soweit nur immer möglich, gerne sein Wissen und seine Erfahrung zur Verfügung.

Galt es dagegen die Verleihung eines Amtes oder einer pekuniären Beihilfe für südarabische Arbeiten, so schien sich fast kein Mensch seiner zu erinnern.

Ich gestehe, daß ich mir in früheren Jahren manchmal die Frage vorlegte: Hat er nicht vielleicht einen dunklen Fleck auf seiner Vergangenheit, der eine Anstellung unmöglich macht? Aber ich mußte mich bald dieses leisen Gedankens selbst schämen. Nicht nur unter den Gelehrten in München erfreute er sich der größten Hochachtung, aus allen Himmelsgegenden besuchten ihn auswärtige Gelehrte und hoch angesehene Männer anderer, auch hoher Stände, die es sich zur Freude und Ehre rechneten, mit ihm zu verkehren. Und wenn man erst die Stimmen hören konnte, die nach seinem Tode laut wurden, darunter Stimmen von Fachgenossen, gegen die er in recht verletzender Weise aufgetreten war! Ungeheuchelter, herber Schmerz — ungeteilte Anerkennung seines trefflichen Charakters!

Doch halt — immer streng wahrheitsgemäß! Ein ungünstiges Urteil über seinen Charakter nach seinem Tode ist mir bekannt geworden. Ein unversöhnter Gegner sagte ihm nach, er sei neidisch gewesen.

Es kann wohl sein, daß er mit innerem Groll und Mißmut es wahrnahm, wenn wieder und wieder ein jüngerer Semitist eine Universitätsprofessur erhielt oder zum Mitglied einer Akademie gewählt wurde: welcher billig Denkende könnte dies unverzeihlich finden?

Ich möchte meinen, daß es gerechter wäre, die Vorwürfe nach anderen Richtungen zu adressieren. Wäre es z. B. nicht ehrenhaft und vornehm, wenn in solchen

Fällen jüngere Gelehrte sich gegenseitig ehrenwörtlich verpflichten würden: „Keiner von uns soll eine Professur an einer Hochschule annehmen, ehe nicht der dem Greisenalter sich nähernde anerkannte Meister in unserem Fache eine seinen Leistungen entsprechende Lebensstellung erhalten hat"? Doch — das ist ja Unsinn; das gibt es ja nicht, namentlich in unserer „praktischen" Zeit. . .

Die einzige Stelle, die man ihm anbot, war die eines Lehrers der arabischen Sprache an der Wiener Akademie für orientalische Sprachen, also immerhin ein Posten, der, wenn auch nicht seinen sabäistischen Leistungen, so doch seinen arabischen Kenntnissen entsprochen hätte. Aber die materiellen Bedingungen, die man ihm stellte, waren derart ungünstig, daß es zum Mindesten begreiflich ist, daß er ablehnte. Bedauerlich bleibt es ja wohl; vor Nahrungssorgen wäre er wenigstens leidlich verschont geblieben. Aber er war nun einmal so: Ein Eichenstamm, der nur gebrochen, aber nicht gebogen werden konnte. —

Wenn es ihm wenigstens gelungen wäre, seine Existenz auf andere Weise sicher zu stellen: Außer den Objekten, die er, wie wir sahen, zu günstigen Preisen veräußern konnte, hatte er aus Arabien Abklatsche — die denkbar zuverlässigsten, weil auf mechanischem Wege gefertigten, Kopien — von etwa 1000 bisher unbekannten Inschriften mitgebracht.

Er glaubte hoffen zu dürfen — wenn er auch selbstverständlich keinen juristischen Anspruch darauf hatte — daß man ihm dieses Material zu einem Preise abkaufen werde, der einerseits dem gewaltigen wissenschaftlichen Werte, andererseits den von ihm persönlich dafür gebrachten enormen Opfern einigermaßen entsprechen würde. Aber auch dies gelang ihm nicht; statt dessen unternahm man in seinem Vaterlande Oesterreich, auf den Rat eines in Italien in den Grafenstand erhobenen Schweden, unter enormen Kosten eine neue Expedition nach Südarabien, wenigstens teilweise zu dem Zwecke, um das, was Glaser bereits gefunden, ohne ihn (man kann wohl sagen: gegen ihn) nochmals zu finden. Um

das vorliegende höchst wertvolle Material Glasers zu erwerben, hatte man kein Geld; um auf ungewisse Erwerbungen auszugehen, hatte man Geld im Ueberflusse! Zweifellos glaubte man in Wien für diesen nicht sehr freundlichen Schritt schwerwiegende Gründe zu haben. Aber Glaser erkannte diese Gründe nicht als stichhaltig an und daß er über diese „Contra Glaser"-Expedition höchst erbittert war und, als dieselbe in der Hauptsache mit einem Mißerfolge endete, darüber Schadenfreude empfand, beim Himmel, ich möchte ihm deswegen keinen allzu schweren Vorwurf machen.

In dem steigenden Gefühle der Hoffnungslosigkeit und Ratlosigkeit dachte er manchmal sogar ernstlich daran, mit dem Reste seiner Geldmittel ein kaufmännisches Unternehmen zu betreiben. Wenn es nicht so traurig wäre, müßte man darüber lächeln: Eduard Glaser ein Kaufmann! Ich will seine Fähigkeiten wahrlich nicht herabsetzen, aber hier hätte er keine Erfolge erzielt. Man kann ein guter Sabäist und doch ein schlechter Kaufmann sein. Ein antisemitisch angehauchter Gegner prägte zwar das Wort „Geschäftsreisender" auf ihn, wohl wegen der Ankäufe und Verkäufe, die ich erwähnt habe. Wenn irgend ein Spott, so ist dieser — gelinde ausgedrückt — unberechtigt. Wenn ein Reisender in einem wilden Lande einen Goldklumpen unentgeltlich oder fast unentgeltlich erwirbt und ihn in Europa um den wahren Preis verkauft, so hat er einen solchen Erfolg seinem Glück und Wagemut zu verdanken: kaufmännisches Geschick hat er damit nicht bewiesen — und viel anders war es bei Glaser nicht. Daß er, um sich die Mittel zu seinen Forschungsreisen zu erwerben, Handelsgeschäfte treiben mußte, ist allerdings traurig und tief beschämend — aber nicht für ihn beschämend. Die Wissenschaft schuldet ihm dafür doppelt Dank. Nein, kaufmännisches Geschick hatte Glaser nicht.

Ihm, den die schwierigsten astronomischen Berechnungen nicht erschreckten, mußte ich einmal fast mühsam erklären, wie sich der wirkliche Zins eines Wertpapiers aus dem Kurs in Verbindung mit dem nominellen Zins-

fuße berechnet. Als einmal die Rede auf Aktien und Prioritäten von Eisenbahngesellschaften kam, gab ich bald den Versuch, ihm den Unterschied zwischen diesen beiden Wertpapiergattungen zu erläutern, auf, so wenig Interesse und Verständnis zeigte er dafür. —

So erhob sich immer drohender das Gespenst der Sorge vor seinem Geiste; düsterer wurde seine Stimmung, vergrämter seine Miene; gar oft klagte er mir: „Heute Nacht habe ich wieder nicht schlafen können — vor Sorgen."

Ach, diese schlaflosen Nächte! Meiner Laien-Ansicht nach tragen sie die Hauptschuld an dem allzufrühen Hinscheiden Glasers. Allerdings waren es nicht ausschließlich die Sorgen, die ihn der so notwendigen nächtlichen Ruhe beraubten. Auch sein übermäßiges Arbeiten wirkte in ähnlicher Weise.

Namentlich im Winter 1902/03, als er mit Hochdruck an seinem großen Inschriftenwerke arbeitete, gönnte er sich nur wenige Stunden — erst lange nach Mitternacht — Schlaf. „Ich begreife nicht", sagte zu ihm damals ein anderer Gelehrter, „wie Sie das aushalten können, mir wäre dies unmöglich." Das schade ihm nichts; meinte Glaser hierauf .... Jener Andere ist heute noch gesund und arbeitsfähig.

Möglich ist es allerdings, daß auch die enormen Strapazen seiner arabischen Reisen schädliche Nachwirkungen hinterließen und vielleicht auch eine schwere Lungen- und Brustfellentzündung, die ihn vor 10 Jahren an den Rand des Grabes brachte, mitgewirkt hat, dieses starke Herz vor der Zeit müde und mürbe zu machen. Exzesse hat er jedenfalls sich nicht zu Schulden kommen lassen (auch im Essen, Trinken und Rauchen war er sehr mäßig) — wenn man eben nicht jenes übermäßige Arbeiten als Exzeß bezeichnen will.

Am 16. November 1907 erzählte Glaser das erste Mal von Erstickungsanfällen, die ihn betroffen. Seine Freunde erschraken. Auch ohne Arzt zu sein, konnte man vermuten, daß es sich hier um jene tückische un-

heimliche Kulturkrankheit handele, von der man in neuer Zeit so viel hört: Verkalkung der Herzarterien.

Doch da der untersuchende Arzt Glaser keine beunruhigende Erklärung gab, überließen wir uns anfangs gerne der trügerischen Hoffnung, „daß es wohl nicht so schlimm sein werde." Aber die Anfälle wurden immer häufiger. Aerztliche Kunst vermochte nur zeitweise Linderung zu verschaffen.

Noch am 5. und 10. März konnte er die Wohnung verlassen, um den Abend im Restaurant zuzubringen, und er fühlte sich dort wohl; aber die Rückkehr war beide Mal schrecklich.

Wie er die kurze Strecke von der Haltestelle der Straßenbahn zu seiner Wohnung am Ende der Theresienstraße sich mühsam dahinschleppte, wie er an einen Laternenpfahl gelehnt, lange Zeit brauchte, bis er wieder zu Atem kam, wie er endlich am Hause angekommen, sich auf eine Stufe hinkauerte, ehe er es wagen konnte, die zwei Treppen zu seiner Wohnung hinaufzusteigen — es war ein herzzerreißender Anblick, der mir lebenslang eine erschütternde Erinnerung bleiben wird.

Aber seine tapfere Natur verleugnete er bis zum letzten Atemzuge nicht.

Was er einmal während seiner Krankheit sagte: „Ich habe mich vor den Kugeln der Beduinen nicht gefürchtet, ich fürchte mich auch vor dem Tode des Erstickens nicht", war keine eitle Prahlerei.

Würdig und mannhaft ertrug er die körperlichen und geistigen Qualen seiner Krankheit. Nur einmal sah ich ihn weinen: das war am 28. November 1907, als er uns (Professor Hommel und mir) einige Mitteilungen über seinen wissenschaftlichen Nachlaß machte und dabei darauf zu sprechen kam, was er gerne noch selbst veröffentlicht hätte und welche Unbilden er im Leben erduldet . . . . Aber er faßte sich rasch und sprach in ruhigem, sachlichem Tone weiter.

Mit einer fast heiteren Ruhe sah er dem Tode entgegen. „Auf die Zugspitze steige ich nimmer", pflegte er

zu scherzen; aber einmal setzte er doch wehmütig hinzu: „Ja, damals, als ich auf den Djebel . . . . (den Namen des arabischen Berges habe ich vergessen) kletterte, das war noch eine andere Zeit.“

* *
*

Am 7. Mai 1908, abends, wurde Eduard Glaser von seinem Leiden durch den Tod erlöst.

Einer unserer Größten und Besten ist dahin; wir dürfen ihn, glaube ich, so nennen, trotz mancher großer und kleiner Irrtümer, Fehler und Schwächen, die zu leugnen töricht und unjüdisch wäre, und mit Stolz können wir sagen:

„Er war unser!“

Ludwig Jacobowski.

von

Victor Klemperer.

(Heimatluft macht gesund! Wieso wissen Sie das?
Weil ich keine Heimat habe."
Aus Ludwig Jacobowskis „Stumme Welt.")

In Marie Ebner Eschenbachs schöner Novelle: „Ein Spätgeborener" wird dem weltabgekehrten unmodernen Dramatiker Andreas Muth die Aufforderung zuteil, feuilletonistische Arbeiten für ein angesehenes Blatt zu schreiben. Als er das aus sehr ideologischen Gründen ablehnt, meint der Redakteur in plötzlichem Einfall: „Sie selbst sind Stoff und sollen verarbeitet werden." Und diese „Verarbeitung" geschieht denn auch in einem Artikel über „Originale". —

„Sie sind Stoff und sollen verarbeitet werden." Wieder und wieder drängte sich mir das harte Wort auf, als ich in Ludwig Jacobowskis Werken las. Eine Reihe lyrischer Poesien und eine einzige Novelle („Der kluge Scheikh") ausgenommen, vermag ich diesen Werken keine unmittelbare starke Bedeutung beizumessen; sie sind alle reich an schönen Einzelheiten, doch sind sie auch alle in Form und Inhalt unvollendet. Aber „Stoff" sind sie, kulturhistorischer Stoff. Und zwar weniger durch das, was ihr Dichter mit bewußter Absicht an kulturhistorischen Momenten in sie hineinlegte, als durch den unbewußten Ausfluß seines Wesens. Wenn in späterer Zeit wieder einmal ein Gustav Freytag ersteht, so könnte er für seine neuen Bilder aus der Deutschen Vergangenheit ein wertvolles Kapitel überschreiben: Ludwig Jacobowski, ein deutscher Jude nach dem siebziger Kriege.

Und dennoch war Ludwig Jacobowski ein wirklicher und reicher Dichter. Nur daß sein Leben zu Ende war, ehe er reife Früchte ernten konnte. Und dies allein ist das furchtbar Tragische an seinem frühen Tod. Auch Schubert und Georg Büchner mußten ja zeitig scheiden. Aber doch erst, nachdem sie Großes und Ganzes gegeben. Das war Jacobowski nicht vergönnt: ihn riß der Tod wahrhaft mitten aus der Bahn, weitab von jeglicher Zielsäule.

Man wird mir vielleicht einwenden, dreiunddreißig Jahre seien gar nicht so erschreckend wenig, und hätte Jacobowski wirklich das Zeug zum bedeutenden Dichter in sich gehabt, so dürfte es ihm auch nicht an Zeit gefehlt haben zu vollendeteren Leistungen. Und diesen Einwand wird man stützen eben durch den Hinweis auf Schuberts Liederfülle und Büchners „Danton", und auf die „Räuber" und den „Götz", die auch von sehr jugendlichen Verfassern stammen. Ja — aber zwischen diesen glücklicheren Großen und Ludwig Jacobowski ist ein Unterschied, der gar nichts mit dem Umfang der eigentlichen Begabung zu tun hat. Ein entscheidender Unterschied, der unmittelbar zum Kernpunkt dieser Ausführungen leitet.

Jene jugendlichen Großen schufen aus einem einheitlichen Gefühl heraus oder richtiger — das Paradoxon ist nur ein scheinbares — aus einem einheitlichen Zwiespalt. Jugendliches Liebessehnen, Abkehr von der schalen Gegenwart zur romantischen Märchenferne bestimmen Schubert; jugendlich loderndes Freiheitsverlangen, mächtiger Haß gegen ihr sklavisches Säculum treiben die Dichter des „Götz", der „Räuber", des „Danton", der „Lieder eines Lebendigen" usw. usw. Diese schöpferische Jugend führt ein einfaches Seelenleben; sie hat ein mehr oder minder klares aber doch einheitliches Ideal, für das sie dichtet und durch das sie dichtet. Wie ganz anders sieht es in Ludwig Jacobowskis Seele aus! Die ist qualvoll zerrissen, ist bitterlich heimatlos. Da ist der erste große Zwiespalt: er ist ein Jude und doch auch ein Deutscher. Ist beides aus innerem Gefühl

heraus, möchte beides vereinen und kann es nicht. Den Juden ist er zu deutsch, den Deutschen zu jüdisch. Das mag wohl der Hauptgrund sein zu jenem Aphorismus von der Heimatluft, den ich zum Motto nahm. Doch Ludwig Jacobowskis Heimatlosigkeit ist eine mehrfache. Er liebt die Armen und Bedrückten, denn er weiß ja, was es heißt, arm und bedrückt zu sein; aber der Sozialist, der für das elende Volk Partei nimmt, ist ein schönheitsdurstiger Dichter, ein Geistes-aristokrat. Auch das macht in gewissem Sinne heimatlos. Und endlich: Ludwig Jacobowski ist nicht nur auf Erden heimatlos; er ist es auch im Himmel. Er ist ein Dichter — also kann er nicht ohne religiöses Gefühl sein. Ganz unmöglich kann er das. Glüht ihm nicht plötzlich ein leuchtender Gedanke, ein schöpferisches Gefühl auf, hämmert ihn nicht unversehens ein wuchtiger Rhythmus wahrhaft körperlich wider Schläfen und Fingerspitzen? Wo kam das her? Von Gott — sagt sich der religiös erzogene Knabe. Aus meinem Nervenzentrum durch irgendwelche Hirnfunktionen — erwidert sich der eifrige Student, der an die moderne Naturwissenschaft hingegeben ist. Und der junge Denker sagt sich wohl, daß er im letzten Grunde mit „Gott“ und „Hirnfunktion“ nur Worte getauscht hat, während das Rätsel ewig Rätsel bleibt und das Wunder ewig Wunder. Aber die Seele ist darüber im alten Himmel heimatlos geworden und muß nun suchen und tasten . . .

Heimatlos war Ludwig Jacobowski in mehrfachem Sinn, heimatlos und zerrissen. Wie hätte er da ein größeres Werk in klarer Einheitlichkeit mit wirklich reifer Kunst schreiben sollen? Gewiß, ein kurzes Gedicht, aus einer Stimmung entstanden, nur einer Stimmung geltend — das konnte ihm häufig gelingen. Aber wie hätte er ein Weltbild malen sollen, einen Kosmos — und das war sein Wunsch und Bestreben — solange in ihm selbst noch das Chaos gärte? Vielleicht, ja ich glaube: sicher hätte er sich geklärt und in späteren Jahren seine Sehnsucht gestillt. Ich glaube das, weil ich aus seinen Werken sehr hohe dichterische Begabung und das heiße

Streben nach Entwicklung und Vollendung des eigenen Selbst herausgelesen habe. —

Ich weiß, wenn all mein Tun
Zu Ende geht,
Daß meines Namens Spur
Wie Rauch verweht,
Daß meiner Lieder Duft
Wie Hauch vergeht,
Und kamen doch von Herzen
Wie ein Gebet.

In diesen frühgedichteten Versen des unglücklichen Mannes liegt sehr viel tieftraurige Wahrheit. „Wie ein Gebet" — das gilt für alle seine Arbeiten. Und doch werden die meisten „wie Rauch verwehn." Er starb zu früh.

*　　*
*

Ludwig Jacobowski wurde am 21. Januar 1868 in Strelno (Provinz Posen) geboren. *) Sein erster Eindruck war Not, nichts als Not. Der Vater, ein ärmlicher Händler, immer geplagt „fünf Jungens satt zu kriegen", die Mutter leidend. Jacobowski selbst dreifach im Nachteil gegen seine Altersgenossen: Durch sein Schielen, sein Stottern, sein Judentum. Wie bald mag er dies dritte Leid als das schlimmste erkannt haben.

Jacobowskis Eltern zogen nach Berlin, als er sechs Jahre alt war. Dort hat sich dann sein ganzes Leben

---

*) Anm. An benutzten Vorarbeiten nenne ich 1. „Ludwig Jacobowski im Lichte des Lebens", herausgegeben von Marie Stona bei Schottländer, Breslau 1901. Dies ist ein Sammelbändchen zu Jacobowskis Ehren. Den besten Beitrag hat A. K. T. Tielo geliefert: „L. J.'s volkstümliche Bestrebungen". Eine kritische Skizze von Georg Brandes ist trotz mancher guten Bemerkung doch wohl recht flüchtig geschrieben. Die andern Beiträge verraten mehr freundschaftliche Hingebung an den Toten als kritischen Sinn. 2. Ein Essay Dr. Rudolf Steiners zu J.'s nachgelassenen Gedichten. Eine gediegene Zusammenstellung von Tatsachen. Steiner berichtet u. a. von einem 1896 entstandenen Drama aus dem dreißigjährigen Krieg: „Heimkehr". Diese Dichtung Jacobowski's war mir nicht zugänglich. Ich habe aber sein ganzes übriges Lebenswerk durchgearbeitet und kann nicht annehmen, daß mir die „Heimkehr" wesentlich neue Gesichtspunkte geliefert hätte. „Ein Zeitgemälde im großen Stile ist beabsichtigt", sagt Steiner.

zugetragen, abgesehen von einem Freiburger Studiensemester und etlichen Reisen, deren weiteste ihn nach Tirol führte. Er besuchte eine Oberrealschule, las unheimlich viel und schrieb sehr zeitig gärende, unreife Verse, die leider in einer ersten Gedichtsammlung („Aus bewegten Studien“) erschienen. 1887 bestand er die Reifeprüfung und begann zu studieren. Es ist charakteristisch für den Juden, daß er trotz sehr mißlicher Vermögensverhältnisse zum Studium gelangte, und es ist für Ludwig Jacobowski charakteristisch, wie vieles, wie beinahe alles er zu umfassen suchte. Natürlich trieb er Sprachen, Aesthetik und Philosophie. Aber zugleich zog es ihn auch lebhaft zur Naturwissenschaft, und er befaßte sich viel mit Darwin und Haeckel. Und endlich wollte er auf historischem, juristischem und nationalökonomischem Gebiet kein Fremdling sein. Es hat ihm wohl zeitig genug als Ideal vorgeschwebt, einmal das Kulturgemälde seiner Zeit zu geben. Da sammelte er dann sein Handwerkszeug. Hat es aber nie gebrauchen dürfen.

Was er rein wissenschaftlich geleistet hat, ist wohl nur als reine persönliche Uebung zu betrachten. Dauernden Wert für die Wissenschaft hat es kaum. Da ist seine Doktorschrift über Klinger und Shakespeare. Hier tritt er für etwas ein, was er selbst oft und eifrig geübt hat: für psychologische Kritik. Darunter versteht er ein Aufgeben des absoluten Lobens und Tadelns. Man soll den Dichter nur verstehen lernen. „Psychologisches Verständnis ist das einzige und erste, was die Kritik erreichen kann.“ In einem Aufsatz „zur Literatur der Gegenwart“*) stellt er genau die gleiche Forderung. „Das ist psychologische Kritik, die jenseits steht von schön und häßlich, die nach Individualitäten forscht . . . Wenn Goethe über irgend ein Werk „hübsch“ oder „abscheulich“ sagt, so ist das . . . belanglos. Es hat höchstens historischen Wert.

*) Im „Zeitgenossen“, einer Zeitschrift, die er mit Richard Zoozmann 1890—91 herausgab. Der „Zeitgenosse“ enthält viele kritische Beiträge von Jacobowski.

Psychologie will er ganz besonders betrieben wissen; d. h. nicht nur vom philosophischen Standpunkt aus, sondern auch stark naturwissenschaftlich. Eine rein naturwissenschaftliche Methode verfolgt er in seiner kleinen Schrift: „Die Anfänge der Poesie; Grundlegung einer realistischen Entwicklungsgeschichte der Poesie (1890)." Das Büchlein ist nichts weniger als schön geschrieben; der junge Mensch prunkt noch mit seiner eben erworbenen Gelehrsamkeit, gebraucht lieber zwei lateinische Ausdrücke als einen deutschen und sagt manches gesucht „wissenschaftlich", was sich bedeutend einfacher schreiben ließe. Auch ist er mit großen Folgerungen jugendlich leicht bei der Hand. Aber man sieht, wieviel er studiert und nachgedacht hat. Er geht auf die ersten Lust- und Unlustrufe der primitiven Menschen zurück, untersucht diese „Urpoesie" auf ihren Inhalt — erotisches Begehren, Lust an Schall- und Lichtempfindungen ꝛc. — vertieft sich in das Wesen des Rhytmus, sucht auch die Anfänge der Epik und des Dramas bloszulegen. Nirgends ist er eigentlich originell, überall fleißig, gründlich, wohl bewandert. Das Thema der primitiven Poesien beschäftigt ihn auch sonst häufig. R. Steiner nennt eine ganze Reihe von Aufsätzen, die Jacobowski an verschiedenen Orten hierüber veröffentlichte.

Von seinen historischen und nationalökonomischen Studien legt endlich das ausführliche Buch „Der christliche Staat" (1894) Zeugnis ab. Hier ist das reiche Wissen stilistisch viel besser verwertet als in dem vorgenannten Heft; man wird dies Buch nicht ohne Genuß und Belehrung lesen. Jacobowski sucht den Nachweis zu führen, daß der christliche Staat eine überlebte Institution sei. „Sowohl die Vereinigung von Politik und Religion, die es darstellt, als auch seine christlich inspirierten Institutionen sind verhängnisvolle Irrtümer, und seine praktische Ethik hat bis jetzt auch nicht einer modernen Anschauung entsprochen." Dem negativen ersten Teil folgt ein zweiter, der die verschiedenen Zukunftsmöglichkeiten wägend durchspricht. Den Schluß bildet naturgemäß ein Fragezeichen. Auch hier zeigt sich Jacobowski

wohl nicht eigentlich als origineller Denker und selbstständiger Forscher sondern nur, wie gesagt, als Sammler eines möglichst umfassenden Rüstzeugs.

Und ich will sein der Zeit ein Sohn
Und lauschen dem Gewitterton;
Das Ohr am Fieberherz der Zeit,
So will ich liegen in Ewigkeit.

Auch diese Verse sind früh entstanden. Und ist es nicht bezeichnend für diese Zeit, was ihr „Sohn" an Geistigem in sich aufzunehmen bestrebt ist, eben um ihr ein rechter Sohn zu sein? Psychologie, historische Erkenntnis, Naturwissenschaft — und keines für sich, jedes vom andern durchdrungen und erhoben. — —

Daß sich ein junger jüdischer Student, dessen Angehörige darben, mit Heißhunger und brennendem Ehrgeiz auf die Wissenschaft stürzt, ist selbstverständlich. Ich betone das „jüdisch". Es ist ja eine so merkwürdige Sache um den Ehrgeiz des ärmeren Juden. Es ist ein fanatischer Ehrgeiz, weil es ein dreifacher ist. Zu dem „Ich will etwas erreichen" des gewöhnlichen Sterblichen tritt einmal das solidarische: „Wir müssen etwas erreichen." (Je ärmer und östlicher, je solidarischer!) Und dann als weitere Steigerung: „Wissenschaft ist meine beste Waffe zum Erreichen, wohl meine einzige. Andere können sich auf ihren Adel, ihre körperlichen Vorzüge, ihre hohen Verbindungen stützen. Ich nur auf mein Wissen. Also lernen." (Oder den Sohn lernen lassen. Der wird erst recht streben, wenn er weiß, wie der Vater für ihn gedarbt hat). So erkläre ich mir den jüdischen Ehrgeiz auf wissenschaftlichem Gebiet.

Aber seltsam: Ludwig Jacobowski gab sich mit diesem geistigen Ehrgeiz nicht zufrieden. Er besaß neben seinem tiefen jüdischen Empfinden einen begeisterten Patriotismus. Er wußte, was er Deutschland verdankte: die edelste Muttersprache, die höchsten Geistesschätze. Dazu kam seine Bewunderung für das tapfere Volk, das sich soeben im blutigen Krieg bewährt hatte. Und diese Bewunderung leitete ihn auf einen — ich möchte sagen: tragikomischen Weg. Er wollte gut deutsch sein, nicht blos, indem er

sich deutsches Wissen aneignete und später einmal in deutscher Kunst und Wissenschaft seinen Mann stand. Er wollte auch ganz besonders der tapfere Deutsche sein. Und weil ihm zu kriegerischen Heldentaten jede Gelegenheit fehlte, so mußte er sich des studentischen Heroismus befleißigen und als Burschenschafter auf der Kneipe wie auf dem Fechtboden glänzen. Ich will mich hier beileibe nicht über die Gepflogenheiten der deutschen Verbindungsstudenten sittlich entrüsten. Kommentmäßiges Trinken und Mensuren-Schlagen ist doch schließlich nur ein Spiel. Freilich kein sehr veredelndes und vor allem eines, zu dem robuste Gesundheit nötig ist. Wen's aber freut . . . (Etwas anderes, sehr anderes ist es, wenn diese Vereinigungen zu fröhlichem Spiel, nicht aus Freude am Spiel, sondern der zukunftsvollen „Konnexionen" halber aufgesucht werden. Doch gehört dies häßliche Thema glücklicherweise nicht in diesen Zusammenhang.) Nun fragt es sich: konnte Ludwig Jacobowski wirklich aus harmloser Freude an solchem Tun Verbindungsstudent werden? konnte der junge Grübler und Dichter, der leidenschaftliche Arbeiter naive Freude am Kommersieren haben, konnte der gebrechliche Mensch mit den feinfühligen Nerven beim Fechten und Mensuren-Schlagen wahrhaftig Genuß empfinden? Doch wohl ganz bestimmt nicht. Und wenn er's trotzdem tat und in Prosa und Vers verherrlichte — log er dann nicht, ich meine, belog er sich dann nicht selbst? Sicherlich war es eine Lüge aus edlem Grunde. Er wollte eben durchaus deutsch sein und in dieser krampfigen Bemühung verwechselte er Deutschheit — die trug er tiefinnen und betätigte sie in seinen Versen, nicht durch geleerte Schoppen und geschwungene Hieber — mit Deutschtümelei und entstellte jene durch diese. Ich komme um den Vergleich nicht herum: ein jüdischer Börsianer, der sein deutsches Wesen beweist, indem er Gelder für irgend einen Kirchenbau stiftet, tut im Grunde nichts anderes, als Ludwig Jacobowski mit seinen Lobpreisungen des deutschen Verbindungswesens tat. Doch, wie gesagt: er belog vor allem sich selbst. Er handelte in seinen Erzählungen und Versen bis zuletzt mit einem gewaltsamen

Entzücken von diesem äußerlichen Studententum, er legte ihm eine komisch berührende Wichtigkeit bei. Gewiß, es ist nur hübsch und nichts als dies, wenn er in den „leuchtenden Tagen“, seiner reifsten Gedichtsammlung, derart das „Fuchsenglück“ beschreibt:

Zum erstenmal das Fuchsenband!
Das ist ein Tag der Weihe.
Ich geh' noch außer Rand und Band
Und habe Mut für dreie.

Die Mädels schau'n mich freundlich an,
Das nimmt mich gar nicht wunder,
Denn ein Philister ist kein Mann,
Das lebt so rum als Plunder.

Was ist das Leben eine Pracht,
Bis in die Fingerspitze!
Am liebsten ging' ich heute Nacht
Zu Bett mit Band und Mütze.

Aber wenn der reife Mann einen schweren Liebesgram zu verwinden hat und kein anderes Heilmittel kennt als dieses:

Ein altes Blut fühlt' ich in Adern rollen,
Die eingesunkene Studentenkraft.
Ich hatte Lust, die Erde anzutollen. —
„Mann her! Und keinen Flaumbart ohne Saft!“

„Kerl! Faust empor! Den Speergriff vor die Augen!
Tiefquart war immer mein Paradestück!
Zum Nachhieb will mir diese Hochterz taugen . . .“
Blutströmend sinkt ein fremder Kopf zurück . . .*)

so berührt das peinlich, weil es zugleich flach und unsittlich empfunden ist. Und dabei ist es nicht einmal subjektiv wahr. Denn Jacobowski hat ein schmerzensreiches Leben hindurch bewiesen, daß ihm das einzige und wahrhaft sittliche Mittel zur Ueberwindung jeglicher Qual, daß ihm hochstrebende Arbeit nicht fremd war. Aber ist es nicht vom psychologisch-kulturhistorischen Gesichtspunkte

*) Die Verse stammen aus dem lyrischen Einakter „Glück“, den Jacobowski wenige Monate vor seinem Tode verfaßte, oder richtiger aus bereits vorhandenen Einzelgedichten, die dann als Nachlaß erschienen, in loser Verknüpfung zusammenstellte.

aus ungemein bedeutsam, daß sich Ludwig Jacobowski derart zum Studententum stellte? Ein gleiches gilt von seinen Geschichten, in denen er studentische Sitten mit unerhörter Wichtigkeit behandelte. An und für sich liest sich so etwas ganz vergnüglich; wenn aber noch der Zweiunddreißigjährige in einem Band „Stille Geschichten" sehr viele Seiten für die liebevollste Schilderung studentischer Bräuche verwendet, so stutzt man.

Und noch eines. Wären unter diesen studentischen Bräuchen nur die „Ganzen", „Halben" und sonstigen „bedeutenden Streifen kommentmäßigen Stoffes" nebst den Hieber-Quarten und -Terzen, den Säbel- und Pistolenduellen zu verstehen, so ließe sich das mit einigen Kopfschütteln abtun. Aber Jacobowski kennt und ehrt noch eine studentische Institution: die „Kleine". Mir liegt da nichts ferner, als gegen mehr oder minder poetische Studentenliebschaften eifern zu wollen. Doch Jacobowski stellt die Sache mehrfach so hin, als gehöre zum mannhaften deutschen Studenten dreierlei: das Seidel, der Schläger, die Kleine. Treue zu halten hat man nur den ersten beiden Dingen; was aus dem dritten wird, ist einerlei. Geht es ins Wasser, — um so besser für den Dichter, der dann einen ergreifenden Schluß für seine Geschichte erhält. Hier möchte ich erstens die deutschen Studenten in Schutz nehmen und zweitens den Dichter bedauern, der seine Zeit an einen schließlich recht flachen und trivialen Stoff vergeudete.

Ich selbst wäre auf diese Dinge gar nicht so weit eingegangen, wenn sie nicht leider eine so bedeutende Rolle in Jacobowski's wesentlichstem Jünglingswerk spielten, in seinem Roman „Werther: Der Jude." Um diesem Buch gerecht zu werden, muß ich es zwiefach betrachten. Als Dichtung und als bewußt kulturhistorische Arbeit. Jacobowski hat solche Teilung selber vorgenommen. Er spricht in der dritten Auflage des Romans von diesem „Werk der Studentenjahre" als einer künstlerisch noch teilweise unreifen Arbeit. Dann fährt er fort: „In meinen Anschauungen über die Judenfrage aber bin und bleibe ich derselbe, der ich gewesen. Sie

zeigen immer nur die eine Wegrichtung: Rastloses Aufgehen in deutschem Geist und deutscher Gesittung."

Jacobowski fordert also für den Roman als Kunstwerk einige Nachsicht; die tut auch not. Ich setze vorerst die eigentliche „Geschichte" her. Leo Wolf, Angehöriger der Burschenschaft „Guestphalia", liebt Helene, eine Gretchennatur. Die Studentenliebschaft wird langatmig erzählt, die Burschenherrlichkeit noch langatmiger dargestellt. Sie vor allem scheint Leo Wolf auszufüllen, höchstens, daß er sich noch um die Geschäftsehre seines Vaters sorgt. Von seinem Studium hören wir nichts. Leo's Liebe zu Helene ist erst rein und zart, obwohl er das Mädchen arg quält — durch seine „Stimmungen", wie er sagt; es sind aber doch nur Launen und Willens-Schlaffheiten. Dann wird Leo auf der Kneipe von seinen Kameraden wegen der blos platonischen Liebe verhöhnt. Das geht ihm wider die Mannesehre. Sogleich ändert er sein Betragen der Geliebten gegenüber. Er quält sie noch mehr als sonst und hat bei solchen Folterungen ein gewisses Herrengefühl (ein trauriges Herrengefühl!); er stellt sie schließlich vor die Alternative: „Alles oder Nichts", und das unselige Geschöpfchen gibt ihm auch richtig alles. Rund heraus gesagt: das ist eine Erbärmlichkeit. Die beiden jungen Menschen konnten sich von ihrer Leidenschaft hinreißen lassen; so handelten sie rein menschlich. Leo Wolf konnte auch aus eigener Ueberlegung als kalter Don Juan die Kleine verführen; das wäre schlecht, aber immerhin menschlich. Doch ohne inneren Zwang, ja ohne innere Freude ein geliebtes Wesen unglücklich zu machen, nur weil das in einem bestimmten Kreise als „männlich" gilt, — das ist weder gut noch böse, das ist überhaupt nicht menschlich, ist molluskenhaft. Leo's und Helene's Flitterwochen währen nicht lange; er fühlt sich von der schablonenhaft „dämonisch" gezeichneten Gattin seines ehemaligen Schuldirektors angezogen. Doch ist das nur flüchtig skizziert. Leo's Vater und Vetter lassen sich im Geschäft etwas zu Schulden kommen, an seiner studentischen Ehre und Zukunft verzweifelnd reist der junge Mensch Hals über Kopf von Berlin nach Hause und er-

krankt dort. Helene sieht sich verlassen, ihre Briefe werden nicht beantwortet. Im Elternhaus peinigt man die Unglückliche, die ein Kindchen erwartet; da geht sie in's Wasser. Als Leo nach seiner Genesung ihren Selbstmord erfährt, erschießt er sich. Helenens letzte Briefe ausgenommen, die in ihrer Schlichtheit und tiefen Not den lyrischen Dichter verraten, ist die Erzählung meist trivial und immer peinlich.

Doch was hat das alles mit der deutschen Judenfrage zu tun? Nun, Leo Wolf ist Jude. Und Helene wird zu Haus besonders deshalb gepeinigt, weil ihr Geliebter ein Jude ist, und wird von Leo deshalb gequält, weil sie zu Haus sein Judentum verhöhnen läßt. Und dann bringt eine Berliner Zeitung nach der Katastrophe die folgende Notiz: „Wie wir aus genauester Quelle wissen, hatte das junge Mädchen Beziehungen zu einem jüdischen (natürlich!) Studenten, der plötzlich abreiste, als sich Folgen ihres Verkehrs bemerkbar machten. Um der Schande zu entgehen, hat das arme Mädchen den Tod in den Wellen gesucht. Dieser „Ehrenmann" ist der Sohn jenes Bankiers W. in G., der vor Monaten den Zusammenbruch eines Aktienunternehmens verschuldet haben soll. Wieder ein neues Beispiel von der Korruption unserer Zustände durch die Juden! Die Alten betrügen den biederen braven Michel, und die Jungen verführen seine Töchter! Schläfst du noch immer, guter Michel? Wach auf!!!" Konnte wohl die Verknüpfung zwischen der eigentlichen Handlung und dem „jüdischen Thema" eine oberflächlichere sein? Und hat nicht der Dichter, der einen Stamm in einer Person verkörpern will — hat er nicht die Pflicht, diese stellvertretende Person nun auch wirklich mit den typischen Eigenschaften des Stammes auszustatten? Wo sind aber bei Leo Wolf's Hauptbetätigung im Guten wie im Bösen die typisch jüdischen Eigenschaften? Noch einmal, Leo Wolf betätigt in seinem Verhalten gegen Helene im wesentlichsten gar keine Eigenschaften, er zeigt sich nur als völliger Schwächling.

Dagegen hat Jacobowski seinen Helden in Nebensachen allerdings spezifisch „jüdisch" handeln lassen. Hier ist

nun zu untersuchen, wie weit der Dichter das Rechte traf. Offenbar hat Jacobowski in seinem „Helden“ sich teilweise selber porträtiert und ihm dadurch etwas typisch Jüdisches gegeben. Leo Wolf hat den jüdischen „Wir“-Ehrgeiz, von dem ich vorhin sprach, und dieser Ehrgeiz ist in der Theorie so sittlich wie möglich gerichtet. Wir wollen hilfreich, edel und gut sein, heißt es bei ihm. Er ist mit jüdischer Geistesschärfe ausgestattet und gewohnt, sich und die Mitmenschen zu analysieren. Dabei ist er ein unbarmherziger Richter, soweit die Juden in Betracht kommen. Das ist begreiflich. Will man jemanden besonders gut wissen, so muß man auch besondere Ansprüche an ihn stellen. Ferner ist Leo Wolf hingebend deutsch. Der gerade aufblühende Antisemitismus will ihm sein Deutschtum absprechen. Da kämpft er darum mit innigem, heißem Gefühl. Und grübelt zugleich darüber, ob nicht der Antisemitismus eine gewisse Berechtigung hat. Die Antwort ist merkwürdig, für sich betrachtet, unerklärlich. Ja, der Antisemitismus hat seine Berechtigung! Und nicht aus irgendwelcher Rassentheorie heraus. Sondern weil die früheren jüdischen Generationen nicht deutsch, nicht sittlich genug waren! Wirklich nicht? Woher nimmt Jacobowski diese Weisheit? Doch nicht etwa daher, daß es auch unter den Juden wie unter allen Menschengruppen verbrecherische Naturen gibt? Man könnte ihm freilich diesen Mangel an Logik zutrauen. Hat er doch die ältere „schlechtere“ Generation nur in diesen zwei Juden dargestellt: in Leo's haltlos schwächlichem Vater und in dessen betrügerischem, von Shylockhaß entmenschtem Neffen und Sozius. Aber ich gedenke einer leidenschaftlichen Flugschrift des Dichters vom Juli 1891, der „Offenen Antwort eines Juden auf Herrn Ahlwardt's «Der Eid eines Juden».“ Da heißt es: „Es ist eine uralte Taktik, die Herr Ahlwardt in seinem Buche anschlägt, die eben zu grundfalsch und grundschlecht ist, als daß sie neu sein könnte. Er greift eine schlimme Eigenschaft bei irgend einem Juden heraus und legt sie all' seinen Religionsgenossen bei . . .“ Unmöglich kann sich doch Jacobowski in einem 1892 erschienenen Roman in gleicher Sache des

gleichen Fehlers schuldig gemacht haben, den er 1891 an Ahlwardt geißelt. Woraus schließt er also auf ein sittliches oder deutsches Manko der älteren Generation?

Ein anderer Punkt des Buches gibt Aufschluß. Leo Wolf will sittlich, will deutsch sein. Wie setzt er dies Wünschen und Fühlen in die Tat um? Ganz so wie ich das von den kleinen Studentengeschichten Jacobowski's berichtete: durch Fechten, Trinken, Lieben (und was für ein „Lieben"). Von ernsthaft produktiver Arbeit ist keine Rede. Wo jene drei „kommentmäßigen" Tätigkeiten nicht in Frage kommen, bleibt es bei Gefühlen, die dann allerdings den Psychologen und Juden verraten. Da ist ein Uebermaß von Selbstzergliederung, von Empfindlichkeit und Mißtrauen, das mir nur allzuwahr scheint. Geht nun nicht aus jenen auf rein äußerliches Deutschtum gerichteten Tätigkeiten überzeugend hervor, daß der jugendliche Dichter doch noch Schein und Sein, äußere und innere Ehre verwechselt? Und daraus möchte ich dann weiter schließen, daß Jacobowski unwissentlich falsche Anklage gegen die ältere jüdische Generation erhob. Die Fehler, die er an ihr sah, waren Fehler des Auftretens, der Aeußerlichkeit. Sie war nicht schlechter, auch nicht undeutscher, als ihre Söhne — hatte ja mitgeholfen bei Königgrätz und Sedan! — sie war nicht reicher an Betrügern und Verbitterten, als die jungen, reichsdeutschen Juden; nur der Schneid, das äußerliche Ehrgebahren, das forcierte Germanentum mochte ihr fehlen!

Und wenn Jacobowski der jungen, jüdischen Generation eine Werther-Liebe zum Reich zuschrieb, so irrte er meiner Meinung nach auch hierin. Gewiß, eine Liebe, die heiß um Erwiderung ringt, bestand und besteht. Aber eine Werther-Liebe? Was macht denn den Werther aus? Doch nicht sein überschwängliches, unseliges Liebesgefühl. So etwas lebt in vielen Menschen aller Zeiten. Charakteristisch für Werther ist nur, daß er nichts tut als fühlen, und daß er mit vernehmlicher Rede in diesen Gefühlen schwelgt. Fühlen tut man auch heute noch — aber man schweigt und handelt. Es sind mehr als vier Menschenalter hingerollt, seit Werther lebte. Auf dem Concordienplatz in

Paris, bei Jena und Königgrätz sind Blutströme geflossen, die manches Alte fortschwemmten, für manches Neue den Boden düngten, zahllose Fabriken haben ihre hochmütigen Schlote gereckt als rote Paniere einer neuen Zeit, das hartfunkelnde Schienennetz des Verkehrs dehnt sich in's Endlose — Werther ist tot, und niemand weiß das besser als die Juden, die eifrigsten Pioniere des Neuen. Sie arbeiten um ihrer Liebe willen, sie dämmern nicht hin in vagen Gefühlen.

So erscheint mir „Werther Der Jude“ als ein in jeder Hinsicht verfehltes Werk. Dabei aber als reiches und so vielversprechendes Buch. Sein Verfasser ist ein Poet, ein grübelnder Psycholog, ein Kulturhistoriker — aber all' das im Keime. Seine Zukunft verspricht das Beste. Die Zukunft — die er nicht erleben sollte.

Aber ein gutes Stück über die Wertherperiode hinaus kam er doch noch. „Diyab, der Narr“, eine romantische Komödie vom Jahre 1895, beweist es. Auch Diyab neigt zum Werthertum, weiß sich aber kraftvoll zu fassen. Seine Studien über exotische und primitive Poesie lieferten dem Dichter wohl diesen Stoff. Er schildert in Diyab einen Araber, an dem der Makel „unreiner“ Rasse haftet. Der Scheikh hat Diyab mit einer weißen Frau gezeugt. Von früh auf sah der Mischling Not und Ungerechtigkeit. Seine Mutter wurde verstoßen, er selbst verhöhnt und gegen die schlechteren, doch rassereinen Brüder benachteiligt. Da legte der Verbitterte die Maske eines Narren an und trennte sich von den Stammesgenossen. Doch nützte er die selbstgewählte Einsamkeit zur Arbeit an sich selber, zur Stählung all' seiner Kräfte. Und schließlich kommt seine Stunde. Die Stunde der Not für den führerlosen, verweichlichten Stamm, die Stunde des Sieges für den „Narren“. Da begrüßt ihn das Volk als Scheikh, die Geliebte als Gatten. Das anmutige Stück zeugt von kraftvollem Optimismus. Bezeichnend für Jacobowski ist es, daß Diyab's Mutter eine Deutsche und damit dem Sohne Gelegenheit gegeben ist, einen schönen lyrischen Hymnus an Deutschland zu richten.

Während an dieser Komödie noch große Längen eine ungeübte Hand verraten, bedeutet eine knappe Novelle aus dem gleichen Stoffgebiet das dichterisch Beste, was Jacobowski überhaupt in Prosa geschaffen hat. „Der kluge Scheikh" ist eine meisterlich straff erzählte Geschichte von Liebe und Rache. Am einfachen Vorgang wird der Charakter entwickelt, die Leidenschaften und Gedankengänge primitiver Menschen aufgezeigt. Georg Brandes hat vollkommen Recht, wenn er hier Jacobowski einen „Nachkömmling von Kleist" nennt. (Wenn er nur nicht das gleiche Lob auf einige unbedeutende Sächelchen des Skizzenbandes „Satan lachte . . ." ausdehnen wollte!) „Möglich," fährt Brandes fort, „daß er, wenn ein längeres Leben ihm vergönnt gewesen wäre, seine Fähigkeiten zu farbenreicher und plastischer Wiedergabe entwickelt hätte, wie sie sich hier verrät."

Immer nur diese traurige und unerfüllte Hoffnung auf die Zukunft. „Der kluge Scheikh", eine so treffliche Novelle das auch ist, bedeutet für Jacobowski eigentlich auch nur eine Vorbereitung, eine psychologische und stilistische Studie. Sein wirkliches Ziel heißt: die Darstellung der eigenen Zeit. Und kraftvoll steuerte er auch diesem Ziele zu. In seine Skizzen, seine Verse kam manches vom sozialen Leben der Gegenwart. Es war durchaus selbstverständlich, daß er dabei auf Seiten der Unterdrückten, der Glücklosen stand. Denn glücklos war der reifende Mann noch gerade so sehr, wie der Knabe. Er lebte jetzt als „freier" Schriftsteller in Berlin. Ich weiß nicht, ob aller Welt bekannt ist, was es mit der Freiheit eines Schriftstellers auf sich hat, der es ernst meint mit seiner Kunst, der eben nur deshalb von anderen Berufen freigeblieben ist, um ihr völlig dienen zu können, und der als einziges Kapital nur eben diese Kunst besitzt. Solch ein freier Schriftsteller pflegt nur von einem nicht frei zu sein: von drückender, kleinlicher Not. Dazu kam eine große Einsamkeit. Als Knabe noch hatte er die Mutter verloren, dem Jüngling starben rasch nacheinander der Vater, zwei Brüder und die Verlobte. Der letzte Verlust war auch der schwerste. Er muß seine Martha

geliebt und sehr gequält haben, denn bis zuletzt verfolgte ihn der Gedanke an sie und auch an seine Schuld. Er hat danach manches Liebesabenteuer durchlebt; aber immer wieder galten der Jugendgeliebten die schönsten Verse. Von ihr handelt auch die tiefpoetische Skizze: „Mein blinder Freund“ in „Satan lachte“. Doch sind die für Jacobowski's Entwicklungsgang bemerkenswertesten Stücke dieses kleinen Buches (von 1898) etliche soziale Geschichten. Die „Träumereien aus Alt-Berlin“ über das Thema „Reich und Arm“ vermag ich nicht sonderlich hoch einzuschätzen; sie sind trivial. Auch die lustige exotische Fabel vom „schlausten Dieb“, die von der Bestechlichkeit der siamesischen Beamten handelt, greift nicht gerade tief. Dagegen ist „Parfüm“ eine eigenartige Geschichte vom plebejischen Arbeiterstolz aristokratischem Schönheitsdurst gegenüber. Nur daß Jacobowski gewiß ebenso viel Gefallen an dem zartfühlende Näschen der Komtesse wie an der öldunftenden Joppe des Ingenieurs findet. Ergreifend wirkt die Skizze: „Wie ich einmal den lieben Gott vergessen“. Ein junger, frommer Christ verliert seinen Glauben, als er aus einem alten Buch den Jammer und die Ungeheuerlichkeiten des Bauernkrieges kennen lernt. Auch nur skizzenhaft, doch trefflich belebt und gestrafft, handelt vom Sozialen der Einakter „Arbeit“, den Jacobowski zur Feier der Jahrhundertwende für das Berliner Theater verfaßte. Aufrührerische Arbeiter einer Schiffsmaschinen-Fabrik, die im kritischen Augenblick durch eine waghalsige Tat ihres jungen Direktors zum Weiterarbeiten bewogen und dann durch Gewinnbeteiligung versöhnt werden — das ist alles und ist natürlich nicht sehr viel vom weiten sozialen Gebiet. Aber all' diese Arbeiter und ihre Vorgesetzten leben wahrhaftig und sprechen gut und eindringlich zur Sache. Und in dem kleinen Stück lebt jugendliche Frische und begeisterter Glaube an die Möglichkeit sozialen Friedens und sozialer Gerechtigkeit. Es ist im besten Wortsinne ein Volksstück, und es erfüllte durchaus seine Aufgabe, einen markanten Zug des neunzehnten Jahrhunderts festzuhalten.

Vorwiegend sozial auffassen möchte ich das einzige

umfangreiche Werk, das Jacobowski nach seinem Judenroman noch schreiben durfte, den „Loki, Roman eines Gottes“ (1898). Wenn Brandes erklärt, Loki sei „den Göttern gegenüber der gering geschätzte übel behandelte Jude in der christlichen Gesellschaft“, so erscheint mir das viel zu eng gefaßt und wohl auch geradezu falsch, denn Loki ist nicht nur der böse Empörer sondern ein so abschreckend elender Geselle, daß ihn selbst Ahlwardt und Pückler nicht schlechthin mit „dem Juden“ identifizieren durften. Wiederum wenn R. Steiner behauptet (wobei er sich auf Gespräche mit Jacobowski stützt), der Dichter habe in seinem Roman den Zwiespalt zwischen Gut und Böse, der in jeglicher Menschenbrust vorhanden sei, symbolisieren wollen, so läßt das Buch hiervon garnichts, aber auch garnichts erkennen. Was ich hier sagte, verrät bereits den Grundfehler des seltsamen Werkes: es ermangelt der Klarheit. Man verstehe mich recht, man unterschiebe mir nicht ohne weiteres, das ich etwa Seichtigkeit, alltägliche Flachheit forderte. Ich weiß sehr wohl, daß tiefe Gedanken nicht immer in helle durchsichtige Form zu kleiden sind, daß eine ernste Dichtung gespanntere Aufmerksamkeit für sich verlangen darf, als man etwa einer Verdauungslektüre entgegenbringt. Aber es ist unter allen Umständen nötig, daß der Dichter seine Gedanken mit Klarheit zu Ende führe; wenn dies Ende ein Rätsel ist — und tiefstes Denken stößt immer auf das Rätselhafte — so muß eben dieses Rätsel klar als solches hingestellt werden. Und solche Klarheitsforderung gilt auch für das Märchen und da erst recht. Der äußeren Phantastik und Willkür hat innere Notwendigkeit, psychologische Klarheit gegenüber zu stehen. Gegen all die tiefblaue Mystik, die uns heutzutage verzapft und angepriesen wird, hege ich die schwersten Zweifel; sie erscheint mir zumeist als eine widrige Mischung von Mystifikation und Denkfaulheit. Ganz so schlimm liegt nun Jacobowskis Fall keineswegs. Er wurde durch seinen Stoff ins Unklare gestoßen. Für den ganz modernen Gedankeninhalt wählte er den nordischen Göttermythus zum Gefäß. Daß er hierbei die Tatsachen der Edda arg durcheinander

warf, war schließlich sein gutes Dichterrecht, und ich begreife Georg Brandes' Entrüstung über diesen Punkt nicht recht. Aber selbstverständlich wurde der sowieso schwer verständliche Mythus durch solche Willkür und durch die Vermischung mit ganz modernen Ideen vollkommen dunkel. Sehe ich von allen verschwindenden Einzelheiten ab, so liegen die Dinge wohl derart: Der Mythus stellt Gut und Böse gegeneinander, Bejahung und Verneinung, Aufbau und Zerstörung in der Natur. Jacobowski läßt das Böse um seines Unglücks willen böse sein (ein durchaus moderner Gedanke!), und ferner weist er mit moderner Schärfe darauf hin, daß jener Zwiespalt, jener Kampf notwendig sei zur Fortentwickelung des Lebens.

Loki ist der Jüngstgeborene unter den Göttern. Seine Herkunft bleibt unbekannt, er muß das uneheliche Kind einer Göttin sein. Und weil die Göttinnen alle wegen dieses Bastards in Verdacht geraten, und weil sie ihn wechselweise auf Urds, der Schicksalsgöttin, Befehl aufziehen müssen, so wird das Sündenkind mit Haß und Niedertracht, schmählich ungöttlicher Niedertracht, behandelt. Welche Wiedersprüche schon hier! Götter — doch über ihnen die Schicksalsgöttin Urd, Götter —, doch im Dunkel über vieles Geschehen, gute Götter — und voller Haß und Niedertracht! Wie reimt sich das zu den modernen Gedanken der gleichen Dichtung? Der Knabe Loki wächst auf, von den guten Göttern gehaßt und ihren Haß erwidernd, nur von einer elbischen Alten gehegt und von Urd beschützt. Er muß schwer arbeiten, und die ungerechte Verteilung der Güter bedrückt ihn bald. Er begibt sich dann zu seinen glücklichen Anverwandten, den „guten" Göttern. Ihr Geschick kennt er — sie werden untergehen, durch Loki untergehen — sein eigenes ist ihm verhüllt. (Auch dies eine Unklarheit, an der sich gewiß in mancher Richtung herumdeuteln ließe — sie bleibt aber doch unklar.) Bei den Göttern erreicht Lokis Unglück den Höhepunkt. Er liebt Nanna, und Nanna wird Balders, des Sonnengottes, Gattin. Nun muß der Glücklose alle Götter hassen und insbesondere den Glücksgott Balder. Sein Kampf beginnt. Er führt ihn mit listigen,

schmählichen Streichen, die einen großen Teil des Buches ausfüllen. Odin wird um sein heimliches Liebesglück gebracht, Thor in seiner Ehre gekränkt, Freya in Schande gestürzt. Die Erdenbewohner werden gegen die Götter aufgewiegelt und unter einander verfeindet. Ich setze eine kurze Stelle aus diesen menschlichen Irrsalen hierher: „Es sind Götter für Jarle und Bauern, nicht für arme Sklaven. Wir haben kein Heim in Walhall, denn wir haben keines auf der Erde. Keine Walküre trägt uns quer überm Roß nach der Götterburg, denn kein Kampf und keine Ehre blüht für Sklaven in der Schlacht. Unten in Hels Schattenreich athmen wir, und warum? Weil wir im Lichte der Erde geweint und Walhall nie gesehen haben und nie einen Gott. Götterlos sind wir in die Welt gestoßen, götterlos leben wir dahin, götterlos sinken wir in Hels Reich. Halme blühen, doch nie für uns, Vögel fliegen, doch nicht für uns; Erzschmuck glüht, doch nicht für uns. Für uns liegen Opferschalen bereit, blitzen heilige Messer am heiligen Baum, steht das Brettspiel in finsterer Ecke, auf daß man uns verspielt wie Hunde, Kälber, Schafe . . .“ Diese Sklavenworte weisen deutlich den sozialen Grundgedanken des Buches auf. Aber sie zeigen noch mehr. Sie lassen erkennen, welche Wucht und Plastik dem jungen Dichter im Einzelnen schon zu Gebote stand. Im vielfachen Einzelnen; denn jedes Kapitel des Buches ist für sich betrachtet ein lebendiges Kunstwerk, bald von lyrischer Zartheit, bald von dramatischem Pathos. Nur das Ganze hinterläßt keinen reinen Eindruck, weil noch die Klarheit, die völlige Reife fehlt. Der Kampf zwischen dem glücklos schlechten Loki und den Göttern endet mit Balders Ermordung. Loki führt nun ein darbendes Volk der Finsternis in das glückliche Sonnenland des Toten. Schon sind die Eindringlinge Sieger, ein Hund, ein „zähnefletschendes Tier“ sitzt auf Balders Thron, da tritt ein Jüngling aus Balders Stamm auf, ein neuer Balder, ein neuer Lichtgott und Bringer des Guten. Und so wird der Kampf zwischen der unsterblichen Reihe der Guten und dem unsterblichen unglücklich-bösen Loki in Ewigkeit weitergehen und das Leben bedeuten.

An poetischem Gehalt, an Gestaltungskraft, an Weite des Horizontes steht „Loki“ weit über dem „Werther“, soweit daß sich das Schönste hoffen läßt, wenn diesem Dichter zu all den Gaben, die er bereits besitzt, noch die letzte geschenkt sein wird: die durchdringende Klarheit. Wenn — — aber Ludwig Jacobowski erlag dem Typhus am 2. Dezember 1900.

Ist es nicht merkwürdig, daß der Dichter für seine höchsten sozialen, philosophischen und religiösen Gedanken die deutscheste Form suchte, die deutscheste Göttersage, das altdeutsche Pathos in Alliteration und Wortwahl? Und daß er sich in einem Tagebuchvers an den nationalistischen Kritiker Adolf Bartels ausdrücklich dagegen verwahrte, daß er in Dahns und Wagners Spuren gewandelt sei? Nur das eigene Licht habe ihn diesen Weg geführt, betonte er. Der jüdische Student, der sich für die „deutsche“ Studentensitte des Fechtens und Biervertilgens begeistert; der jüdisch-deutsche Poet, der seinen Stoff aus der Edda holt — Ludwig Jacobowski selber hatte doch wohl manchen Tropfen Wertherblut in seinen Adern. —

Die letzten Skizzen, die Jacobowski hinterließ („Stumme Welt“ 1901) verlieren sich ganz ins Gefühlsmäßige, Schwärmerische, Tastende. Dem persönlichen Gott seiner Kindheit hat der Mann sich ganz entfremdet. Aber nun ist ihm alles Leben durchgöttlicht. Die Blume, die ihn erfreut, hat ihre Kraft gezogen aus dem modernden Haupt eines Dichters; das Rauschen des Waldes, das Plätschern des Baches bedeutet lebendige Sprache, die nur dem Menschenohr unverständlich ist; in der Nacht ist Jacobowskis Zimmer seltsam belebt: Stühle, Ofen, Wände scheinen zu flüstern, zu seufzen. Alles lebt, ist dem Menschen verwandt, fühlt Lust und Leid wie er. Und der Dichter sucht und sehnt sich und schwärmt und tastet: „Ich sehe dem All ins Herz, jeder Blume und jedem Stein, jedem Auge und jedem Blick. Und schaue durch Nebel und Mauern wie durch dünnes blankes Glas. Und horche auf tausend Stimmen, die niemand vernimmt, und höre tausend Klagen, die keine Seele trinkt. Bin Bruder von Halm und Strauch, bin Bruder von Duft

und Hauch. Vögel, die über die Wolken ziehen, Flammen, die tief aus der Erde sprühen, Seelen, die stille Sterne umkreisen, freundliche Lieder in Sphärenweisen, mein ist das ganze stumme Reich, bin Bruder von euch, bin Blut von euch . . ."

*   *
*

Als ein unvollendet Strebender, als ein sehnsuchtsvoller Mensch ohne Heimat auf Erden und im Himmel, als der unfertigste, zerrissenste Sohn einer unfertigen, zerrissenen Zeit ist Ludwig Jacobowski geschieden. Dem Unfertigen war es nicht vergönnt, vollendete große Werke zu schaffen. Nur Keime, nur Werdendes vermochte ich in seinen größeren Dichtungen aufzuweisen. Aber eine ganz reine und fertige Kunstübung war ihm doch beschieden: die lyrische. Alles was ihn bewegte, was er in umfassenderen Werken auszugestalten suchte, hat er nebenher auch in Versen festgehalten und da, im engeren Rahmen, bei völliger Subjektivität, gelang es ihm zumeist besser. Jacobowski war ein überaus fruchtbarer Lyriker; dem ersten ganz unreifen Bande folgten noch vier weitere. („Funken" 1890, „Aus Tag und Traum" 1896, „Leuchtende Tage" 1899, „Ausklang" Nachlaß von 1901). Bei solcher Fülle der Production ist es natürlich, daß auch mancher geringere Vers entstand; ich glaube, man würde Ludwig Jacobowski einen guten Dienst tun, wenn man eine Auswahl seiner Gedichte herausgäbe.

Auch in den „Funken" ist noch vieles unreif. Was darin von Liebesgedichten vorkommt, ist ziemlich trivial; besonders hervorgetan als Sänger der Liebe hat sich freilich Jacobowski niemals. Dagegen findet er in seinen „Fauststimmungen" echt dichterische Worte. Wenn bisweilen die Schwerflüssigkeit der Diktion störte, so entschädigte der tiefe Gehalt dieser Verse.

. . . Ich denk' zurück wie ich mit dumpfem Bangen,
Sah meiner Mutter bleiche Totenwangen;
Da war's, wo es gewaltsam schrill gerissen,
In meinem Herzen, das in Weh sich wand,
Wo ich, die Zähne blutig festgebissen,
Kein stammelndes Gebet zum Ew'gen fand,

Wo meine guten Geister mich verließen,
Und sich mein Genius weinend fortgewandt,
Daß in der Seele frei und unbehütet,
Des Zweifels Dämon Unheilvolles brütet.

Das ergreift unmittelbar, kommt aus der Seele und spricht zur Seele; das wiegt manchen schlechteren Vers auf. Das Suchen nach der Gottheit gab Jacobowski nie auf. Ich zeigte, wie er bis zuletzt dieses oberste Sehnen zu gestalten suchte.

In seinen reiferen Gedichtsbänden aber wußte er auch Irdischeres lyrisch zu fassen. Ich sagte, ich hielte nicht viel von seinen Liebesgedichten. Hier gilt eine Ausnahme, die aber die Regel nur bestätigt. Die Verse an seine frühgeschiedene Braut Martha sind durchgängig schön und eigenartig, sind aber auch nicht reine Liebesgedichte. Einmal drückt den Dichter das bitterste Schuldbewußtsein. So klagt er sich an:

Läg' ich im Turmverließ in Fesseln
Und hörte nachts die Dohlen schrein,
Und schleiften Rosse mich durch Nesseln,
Im Sonnenbrand durch Wüstenei'n,
Und läg' ich Jahre ohne Schlummer
Hilflos auf übereistem Plan . . .,
Es wär' kein Lohn für all den Kummer,
Den ich, mein Lieb, Dir angetan.

Dann aber führt ihn das Geheimnis des Todes, das nun seine Braut umschwebt, wiederum auf Gottheitsfragen. Und sein durch die innige Liebe sozusagen vermenschlichtes, konkreter gewordenes Empfinden, grübelt sich nun nicht mehr einzig in die nackte Gottheit hinein, sondern gewinnt auch zeitig Verständnis für die Natur. Da ergeben sich dann schon früh ganz ähnliche Gedankenreihen, wie sie in dem letzten Skizzenbuch wiederkehren.

. . . Ein Trauermantel schwebt auf Deinem Grab
Und flattert hin mit sammetdunklem Flügel.
Nach Blumen sucht er auf dem grünen Hügel
Und taucht in volle Kelche tief hinab.

Aus Deinem Sarg die weiße Rose blüht,
Getränkt von Deines Todes Schlummerkräften;
Nun schwelgt der Schmetterling in Blumensäften,
Die Deine holde Seele ausgesprüht.

Todesgedanken und Klagen über das eigene harte Schicksal kehren begreiflicherweise oft in diesen Versen wieder, bisweilen in einer Schlichtheit, die weitaus ergreifender wirkt als rollendes Pathos.

Als Kind verlacht
Mit dunklem Sehnen,
So fand die Nacht
Mich oft in Tränen.

Nun bin ich Mann
Und muß wohl schweigen,
Um dann und wann
Die Stirn zu zeigen.

Hier ist jeglicher Kommentar überflüssig; der einfache Mensch versteht ohne weiteres diese Worte, eben weil sie einfach und rein menschlich sind. Und dies (Keine Worte darüber machen) können ist sicherlich das höchste Lob, das sich einem Gedicht spenden läßt.

Dem eigenen Leid gesellt sich fremdes. Jacobowski findet in seinen Gedichten starke Töne sozialen Mitleids. Bald faßt er sich epischer und erzählt eine längere Geschichte von dem Soldaten, den ein sozialistisches Flugblatt unglücklich macht; bald greift er eine kurze Szene auf und spricht sogleich sein eigenes Empfinden aus. Sehr bezeichnend für diese ganze Dichtungsgattung — international-sozialdemokratische Lyrik möchte ich sie nennen, und ihre hervorragendste Vertreterin ist wohl Ada Negri — sehr bezeichnend sind diese Zeilen:

Ein hungernd Proletarierkind,
Von einem Hunde halb zerrissen . . .
Das kommt, wenn wo zwei Mäuler sind
Und nur ein einz'ger Bissen.

Ich lese dieses Bild der Not
Und möcht' die Faust gen Himmel recken! —
Wem kann sein eigner Bissen Brod
Noch schmecken?

(Wobei ich es mir aber nicht versagen kann, wenigstens in Parenthese das „ich lese“ zu rügen. Es ist ganz unplastisch, ganz undichterisch, riecht nach Zeitungsdruckerschwärze. Der Künstler soll sehen.)

Lieber als solche doch wohl parteipolitischen engen Gedichte sind mir Verse, die vom rein menschlichen Mitleid eingegeben wurden. Auch an ihnen fehlt es nicht.

Doch darf man sich Ludwig Jacobowski nicht nur als Grübler und Pessimisten vorstellen. Er wußte seine Schmerzen zu überwinden. Es hat eine tiefe Bedeutung, daß er seine reifste Gedichtsammlung „Leuchtende Tage“ nannte. In diesem Buch steht der knappe „Trost“:

Seele, sag', was ringst Du so in Pein?
„Bin von Erde, möcht' von Himmel sein!“
Seele, Du erringst nur Nacht und Tod?
„Ueber Nächte glüht ein Morgenrot!“

Jacobowski hatte sich den Glauben an dieses Morgenrot bewahrt, und einige Glückstage waren denn auch ihm beschieden (in Freundschaft, in Liebe, im Erfolg) — nicht allzuviele, aber er wußte sie mit frischer Seele zu genießen. Und so setzte er denn als Motto vor sein liebstes Gedichtbuch:

Ach, unsre leuchtenden Tage
Glänzen wie ewige Sterne,
Als Trost für künftige Klage
Glüh'n sie aus goldener Ferne.

Nicht weinen, weil sie vorüber!
Lächeln, weil sie gewesen!
Und werden die Tage auch trüber,
Unsere Sterne erlösen!

Mit kindlicher Harmlosigkeit wußte er an solchen Glückstagen zu plaudern. Da gelang ihm etwas, was man nach allem Gesagten am wenigsten bei ihm vermuten sollte: der ganz volkstümliche Ton, das Lied, das geplauderte Genrebild. So schildert er etwa den „Sonntag Nachmittag“.

Neben derbhumoristische Beispiele solcher volkstümlichen Begabung stelle ich noch ein zartkindliches, das übrigens gerade so für Jacobowskis wahrhaft deutschen Sinn spricht wie das eben zitierte für sein gut preußiches Fühlen. Der Dichter ist in eine junge Witwe verliebt und sucht in kluger Diplomatie die Gunst ihres

Kindes zu gewinnen. Da tut er sich als Märchenerzähler auf:

. . . Die Riesentochter steigt von ihren Bergen
Und schüttet Pflug und Bauer in den Schooß.
Schneewittchen lebt zufrieden bei den Zwergen
Und plaudert mit der Hexe ahnungslos.
Sirenen locken mit verliebter Stimme
Die sieben Schwaben führen ihren Spieß,
Und Ritter Blaubart würgt in wildem Grimme
Die zehnte Frau im dunklen Burgverließ.
Der kleine Hans fällt in den schwarzen Graben
Das kam, er guckte immer in die Luft.
Hoch oben kreischt der Schrei der sieben Raben
Und Däumling führt die Brüder aus der Kluft. . . .

Endlich entsprang dieser volkstümlichen Begabung des Dichters noch eine besondere, am besten nenne ich sie paedagogische Tätigkeit, vielleicht seine allerschönste und segenverheißendste. Er wollte dem „Volk“, den „kleinen Leuten“ Kunst zuführen, wollte den öden Gassenhauer durch wahrhafte Dichtung ersetzen. So ließ er nach vieler Arbeit ein Zehnpfennig-Heftchen in großer Auflage erscheinen: „Neue Lieder der besten neueren Dichter fürs Volk“. Das inhaltreiche Heft fand die weiteste Verbreitung und wirkte wahrhaft volkserzieherisch. Dann begann eine Serie „Deutsche Dichter in Auswahl für's Volk“ zu erscheinen Sie brachte es bis zum Tode ihres Herausgebers auf drei Hefte: Goethe, Heine und Gebrüder Grimm. Ferner veröffentlichte der Unermüdliche eine Sammlung von Volksliedern „Aus deutscher Seele“ und eine Anthologie romantischer Lyrik „Die blaue Blume“. (Hier war Friedrich von Oppeln Bronikowski sein Mitarbeiter.) Auch trat er in Zeitschriften für seine Lieblingsidee ein. Endlich plante er ein „Soldatenliederbuch“, eine besondere „Armeeliteratur.“ Mit diesen Bestrebungen hätte sich Jacobowski „bei längerem triebkräftigen Leben dem deutschen Volke ins Herz geschrieben“.

Ihm ist auch diese schönste Dichterheimat versagt worden. Er starb zu früh — ein Heimatloser.

Reine Seelen.

Lebensbilder
von
Ulrich Frank.

Der junge Bildhauer hatte uns deutlich bewiesen, daß die Rassenmerkmale eines Volkes unverwischbar sind. Immer wieder, auch innerhalb der vielgepriesenen Kreuzung, werden irgendwelche Kennzeichen zum Vorschein kommen, die verräterisch Ursprung und Art offenbaren und das Unvertilgbare der Rasse beweisen.

Sehr ernst und nachdrücklich hatte er seine Ansichten ausgesprochen, mit der Emphase des begeisterten, stolz empfindenden Juden, denn er sah einen Vorzug darin und keinen Mangel. Wir hörten nachdenklich auf seine Worte. Der berühmte Akademieprofessor, seine Gattin und Tochter und ich, der, wie so oft, zu anregendem Geplauder in seinem gastlichen Hause sich eingefunden hatte. Draußen heulte der Novembersturm durch die entlaubten Baumalleen des Tiergartens. Die graue düstere Stimmung des Herbstes durchschauerte die Natur, hier innen aber war alles hell und wohlig im hohen künstlerischen Sinne. Juden in Glanz und Ruhm und in der Vornehmheit großer sozialer Position. Oft aber wenden dort Gedanken und Gespräch sich der Vergangenheit zu: Juden in Elend und Schmach, die um ihres Glaubens willen litten. Immer wieder beschäftigt diese traurige Tatsache die klügsten Köpfe, die treuesten Herzen.

„Ist es anders geworden heut? Hat nicht nur in äußerlichen Formen sich manches verändert? Sind Juden nicht immer nur Juden? Verachtet, geduldet, beneidet!“

Der junge Künstler bejahte diese Frage leidenschaftlich. „Jude bleibt Jude! Soll es bleiben jetzt und immerdar! Gott hat ihm seine Wahrzeichen so tief in Leib und Seele geprägt, daß er ihn nicht verleugnen kann, diesen Gott der Väter. Selbst wenn er seinen Glauben abschwört, seine Abstammung kann er niemals verwischen, und was ihm zum Ehrenzeichen sein sollte, wird ihm zum Kainszeichen des Verrates."

Mit gütigem Lächeln lauschte der Meister seinem Lieblingsschüler und dann sagte er in gelassenem Tone: „Und wir?" Sein Blick überflog den wundervollen Raum, dessen fast feierliche Schönheit behaglich abgetönt erschien durch die liebenswürdige Schlichtheit seiner Bewohner. Sein Auge ruhte einen Moment zärtlich auf dem blonden Scheitel seines Kindes und streifte die edle, feine Erscheinung seiner Gattin . . . „und wir, wie wir hier so zusammensitzen?" wiederholte er nochmals leise.

„Wir, gewiß! Wir und Alle . . ." rief der Jüngling aus, „Juden aus dem Innersten heraus. Nicht Generationen der Abwandlung können daran etwas verändern. . . . ‚Der feine christliche, junge Mann aus guter jüdischer Familie' ist ein Jude und wird jüdische Kinder zeugen trotz aller Hoffnungen, die man in bezug auf Rassenveredelung auch auf ihn setzt. Denn wenn er auch seine Religion nicht fortpflanzt, seine Rasse erhält er . . ."

„Also gar keine Aussicht auf Besserung?" . . . spöttelte der Hausherr. Doch man hörte seinem wohlwollenden Tone an, daß er sich über den Eifer freute, den sein Gast entwickelte.

„Gar keine, Meister! Absolut keine. Eine Handbewegung, eine Neigung des Kopfes, eine Gestikulation, ein Ausdruck des Antlitzes, Gang und Haltung werden immer wieder verraten, wes Art einer ist, und wenn er's den andern auch noch so genau abgeguckt hat, wie sie sich räuspern und wie sie . . . spucken, ja gerade, wie sie spucken! Kein echter Jude kann's! Denn natürlich, ich spreche nicht von den entarteten. Wen interessieren die? Jene meine ich, die das Größte erreicht, sich geistig durchgesetzt, in Wissenschaft, Kunst und Literatur das Beste

gewollt und erstrebt, in Handel und Wandel Macht und Ehre errungen haben und doch sich nicht verleugnen wollen und . . . können! Gottlob!"

Wir ließen seinen jugendfeurigen Redestrom lautlos über uns ergehen, dann sagte die hübsche Tochter: „Ja, aber die . . . schlechten Manieren . . ." sie errötete leicht und ihr Auge hing wohlgefällig an der schlanken, eleganten Gestalt des ihr Gegenübersitzenden, der den Typus reiner, edler, schöner jüdischer Wesenheit unverkennbar zur Schau trug.

„Es gibt nicht gute christliche Manieren, mein gnädigstes Fräulein, und es gibt nicht schlechte jüdische Manieren, es gibt nur gute oder schlechte Manieren; wer die guten nicht besitzt, ist gesellschaftlich unzulässig, ebenso als Christ wie als Jude. Und dann, Manieren, Formen sind Sache der Erziehung. Schlecht erzogene Menschen sind mir überhaupt unangenehm." Er sah sich im Kreise um, dann lachte er fröhlich auf: „Ja und hier, wir . . . ja, wir sind doch Juden!"

„Und was für welche!" rief der Professor.

„Und . . . ja, und was ich meine, das möchte ich eigentlich ästhetisch begründen. Es gibt eben ein unverbrüchliches Gesetz, eine unverrückbare Linie, die dem scharfen, geübten Blick sofort kenntlich macht, welcher Rasse jemand angehört. Niemals wird ein künstlerisch geschultes Auge dies übersehen. Und wenn ich an den Stufen eines Thrones stände und zu einem Gekrönten aufblickte, ich würde den Juden in ihm erkennen, wenn er einer wäre . . ."

„Unser junger Freund meint natürlich den König von Zion" . . .

Ein fröhliches Lachen löste die etwas erregte Stimmung aus, in die der Sprechende und seine Hörer geraten waren und als wir nach einer Weile uns trennten, waren wir alle seiner Meinung.

Diese Unterhaltung aber gab mir vielfache Anregung. Ich fand, daß das, was der junge Künstler als die unverrückbare Linie körperlicher Judenart bezeichnete, als unverrückbare Linie ihrer geistigen Wesenheit ebenso aus=

geprägt sei. Gewissermaßen der Grundriß der feinen Seelen, wie sie in alten Juden so häufig zu finden waren. Und als ich dann Umschau hielt unter den Juden von heute, fand ich diese Linie bei manch einem wieder und sah, daß ich eine Anzahl ganz moderner Menschen kenne, die alte Juden geblieben sind. In ihres Wesens Reinheit. Von ihnen will ich erzählen.

* * *

I.

Weiß leuchtender Schnee liegt über der weiten Ebene. Wie ein wundervoller aus weichem Schwanengefieder gewebter Teppich. Kein menschlicher Fuß, keines Wagens Spuren, keines Tieres schwerer Tritt stört die jungfräuliche Reinheit dieser Winterschönheit, ja nicht einmal eines Häsleins flüchtiger Lauf oder einer Krähe hüpfende Bewegung. Ruhe, unendliche Ruhe ringsumher, Ruhe, tiefstes Schweigen der winterlichen Natur . . . Totenstille! Und doch, dort am fernen Horizont, ein kleiner, beweglicher, dunkler Punkt, als schwebe etwas über der weißen Erde.

Leben!

Ein kleiner Knabe ist's, der im hurtigen Schritt dahinjagt. Wohlverwahrt gegen des Winters rauhe Kälte, gegen des eisigen Windes schneidenden Anhauch. Auch seine kleinen, in hohen Schaftstiefeln steckenden Füße hinterlassen keine Spuren. Sie trippeln über die glitzernde Schneefläche, und der Wind fegt mit glättender Hand darüber hinweg. Sorglos fliegt das flotte Kerlchen vorwärts. Die gewaltige Einsamkeit dieser winterlichen Natur beängstigt ihn nicht. Er sieht in seinem langen, bis zu den Füßen herabreichenden Flauschrock und der über die Ohren gezogenen Pelzmütze beinahe komisch aus. Wie ein kleiner schwarzer Kobold, der über die weiße Leichendecke hüpft, die die Erde in ihrem Todesschlaf umhüllt. Aengstliche Gemüter hätten bei seinem Anblick am Ende das Gruseln lernen können, wenn er nicht so frisch und rotwangig unter seiner Mütze vorgeguckt hätte,

mit blitzenden, fröhlichen Augen und lachendem Munde, so ganz und gar nicht koboldartig, sondern gesund und munter mit der rechten, kecken Jungensmanier und dem Selbstgefühl eines durch nichts getrübten Kindergemüts. Jugendmut! Das war's. Jetzt bückt er sich nieder, rafft eine tüchtige Menge des weichen Schnees mit seinen in derben Fausthandschuhen steckenden Händen zusammen und ballt sie zu fester Schneekugel, die er hoch in die blaue Luft des hellen Wintertages schleudert und laut aufjauchzt, als sie oben zerstiebt und in Flocken herabfällt. Mehrmals wiederholt er das Spiel, dann stampft er lustig weiter durch Eis und Schnee und Einsamkeit und Totenstille. Plötzlich pfeift er sich eins. Das verhallt aber gegen den Wind und er versuchts mit dem Singen. So gehts besser. Leise summt er eine Melodie vor sich hin. Liebe, vertraute Klänge. Bald wird er sie hören in dem kleinen, warmen Stübchen, erleuchtet von der siebenarmigen Sabbatlampe. Der Großvater wird sie anstimmen, „Lecho daudi likras kalloh."

Der Gedanke daran beflügelt seine Schritte. Hastig strebt er vorwärts. Es fängt langsam zu schneien an, aber bald werden die Flocken dichter und immer dichter, wirbeln um ihn her in tollem Treiben und erfüllen alles ringsum mit fast undurchdringlichem, weißen Flaum. Nicht mehr wie ein schwarzer Kobold sieht er aus, sondern wie ein Schneemännlein, das kaum noch der Form nach sich aus dem Schneewirbel heraushebt, bald selbst eine große Flocke, eine Riesenflocke, wie er jetzt dahinsaust und vom Winde mit dem Gestöber in eins verweht scheint. Alles nur ein unendliches Winterspiel! Die große Natur und der kleine Knabe. Der hat auch jetzt keine Furcht. Mit der ahnungslosen Sicherheit des Kindes, das an Gefahren nicht denkt, hastet er weiter und immer weiter. Er kennt den Weg und weiß, daß er bald am Ziel ist. Und endlich ist's erreicht. In der geöffneten Hauspforte steht die Großmutter, die schon bänglich nach ihm ausgelugt und sein Nahen gar nicht gemerkt hatte, mit ihren alten, vom Schneelicht geblendeten Augen. Bis er mit all dem übrigen Geflock herangeweht dicht vor

ihr stand. „Gelobt sei Gott, daß Du da bist, Abraham, mein gutes, braves Jüngel“, begrüßt sie die Riesenflocke. Da schüttelt er mit einem Jauchzer den Schnee von sich ab und tritt an ihrer Hand über die Schwelle der Stube, gerade als der Großvater sein „Lechodaudi“ anstimmte.

„Gut Schabbes!“ rief der tapfere, kleine Gast frohlockend.

Allwöchentlich einmal macht er diesen Gang. Sommer und Winter. Stets an Erew Schabbes, sodaß er ‚Freitag zu Nachts‘ bei den Großeltern eintrifft, um den Sabbat dort zu verbringen und ‚überhört‘ zu werden, ob er das Wochenpensum der Sedra auch gut erlernt hat. Eine Feierstunde ist es für den alten Mann, wenn er den Enkelsohn so vor sich stehen sieht, erfüllt von der Lehre, die hinüberführt zu der urtiefen Weisheit des Talmuds. Abraham soll diesen studieren, das ist der höchste Lebenswunsch des Großvaters. Er hat einen feinen Kopf und ist ein aufgewecktes Jüngel. Ihm soll des Wissens geheimster Born sich erschließen. Mehr soll er lernen, als es ihm und dem Sohn vergönnt war. Armselige Waldschreibersleute! Aber der Enkel, ja der Enkel sollte einmal Talmud erlernen . . . vielleicht gar ein Row werden! Wer weiß? So merkwürdige Einfälle hat das Kind und so nachdenkliche Fragen tut es, die kein Mensch beantworten kann. Jetzt wieder!

Sie hatten sich zum Nachtessen niedergesetzt. Ein Festmahl, das für die ganze Woche Freude ausgoß über das sonst so kärgliche Leben dieser Leute. Freitag abends gab es Barches und Fleisch und manchmal sogar eine süße Nachspeise. Gedörrte Pflaumen oder Apfelmus, Leckerbissen für den kleinen, durchaus nicht verwöhnten Jungen. Und vom Kiddusch wein gabs stets ein Schlückchen ab für Großmutter und ihn. Diese nippte zwar nur an dem Becher, er aber nahm einen herzhaften Schluck und dann lachte er und schnalzte mit der Zunge. Denn der Wein war süß, weil er aus Rosinen bereitet war. Das war alles so lieb und traulich, und sein Kinderherz war erfüllt von Dankbarkeit und Frohsinn, und um den alten, guten Großeltern auch eine Freude zu bereiten, fing er

dann an zu plaudern und zu erzählen, was ihm so durch den Jungenkopf zog. Allerhand krauses Geschwätz, dem die Alten mit auflachenden Mienen und stillem Staunen folgten. Heute war's der Schnee, der ihn zu ganz seltsamen Betrachtungen veranlaßte. Zuerst wollte er wissen, warum der Schnee weiß sei und warum er fliege und nicht falle? Bestürzt sahen die Großeltern sich an. Beide wußten sie keine Antwort auf seine Frage.

„Wieso er weiß is?" sagte der alte Mann, „nu, wie soll er denn sein? Schwarz etwa?"

Seine Ehehälfte nickte zustimmend mit dem Kopfe. „Schwarz kann er nicht sein, sonst wär er Pech . . ." gab sie zu, „wieso er aber weiß ist, kann ich nicht sagen . . . vielleicht weil er vom Himmel fliegt . . ."

„Regen fällt auch vom Himmel und ist nicht weiß", warf Abraham ein, „es muß was anderes sein."

„Wer kann's wissen?" antwortete resigniert der Großvater.

„Ja, wer kann's wissen?" wiederholte die Frau, „aber weiß is er . . . ganz gewiß, und nich schwarz . . ."

Da lachte der Knabe hell auf und rief: „Un ich wer' dem Seiden und der Muhme was ganz anders sagen . . . er is gar nich weiß und er ist auch nicht schwarz, aber rot is er und blau und grün und gelb . . . ja das is er, ich hab's heute ganz genau gesehen, ganz rot . . . feuerrot, wie die Sonn' am Abend, wenn sie schlafen geht . . . und grün wie die Bäume im Frühjahr und gelb wie das Korn im Sommer und blau wie der Himmel . . ."

Er kannte die Farben der Natur.

„Gott soll verhüten . . . was für närrische Einfälle das Jüngel hat", sagte der Großvater, und die Großmutter fügte besorgt hinzu: „Ob Awromele nicht in der Hitz' redt?" Dabei befühlte sie seinen Kopf und nahm seine Hände in die ihren: „Soll ich gesund sein, Hitz' hat er nich . . . esscher is er übermüd't von dem weiten Weg in der Eiskält'!"

„Ich bin nicht müd', Großmutter, und mir war auch nir kalt. Schön war's, wunderschön! Auf dem weißen Schnee blühten lauter bunte Blumen, rote und

gelbe und blaue und grüne. Die bewegten sich auf und ab und sprangen umher wie Funken . . ."

Mit einem Blick stillen Einverständnisses sahen die beiden Zuhörenden sich an. Das war doch zu viel, mehr als er jemals ihnen vorgeschwatzt hatte. Rote und gelbe, blaue und grüne Farben hatte er gesehen auf diesen blendend weißen Schneefeldern, die weiß waren, nur weiß! Weiß, wie in jedem Winter . . . so wie sie es gesehen seit undenklichen Zeiten. Damals wie sie selbst noch Kinder waren und wieder, immer wieder, bis sie alte Leute wurden. Auch heute war alles weiß, wie sie vorhin nach dem Knaben ausgeschaut hatten.

„Er hat sich vielleicht doch erkältet," flüsterte die Frau ihrem Manne zu, und beide sahen wieder verängstigt nach dem Kinde, das die Blicke, wie in eine unsichtbare Ferne gerichtet, mit träumenden Augen vor sich hinblickte.

„Es wird am besten sein, du gehst jetzt schlafen, Awromele, und wachst morgen wieder gesund auf . . . und dann ist der Schnee wieder schneeweiß . . . ganz weiß . . ."

„Ja, Muhme, ich will schlafen gehen . . ." er rüttelte sich auf, aber in seinen Augen war ein geheimnisvoller Glanz, als hätte er eine Vision gehabt . . . „und morgen is Schabbes . . . und der Schnee ist ganz weiß . . ." Sein Kopf sank herab, und wie vom Schlummer jäh übermannt, taumelte er.

Vorsichtig umschlang die Großmutter den Schlaftrunkenen, ihn aus dem Zimmer zu geleiten und zu Bett zu bringen. „Rot und gelb . . . und gelb . . .", lallte das Kind wie im Traum.

Etwas beunruhigt und verwundert blickte der Großvater ihnen nach.

„Ä merkwürdig Kind . . .", murmelte er vor sich hin, „ä ganz närrisch Jüngel . . . roter Schnee . . . un blauer Schnee . . . meschugge . . . rein meschugge . . ."

Wie hätte er ahnen sollen, daß das Geheimnis der Farbensymphonie sich heute nachmittag seinem Enkelsohn erschlossen . . . dem armen Waldschreiberknaben, der durch

weite Schneefelder wanderte, damit sein Großvater ihn die Sedra überhöre!

Am nächsten Morgen wachte Abraham ganz vergnügt auf. Die Erregung und Abspannung des Abends hatten in einem gesunden, festen Schlaf sich völlig verloren. Der Knabe trat zum Großvater, der soeben sein Morgengebet beendet hatte. Er empfing den Segen von ihm, bevor er sich zum Frühstück setzte, mit dem die Großmutter auf ihn gewartet hatte. Das war herrlich, der dampfende Kaffe, der aus der Ofenröhre geholt wurde, wo er mit den übrigen für den Sabbat schon gestern bereiteten und warm gestellten Speisen brodelte, weil am Sabbat nicht gekocht werden durfte, mundete ihm vortrefflich. Dazu gab's selbstgebackenes Weißbrot und kleine Zuckerkuchen. Für den Liebling hatte Großmutter schon immer etwas extra in Bereitschaft. Wie warm und freundlich war alles, was ihn hier umgab! Die alten Leute in ihrer Zärtlichkeit und Frömmigkeit und echten „Jüdischkeit". Sein kindliches Gemüt empfand es, ohne daß er wußte, woher das stammte, was ihn so froh machte, ohne daß er verstanden hätte, daß es die Segnungen zufriedener, stiller, gotterfüllter Herzenseinfalt waren, die diesem ärmlichen Hause soviel Würde und Weihe gaben. So eine rechte Sabbatstimmung. Nach dem Frühstück lief er zum Fenster und schaute hinaus in das Schneetreiben, das ununterbrochen fortdauerte. Faustgroße Flocken wirbelten durch die Luft, und Abraham jubelte und rief: „Schau nur her, Großvater, schau her, große, weiße Vögel fliegen umher . . .", er lachte lustig auf, „weiße Vögel, tausend, tausend weiße Vögel flattern durch die Luft . . . ", mit bohrendem Blick verfolgte er die Schneewirbel, „und . . . ja . . . sieh nur Großvater, sieh nur genau hin, siehst Du, dort und dort und da . . . die weißen Vögel haben rote Flügel und blaue . . . ja sieh nur und gelbe . . . ganz gelbe . . ."

Der weiße Schnee hatte Leben und Farbe gewonnen in der Phantasie und in den Augen des Knaben. Was er gestern nur unklar empfunden, wurde in dieser Stunde für ihn zur Gewißheit. Lebendig erschien ihm die er-

starrte Natur, erfüllt von bunten Farben und lichtem Glanze.

Die Großeltern sahen sich betroffen an. Da war es wieder, was schon gestern Abend das Kind so ergriffen und beunruhigt hatte. Aber sie sagten kein Wort, um ihn nicht durch Widerspruch zu reizen. Nur still beobachteten sie ihn, wie er wie, von magischer Gewalt angezogen immer wieder an das Fenster trat und hinausstarrte in den Flockentanz. Nachdenklicher und ruhiger noch als gewöhnlich ging der Tag dahin. Nichts unterbrach nach außen seine friedliche Stimmung. Nicht, wie sonst das Geplauder und Lachen des Knaben, die freundlichen Antworten des Großvaters, die Zärtlichkeiten der Großmutter . . . sie waren alle drei mit sich selbst beschäftigt. Die Alten waren beunruhigt von des Kindes Gebahren und seinen Einbildungen, und grübelten was wohl in das „Jüngel“ gefahren sei, und dieses Jüngel sah den buntbefiederten Vögeln nach, die als weißer, ganz weißer Schnee zur Erde kamen.

Nach dem Mittagessen rüstete man die Heimkehr. Abraham sollte rechtzeitig fortgehen, um nicht zu spät zu Hause einzutreffen, bei seinen Eltern, die fast zwei Stunden entfernt, jenseits der Chaussee am Waldsaume wohnten. Vater und Sohn waren als Waldschreiber bei demselben Holzhändler angestellt. Der eine führte die Aufsicht über das weit nach Osten sich erstreckende Waldgebiet, der andere über das westlich sich ausdehnende.

Zwischen diesen beiden Häuschen und dem sie trennenden großen Waldterrain spielte Abraham Friedsohns Kindheit und Jugend sich ab. Sein Großvater war ein alter Mann geworden in diesen Wäldern, die sich allerdings erheblich gelichtet hatten im Laufe der Jahre. Die polnischen Gutsherrn beuteten die Wälder, die sie, fast Urwäldern gleich, von ihren Ahnherrn auf den Rittergütern übernommen hatten, gehörig aus. Sie verkauften oder verpachteten sie mit dem Rechte des Holzfällens an die Juden, lebten von dem Gelde herrlich und in Freuden und überließen diesen, den Wald auszuroden und die prachtvollen Stämme zu verwerten.

Das geschah in ausgiebigster Weise. Das Holz wurde auf dem Flußlauf der Weichsel nach den Grenzgebieten befördert und dort verbraucht. Der polnische Holzhandel blühte. Die Gutsherren lebten als grand seigneurs, nahmen viel ein und gaben Alles aus, die Juden handelten und wurden reich, und das Volk arbeitete, hungerte und soff, soweit die arme christliche Bevölkerung in Betracht kam, die armen Juden hingegen arbeiteten, darbten und . . . sparten. Zu ihnen gehörte auch Hirsch Friedsohn der alte Waldschreiber und Jossel Friedsohn, der junge. Nichts anderes kannten sie als diesen Wald, und kein anderes Interesse hatten sie, als wie viele Bäume alljährlich geschlagen werden konnten, behauen, und als Flöße den Strom hinab gesandt. Darüber machten sie genaue Aufzeichnungen, beaufsichtigten die Holzfäller und sonstigen Waldarbeiter, zahlten ihnen die Hungerlöhne aus und waren so gewissermaßen die oberste Aufsichtsbehörde dieser unermeßlichen Naturschätze. Friedsohn war ein entfernter Verwandter des Holzhändlers, der dieses Waldgebiet gekauft und zuerst urbar gemacht hatte. Sein armer, ehrlicher Vetter schien ihm zu dem Vertrauensposten eines Waldschreibers besonders geeignet. Er war ein verständiger, ruhiger Mensch, jung und kräftig, konnte auch schon etwas schreiben und lesen, wenn auch nur jüdisch-deutsch, und war sicherlich zuverlässig und gewissenhaft. Er durfte darauf rechnen, daß sein Wald bei ihm in besten Händen sei. So kam er dorthin, und dort verbrachte er sein Leben. Er begründete eine Familie, und sein Sohn lernte später von ihm, was er selbst sich im Laufe der Jahre mit praktischem Sinne und Erfahrung angeeignet hatte. Friedsohn der Ältere und Friedsohn der Jüngere waren tüchtige Waldschreibersleute. Sie wußten Bescheid mit den Baumarten, mit der Arbeit, den Löhnen, dem Vertrieb, und führten gewissenhaft Buch über die Vernichtung der Wälder. Immer mehr nahm diese zu. Die Gutsherrn verkauften immer weitere Terrains, die Juden holzten sie immer ausgiebiger aus. Immer üppiger blühte der Holzhandel, während die Wälder verdorrten. Die Gutsbesitzer wurden

immer vergnügter und freigebiger, die Juden spekulativer und reicher. Friedsohns Vetter galt als einer der reichsten. Und er sorgte auch für seine arme Waldschreibermischpoche. Denn als Jossel Friedsohn sich verheiraten wollte, gab er ihm eine selbstständige Stellung, mit demselben Gehalt, den sein Vater bezog, und freier Wohnung, etwas Ackerboden und Holz soviel sie brauchten. Und so schalteten die beiden Friedsöhne in diesen Wäldern, kannten nichts anderes als diese und waren zufrieden und fleißig. Denn sie hatten, wenn auch ein spärliches, so doch sicheres Brot; und im Sommer das Leben in der freien Natur und im Winter warme überheizte Stuben, denen der Duft des verbrannten frischen Holzes eine eigentümliche Atmosphäre gab. Daß sie den Reichtum ihres klugen Vetters vermehren helfen durften, imponierte ihnen gewaltig. Er hatte sie im Grunde ja auch bedacht, und so freuten sie sich mit jedem neuen Stück Wald, das er zum Ausholzen bestimmte, registrierten mit Genugtuung jeden gefällten Baum und ahnten in ihres Herzens Unschuld und ihres Geistes Unverstand nicht, welchen Frevel sie unterstützten. Nichts wußten sie von Wert und Bedeutung der Wälder, soweit dieser sich nicht in Rubel und Kopeken, in Gulden und Kreuzer ausdrücken ließ.

Ein Baum galt ihnen nichts in seiner natürlichen Schönheit und seiner gesegneten Herrlichkeit, nur sein zahlenmäßiger Wert fand ihr Interesse. Das Leben in der Natur, das bei den Juden älterer Generationen überhaupt noch geringem Verständnis begegnete, ging ziemlich spurlos an ihnen vorüber. Sie sahen den Wald, er war gewissermaßen ihr Heimatsboden, aber sie liebten ihn nicht um seines wundersamen, geheimnisvollen Zaubers willen, sondern weil er ein Objekt guter Geschäfte war. Die prangende Pracht von Feld und Flur, des Frühlings Aussaat, des Sommers Frucht, des Herbstes Ernte gab ihnen keine tieferen Gefühle. Höchstens des Winters ruhevolles Behagen gewährte ihrem Innenleben einige Freude. Denn die Zeit der Tätigkeit war dann vorüber und sie durften in friedsamer Muße sich der

Arbeitsfrucht erfreuen und sich auf sich selbst besinnen. Das führte sie zu dem, was des ärmsten, einfachsten Juden innerster Besitz bleibt: die Tradition und die Lehre. Wer sie nicht selbst besaß strebte sie für seine Nachkommenschaft an und befestigte damit seine Zusammenhänge mit dem auserwählten Volke, dem er sich zugehörig wußte. Daraus erwuchs auch dem Geringsten unter ihnen das Gefühl, sich in Stolz und Würde als das Besondere zu dünken. Das gab ihrem Leben einen reicheren Inhalt, als die Armseligkeit ihrer Existenz es begreiflich erscheinen ließ. Innerhalb dieser eigenartigen Daseinsbedingungen gedieh der kleine Abraham. Ihn freute was die Großeltern und Eltern freute, sein junges Herz war erfüllt von dem was ihre kleine Welt bildete. Die Bäume, richtig eingeteilt, gezählt, zum Abholzen bestimmt, die ganze Nutzbarmachung des Waldes waren ihm von frühester Kindheit an geläufig. Er hörte, sobald er überhaupt zu begreifen anfing, nichts anderes jahrein jahraus. Eines Tages aber sah er etwas anderes: Er sah den Wald in seiner ewigen Schönheit, er sah über den Stämmen, der Axt und Säge geweiht, das breite Blätterdach sich ausbreiten, er sah die Vögel in den Zweigen nisten, er sah den grünen Moosteppich von Farrnkraut durchwuchert, er sah die Waldbeeren in zierlichen Büschen hervorlugen, das lila Haidekraut sah er, die grünlich-weißen Schneeglöckchen und all das bunte, zierliche Waldgeblüh. An Busch und Strauch sah er Blüten, und des Lenzes lichtes, durchsichtiges Blätterwerk, und des Herbstes fallendes Laub, rostbraun und gelblich. Und nachdem er soviel gesehen, fing er auch anderes zu hören an, als den Umfang, die Höhe, die Anzahl, den Preis der Bäume und die Axthiebe, die sie fällten. Er hörte mit einem Mal die Vögel zwitschern, er hörte die Lerche jubilieren und die Nachtigall klagen, er hörte Specht und Käuzchen, er hörte den Kuckuk und die Amseln; auf das Rascheln der Eidechsen lauschte er, und des Eichhörnchens flüchtige Sprünge beobachtete er. Das Leben der Natur wurde ihm verständlich, und im Herzen des kleinen Judenknaben erstand die Poesie des Waldes.

Das hatte er nun vor Vater und Großvater voraus, zwischen denen er hin und her pendelte und zusah, wie sie geschäftig die Bäume abzählten und aufnotierten, wie sie mit den Arbeitern zankten und vor den Käufern, die ihre Ware besichtigten, sich devot verneigten. Ware! die Bäume . . seine Bäume! Und wenn das so weiter ging würden sie eines Tages alle abgehauen sein! Auf den Baumstumpfen konnte er dann sitzen ganz allein, denn der Vater und Großvater würden gewiß nach Krakau fahren, um das Geld für den letzten Baum einzukassieren. Der kleine Mann saß wirklich auf einen Baumstumpf, als ihn diese Gedanken bewegten, aber noch stand der Vater neben ihm und sich rasch zu ihm wendend fragte er ganz unvermittelt: „Wer pflanzt den Wald, Vater?"

Die Fragen des Jungen waren in der Familie schon längst gefürchtet, und man erzählte sich davon halb bewundernd halb beunruhigt.

„Den Wald? der wächst von alleine . . "

„Und wenn ihr ihn ganz abgehauen haben werdet, wo wird er dann wachsen?"

Der Vater blickte ratlos um sich:

„Wer kann das wissen?"

„Weiß es vielleicht der Seide?"

„Wie kann der Seide das wissen, was kein Mensch weiß . . ."

„Ich weiß es aber Vater, den Wald muß man pflanzen . . . wenn ihr hundert Bäume abhaut, müßt ihr hundert Bäume pflanzen . . ."

Die Idee des Forstschutzgesetzes dämmerte in dem Jungen auf.

„Es dauert hundert Jahr, bis ein Baum so groß und stark wird, wie diese Eiche . . .", sagte der Vater und wies auf eine Rieseneiche in ihrer Nähe.

„Es giebt auch schwache, dünne Bäume, die stark werden."

„Du mußt dann hundert Jahr warten, bis man sie fällt . . ."

„Das muß man Vater, und den Wald muß man schonen, sonst hört er einmal ganz auf und Du und der Großvater haben dann keine Bäume zum Abhauen und der Vetter kriegt kein Geld . . .“

Erschrocken blickte der Vater um sich, als müßte diese fürchterliche Verheißung sofort in Erfüllung gehen. Aber noch stand der Wald so voll von Bäumen, daß nichts zu befürchten war. Sie würden Bäume abholzen, hundertjährige und jüngere bis — hundert Jahr! Er und sein Vater. Aber mit dem Jüngel, mit dem Awromele mußte was geschehen, das wurde ihm in diesem Augenblicke klar. Im Sommer will er den Wald pflanzen und im Winter behauptet er, daß der Schnee rot ist und blau und gelb . . mit Schrecken erinnert er sich daran, was seine Eltern ihm damals davon erzählt hatten. — Der Winter war darüber vergangen, der Schnee war geschmolzen, durch den der Knabe noch oft gewatet war zum Überhören am Schabbes, und dann war der Lenz gekommen und der Sommer, und jetzt saß er auf einem Baumstumpf und wollte wissen, wer den Wald gepflanzt? . . . „Der Wald . . . der Wald wird ihn noch ganz meschugge machen . . .“ dachte Jossel Friedsohn und beschloß am nächsten Freitag selbst zu seinem Vater hinüber zu gehen, um mit ihm zu beraten, was man mit Awromele machen solle, um ihn die „Narrischkeiten“ abzugewöhnen.

In ein großes Atelier der Weltstadt führen die feinen Fäden von dem galizischen Waldgebiet. Drei Jahrzehnte sind darüber hingegangen. Der alte Waldschreiber ist längst gestorben, der junge ist ein alter Mann geworden, und der kleine Knabe, der zwischen ihnen aufwuchs, in dem Wald, den Vater und Großvater ausholzten, ist ein berühmter Meister geworden. Er hatte die Farben und die Stille und den Zauber des Waldes in seiner Seele davongetragen, damals als man ihn fortgeschickt in die Stadt, um in den engen Räumen des Cheders vernünftiges zu lernen und die „meschuggenen“ Ideen von angepflanzten Wäldern und buntschillernden Schneeflächen zu vergessen. Viel zu sehr liebten sie das „Jüngel“ um nicht das Opfer der Trennung zu bringen,

wo es galt, ihn vor den Gefahren der Waldeinsamkeit zu bewahren, die ihm die Sinne zu verwirren drohte. So war ein Herbsttag gekommen, wo er mit Vater und Mutter zusammen zu den Großeltern wanderte, um den Sabbat bei ihnen zu verbringen . . . zum letzten Male. Am Sonntag früh schon sollte der Vater mit ihm nach Krakau fahren, wo man ihn bei einer Tante mütterlicherseits untergebracht hatte. Mit besonderer Feierlichkeit wurde dieser Abschied gefeiert. Voller und heller als sonst erklang das Lecho daudi des alten Friedsohns, in das der junge und jüngste kräftig einstimmten. Von dem Rosinenwein bekam er ein ganzes Gläschen, auch die Abendtafel war reicher bestellt als gewöhnlich, und am darauf folgenden Tage gab es alle seine Lieblingsgerichte, so daß es ein Wunder war, daß er an den fetten, süßen, schweren Speisen sich nicht den Magen verdarb. Man war ganz auf den Aufenthalt im Zimmer angewiesen, denn es regnete ununterbrochen. In trüber Nässe tropfte es von den Bäumen. Der Wald weinte beim Abschied von seinem kleinen Freunde. Ein wehmütiges Lächeln spielte um die Lippen des Meisters, als er dieser Stunden gedachte. Er beugte sich über eine Bauzeichnung, die vor ihm lag. Es war der Grundriß einer Villa, die er sich am Saume eines in der galizischen Hochebene gelegenen Waldes erbauen ließ. Nur wenige Meilen von dem Heimatsboden entfernt, auf dem er das Licht der Welt erblickte, jener grünen Welt, mit ihren Farbenwundern, die ihm seine Kunst geschenkt. Seine Kindheit erstand vor seinem geistigen Auge. Er durchlebte den Frühling und Sommer wieder in all seiner Schönheit, aber in das Blühen und Gedeihen, in das Leben und Weben des Waldes klangen die schrillen Laute der Axt an sein Ohr, daß er schmerzlich zusammenzuckte. Und dann kam der Herbst und der Winter . . . ja der Winter! Das war doch das Herrlichste. Der Schnee, der weiße Schnee . . sein Schnee! Der ihm das größte in seiner Kunst gegeben, seine innerste Befriedigung, seinen Ruhm, seinen Wohlstand, sein häusliches Glück. Seine Schneelandschaften sind weltberühmt,

und werden als das Höchste ihrer Kunstgattung gepriesen. Der Besitz eines Bildes von Abraham Friedsohn ist für Kunstkenner etwas besonders erstrebenswertes. Denn in der wundervollen Einsamkeit dieser Schneelandschaften liegt ein unendlicher Reiz, etwas rührendes und tröstliches zugleich. Er gibt der toten Natur einen Lebensinhalt und das silbrige Weiß scheint erfüllt von buntem Glanze. Das todesschaurige der erstarrten Eisgefilde wird gemildert von den Strahlen eines Lichtes, das in den Tiefen eines gläubigen, reinen Herzens erstrahlt, und von einem Temperament auf die Leinwand gezaubert wird. Das ist das Rätsel der malerischen Wirkung dieser Bilder. Ihr Erfolg ist so groß, daß er den Schöpfer dieser Kunstwerke oft selbst mit Staunen erfüllt, und dann sucht er in der Erinnerung die undefinierbaren Grundzüge seines Könnens. Wie war das nur gekommen? Damals als man ihn in den Cheder stellte, war er sehr unglücklich. Er konnte kaum atmen in der dumpfen Luft der Judenvorstadt Kazemierz, in der er wohnte und die schmutzigen Häusermassen, die schmalen Straßen und engen Winkel, in denen die Juden zusammengepfercht waren, erfüllten ihn mit Grauen und Abscheu. Da war doch seine Heimat, der Wald, etwas ganz anderes, und er konnte nicht begreifen, warum nicht alle Juden im Walde wohnten? Er war groß genug dazu, und wenn man ihn nicht niederhauen würde, hätten sie alle Platz unter den grünen Bäumen. Er nahm sich vor wenn er erst erwachsen sein würde, mit dem reichen Vetter einmal darüber zu sprechen, aber bis dahin mußte er noch viel lernen, um den Eltern und Großeltern Freude zu machen. Das hatte er ihnen gelobt, und was gab es für einen armen, kleinen Judenknaben, einen Waldschreiberssohn besseres, um seiner Familie Freude und Ehre zu bereiten als — zu lernen. Das sagte ihm die Tante, bei der er wohnte, täglich unzählige Male, das sagte ihm der reiche, wohlmeinende Vetter, bei dem er am Schabbes immer aß, das sagte ihm sein Lehrer, der solche Ermahnungen auch dann und wann handgreiflich unterstützte, und so sah er ein, daß es wohl das richtigste

sei, den Wald zu vergessen und dafür das Wissen zu gewinnen.

Unermüdlich war er nun bei seinen Aufgaben und galt bald als ein so begabter Schüler, daß der reiche Holzhändler, sein Protektor, auf den Gedanken kam, ihn neben seinen hebräischen Studien im Cheder auch eines anderen Unterrichts teilhaftig werden zu lassen. Er sollte eine Schule besuchen und einen regulären Schulunterricht genießen. Abraham war überglücklich, als der Vetter ihm seine Absichten eröffnete, aber erst galt es die Zustimmung vom Vater und Großvater zu erlangen. Das schien nicht so leicht, beide waren den „neimodischen“ Ideen, wie sie es nannten, ganz abgeneigt, und sie fanden es ganz überflüssig, daß ein jüdisch Kind mehr lerne, als die Sedra und wenn es gut ginge, den Talmud, um vielleicht einmal zu dem schier unerhörten „Kowed“ zu gelangen, ein „Row“ zu werden. Das war für die armen Waldschreibersleute etwas, wohin nur in seltenen Feierstunden sich ihre Phantasie und ihre Wünsche verirrten. Aber daß „Awromele gar „daitsch“ lernen sollte, das paßte ihnen durchaus nicht, schon darum nicht, weil das „Jüngel“ ohnedies immer „was extras“ im Kopf hatte. Der Vorschlag des reichen Vetters begegnete darum bei Friedsohn senior und Friedsohn junior einer sehr devoten, aber ziemlich deutlichen Absage. „Awromele sollte nix lernen, was ihn im Kopf „meschugge“ mache; wenn er wirklich so ein fleißig Kind sei, soll man sehen ob er nicht ein Bocher werden könne und später ein Row und wenn's dazu nix ausreicht, soll er nach der Barmizweh zu gesund nach Haus kommen und ein Waldschreiber wern beim Herrn Vetter, leben soll er hundert Jahr.“ So ungefähr lautete der Brief, der alle Hoffnungen Abrahams zu nichte machte. Er weinte bitterlich, als sein Beschützer ihm dies mitteilte, aber dieser ließ sich nicht so leichten Kaufes zurückweisen. Ein reicher Holzhändler aus Krakau, der gewissermaßen Wälder versetzte, indem er sie aus dem Waldboden den Flußlauf hinunter über die Grenze führte, würde doch noch die Macht be-

sitzen, einen kleinen Judenknaben aus dem Cheder in eine staatliche Unterrrichtsanstalt zu verpflanzen. Nach einigen energischen Verhandlungen seinerseits gaben die beiden Friedsöhne ihre Einwilligung, wenn auch weniger innerlich überzeugt, als aus Respekt vor der holzhändlerischen Autorität.

Und so kam ein Tag, an dem Abraham Friedsohn als Schüler der Krakauer Volksschule wirklich lernen durfte, was ihm den Pfad zu einer allgemeinen Bildung ebnete. Mit Rührung gedachte er dieses denkwürdigen Tages und auch des Mannes, der ihm dazu verholfen und der auch bereits tot war, wie der Großvater. Wie weit ab lag das Alles von seinem heutigen Leben, von Erstrebtem und Erreichtem! Wie wunderbar war der Weg, den er gewandelt! Von jenem Tage an, da er zum ersten Mal auf einer Schulbank saß, in einem geräumigen Klassenzimmer, neben seinen christlichen Mitschülern. Es war so ganz anders, wie das was er bisher gewöhnt war und fast schien es, als überkomme ihm Heimweh nach dem Cheder mit seiner stickigen Luft und dem monotonen Singsang der Lernenden. Er mußte sich bezwingen, um der so völlig veränderten Umgebung sich anzupassen, aber es gelang seinem festen Willen und seinem Eifer, und bald galt er auch in der Schule als einer der bravsten und fleißigsten Schüler. Er war damals zwölf Jahre alt. An ein rechtes, freudiges Lernen ging es nun. Dabei vernachlässigte er durchaus nicht seine hebräischen Studien und die großen Fortschritte, die er auf diesem Gebiet machte, söhnten den alten „Melamed“ des Cheders beinahe aus mit dem Gedanken, daß er auch anderes lernte. Wie er das tat, und was er erlernte, trug in die traurige Existenz, die er mit seinen Glaubensgenossen im freudlosen Judenviertel teilte, Licht und Wärme. Er hatte etwas, was ihn erhob über das Elend und die Engnis dieser Daseinsbedingungen. Was ihn erhob und später hinaustrug zu jenen Höhen, die er damals nicht einmal ahnen konnte und die ihm wohl, wenn er von ihren Möglichkeiten überhaupt etwas gewußt hätte, so unerreichbar erschienen wären, wie

Sonne, Mond und Sterne. Und dabei war damals schon jener Stern über ihm aufgegangen, der ihn zu den Sonnenhöhen des Lebens geleiten sollte, zu den Höhen der Kunst. Mit einigen Mitschülern war er einmal in der Jagellonischen Universität, und hatte in einem mit Malereien geschmückten kleinen Saal ein Bild gesehen. Er stand wie vor einer Offenbarung, völlig fassungslos. Nicht so vor dem was er sah, sondern vor dem Wunder des Geschehens. Wer konnte solches vollbringen? Ein See war es, von Bäumen umstanden, die sich in der glänzenden Wasserfläche abspiegelten, und am Ufer im blumigen Moos lag ein Knabe und starrte in das Wasser. Abraham konnte sein Antlitz nicht sehen, aber ihm war, als sei er es selbst, denn oftmals hatte er daheim, so dagelegen und hatte in das Wasser eines kleinen Sees geblickt, um zu ergründen, was seine Tiefe birgt. Und neben ihm standen die Weiden mit herabhängenden Zweigen und die Blumen blühten im Grase. Das aber war Wirklichkeit und hier . . . wer hatte denn das hierher gezaubert, so wie er es hundert und hundert Mal gesehen und erlebt, draußen im Freien, in der Natur und nicht so, in einem Raum, wo kein Himmel darüber war, nur eine Decke mit ineinander verschlungenen Ringeln, und wo es an einer Wand hing und in einem goldenen Rahmen steckte und gar nicht wirklich war und doch so wirklich! Es war das erste Bild, das er gesehen und der Eindruck, den er davon empfangen, war so überwältigend, daß er ihn nicht wieder los wurde. In seinem Geiste aber war von diesem Augenblick an doch etwas Fremdes, Neues . . . wenn der Vater und Großvater es gewußt hätten, sicherlich hätten sie ihn zurückgeholt damit ihre Befürchtungen nicht in Erfüllung gehen und er etwas „meschuggenes" in den Kopf bekomme, wie sie damals an den Vetter schrieben. Er bewahrte daher dieses Erlebnis als tiefstes Geheimnis in seiner Seele. Aber er beschäftigte sich immerfort mit dem Gedanken, wie man so etwas vollbringen könne und als könnte er dieses Rätsels Lösung in den Büchern finden oder gar in den krausen, verschlungenen Gedankengängen

des Talmuds vertiefte er sich mit rastlosem Eifer in seine Studien. Sein Wesen bekam in dieser Zeit etwas abgeschlossenes, für sein Alter allzu ernstes. Aber neben dieser, bei jüdischen jungen Leuten sehr häufigen Frühreife, die den äußeren Lebensumständen entspringt, war etwas naives, weltentrücktes, verträumtes in ihm, das in seinem Innern ruhte. Dort hatte der Wald seine Wurzeln fest versenkt, dort entstanden Zauberformeln und Märchenträume, und dort wuchs die Frage nach dem Geheimnis künstlerischen Gestaltens. Wuchs und wuchs, wurde immer brennender, immer intensiver, immer deutlicher. Bald war es nicht mehr eine Frage . . . ein Wunsch wurde es, eine Sehnsucht, ein Drang und ein Wille. Ohne daß er sich dessen so recht bewußt war, entstand eines Abends auf einem abgerissenen Blatt Papier seine erste Zeichnung. Er starrte darauf hin und hielt es für ganz unmöglich, daß etwas, was man vor sich sah, Form gewinnen konnte, eine Wiedergabe finden durch eine einfache Manipulation. Denn schließlich hatte er nichts getan, wie mit seiner Feder auf dem weißen Papier Striche gezogen. Er ahnte nicht, was für Striche, und wie er die Ecke seines engen Zimmerchens festgehalten, die er von seinem Arbeitstisch aus überblickte. Es war frappant, und er selbst mußte lachen, als er das Brett auf dem allerhand Gerät stand und darunter den alten Lehnstuhl wiedererkannte, auf dem Papier, das vor ihm lag.

In der Schule war er vom Zeichenunterricht von Anfang an dispensiert worden, auf Wunsch seines Beschützers, der dies für unnützen Zeitvertreib erklärte.

Er wußte daher garnicht, daß zu erlernen sei, was er intuitiv vollbracht, und erst als er einem seiner Mitschüler seine Zeichnung gezeigt hatte, ganz verstohlen, aus Furcht ausgelacht zu werden, und dieser ausgerufen hatte: „Du, Friedsohn, Du mußt zeichnen lernen, warum kommst Du nicht zur Zeichenstunde?“, erbat er von seinem Vetter die Erlaubnis, sich daran beteiligen zu dürfen. Damit war der erste Schritt getan auf dem Wege zu seinem Künstlerruhm. Seinem Lehrer fiel seine ungewöhnliche Begabung sehr bald auf, er widmete

ihm besondere Aufmerksamkeit, und Abraham Friedsohn zeichnete mit wahrer Leidenschaft, Alles was sich seinem Auge malerisch darbot. Das Schulzimmer, die Häuser und Kirchen und Brücken, die Türme, die Bogengänge des Tuchlaubengebäudes, die engen Winkel und das verfallene Gemäuer der Judenvorstadt in der er lebte, erstanden unter seinem Stift in überraschender Naturwahrheit. Jede freie Stunde widmete er dieser neuen Beschäftigung, die ihm eine unsagbare Freude bereitete. Noch wußte er nicht, was es war, was ihn so beseligte und was es bedeute, was in ihm sich regte. Aber der schöpferische Geist war in dem armen Judenjüngling lebendig geworden. Der Lehrer hatte den Holzhändler auf das außerordentliche Talent seines Schützlings aufmerksam gemacht und dieser war einsichtsvoll und klug genug sich für die Ausbildung Abrahams zu entscheiden. Er brachte ihn zum Direktor der Akademie der bildenden Künste, und dieser erklärte sich sofort bereit, ihn aufzunehmen. Aber daheim im Walde gab es argen Widerspruch. Friedsohn Vater und Friedsohn Sohn waren ganz außer sich über diese Eröffnungen. Ihr Awromele sollte nun weder Rabbiner, noch Waldschreiber werden, sondern Maler . . . welches Unglück! Maler!

„Hat man so was je gehört? A jüdisch Kind und — Maler. Was is Maler?“

Ja was ist ein Maler?

Ein Künstler! Ja, was ist ein Künstler? Wer sollte ihnen das begreiflich machen?

Ein Maler!? Ein Künstler!?

Friedsohn der Ältere war ins Grab gesunken, ohne es begriffen zu haben und Friedsohn der Jüngere hat wohl auch niemals das rechte Verständnis dafür gewonnen, selbst als sein Sohn schon ein sehr berühmter Mann war, und er verschiedene Bilder von ihm gesehen hatte.

Diese Bilder!

Diesen Schnee!

„Der Schnee liegt doch draußen auf dem Feld im Winter . . . und nu hängen sich ihn die Leut' ins

Zimmer ... meschugge! Awromele war schon immer ein närrisches Jüngel!" so ungefähr lautete das Raisonement seiner Eltern.

Die Auffassung der Waldschreibersleute aber hatte die Karriere Abraham Friedsohns nicht hemmen können. In geradezu fabelhafter Weise hatte diese sich vollzogen. Mit jenem Aufstieg, wie er nur ganz wenigen glückt, jenen wenigen, die zu den Auserwählten gehören. Friedsohn lenkte bald die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich. Nachdem er die Akademie beendet hatte, fand er Gönner, die ihm zu Studienreisen nach Paris und Italien verhalfen, und so kam der arme Waldschreiberssohn in die Welt. Die erhabenen Wunder der Kunst erfüllten seine Seele mit staunender Andacht. Er nahm die Herrlichkeit der Antike in sich auf wie eine heilige Verkündung, er schwelgte in der ergreifenden Schönheit mittelalterlicher Malereien und sein Geist wurde befruchtet von den künstlerischen Schöpfungen der modernen Zeit. Sein Horizont weitete sich, sein Blick wurde sicher und scharf; in allen Galerien und bekannten Bildersammlungen in den Ateliers berühmter Meister war er zu Haus. Er sah, er studierte, er lernte, er versuchte nach Art der Lernenden sich an den verschiedenartigsten Motiven, er sättigte sich mit Eindrücken, aber der urständige Boden seines Könnens war endlich doch die Heimat. Diese löste sein intimstes Empfinden aus, und was er dort erschaut, wurde seine große Kunst. Die galizischen Schneefelder der hohen Tatra, die Verträumtheit, die Einsamkeit, die Wunschlosigkeit, die Stille dieser Landschaften inspirierten ihn zu seinen ergreifendsten Werken.

Von seinen Wanderzügen kehrte er immer wieder nach dem Waldgebiet zurück, in dem sein Vaterhaus stand. Diese kleine Hütte, von der der Weg zu jener andern führte, wo die alten Leute wohnten, die ihn so sehr geliebt und um seine Jugend den Schimmer treu sorgender Zärtlichkeit gebreitet hatten. Unauslöschlich stand das in seinem Herzen, es tat ihm weh, daß er ihnen fremd geworden, ihnen und den Eltern. Sie hatten keinen Standpunkt zu dem Malersmann, seine

Bilder sahen sie mit scheuer Verlegenheit an, sie wußten nichts von ihrem Wert, sie erkannten ihre Notwendigkeit nicht an, und die Idee, daß er ein Künstler sei, erfüllte sie mit äußerstem Unbehagen und entfremdete sie ihm ganz. Unter Künstler verstanden sie einen Taschenspieler oder Bänkelsänger oder Seiltänzer; ein Goj! wie er die Märkte bezog und auch in ihre weltferne Gegend manchmal verschlagen wurde. Das Wort schon verletzte sie, und man mußte vollständig davon Abstand nehmen, ihnen seine Bedeutung klar zu machen. Selbst dem hochverehrten Vetter, dessen Wald sie trotzdem in unentwegter Treue ausroden halfen, gelang es nicht, sie zu überzeugen und zu überreden; sie grollten ihm wohl auch innerlich, und so war Abraham, wenn er sie aufsuchte, ihnen nur der Sohn, der Enkel, aber niemals der Künstler, als den ihn die Welt pries.

Aber merkwürdiger Weise, je ablehnender sie sich seiner Welt gegenüber verhielten, desto mehr klammerte er sich an die ihrige. Mit wahrer Inbrunst hing er an der Heimatserde und an den Heimatsbräuchen. Mit innigstem Ergriffensein nahm er teil an den religiösen Verrichtungen der Familie und obwohl er, erfüllt von dem starken Lebensdrang einer Künstlernatur, vieles abgestreift hatte von den formalen Manifestationen seines Glaubens, in seinem Innern lebte dieser fort, und nur der leisesten Berührung bedurfte es, um eine stille, heimliche Musik der Jugendzeit in ihm anklingen zu lassen. In einer solchen Stimmung hatte er einmal eine entfernte Verwandte seiner Mutter, ein junges, verwaistes Mädchen, daheim angetroffen. Er war von Paris gekommen, wo eine seiner Winterlandschaften auf der Ausstellung den ersten Preis bekommen hatte. Ueberall sprach man von dem jungen galizianischen Künstler und von dem undefinierbaren Reiz seines Bildes. Die Kunstkritik lobte einmütig den keuschen, schlichten, reinen und überzeugenden Ton des Gemäldes, ohne zu ahnen, daß es sein Persönlichstes war, was darin sich aussprach. Eine der ersten Kunsthandlungen erwarb das Bild, man bemühte sich um ihn, man feierte ihn und er, aus dem

Rausch des Erfolges, den überschwenglichen Erregungen jungen Ruhmes sich aufrüttelnd, reiste nach Hause, um den armen Waldschreibersleuten das Geld zu bringen, das er erworben, das Geld und seine Liebe. — Das Geld nahmen sie nicht an. Sie bestimmten es zur Aussteuer der verwaisten Cousine, die er bei ihnen antraf und die er schon wenige Wochen später zu seiner Braut machte. Er hatte das Interesse, das ihm die Seinigen versagten, gerade bei ihr gefunden, die mit staunenden Blicken ein Bild entstehen sah, das er dort malte. Und wie sie stets neben ihm war in banger, zagender Verständnislosigkeit erst, unter allmäligem Verstehen endlich, das hatte ihn gerührt und er hatte sie an sein Herz gezogen. Fast angstvoll und mißtrauisch waren seine Familienangehörigen, verschüchtert das junge liebliche Geschöpf, das er erkoren. Es war, als trauten sie ihm nicht recht, weil er so anders war als sie, weil er so anders lebte und ein Künstler war. Der Gedanke erschreckte sie, ein Künstler, kein Jude! Ob er es ihnen auch immer wieder versicherte und zu beweisen sich bemühte, er war ein „neimodischer“, ein moderner, kein „Jid“, und darum nach ihrer Meinung kein Jude.

Schmerzlich empfand er es, daß es ihm nicht gelingen wollte, diesen Vorurteilen zu begegnen; sie wurzelten zu tief in den Anschauungen und Lebensbedingungen dieser Menschen. Seine Zugehörigkeit zu ihnen gab ihm darum keine frischen, lebensspendenden Kräfte, erstarrt, verdorrt schien dort alles. Eine unendliche Bitterkeit quoll in seinem Herzen auf, aber er suchte ihrer Herr zu werden und diese Alten zu verstehen, da sie die Jugend nicht verstehen wollten, vielleicht nicht konnten. Und doch wie vieles nahm er von dieser Heimat hinaus in die große Welt! Die Erinnerungen an seine Kindheit, den Wald und nun die Gefährtin seines Lebens.

Seine Hochzeit wurde in aller Stille im großväterlichen Hause gefeiert. Nach altem Ritus wurde er getraut. Es war das letzte, was von diesen halb verklungenen Bräuchen in sein neues Leben hineinragte,

das Tiefste. Nie vergaß er, wie er unter der „Chuppe“ gestanden, neben ihm, züchtig verhüllt, das junge Geschöpf, das er zu seinem Weibe machte mit der Trauungsformel: „Haréh at mekadesches li“. Damit fiel der Vorhang über dem letzten Akt seines Jugendspieles: Heimat! Und das Leben draußen in all seiner Vielgestaltigkeit und seinen modernen Strömungen umfing ihn.

Er zeigte sich ihm gewachsen in seiner Kunst, in seinen Kämpfen und seinen Siegen. Diese machten ihn nicht mutlos, jene nicht stolz. Ein Mann, ein Künstler im höchsten Sinne gereifter, moderner Anschauungen war er geworden, aber in einem geheimen Schrein seiner Seele bewahrte er die Erinnerungen an seine Vergangenheit, wie geheiligte Reliquien: sein Judentum und seinen winterlichen Wald. Diesen malte, jenes betätigte er. Mit heißer Treue hing er an beiden, Wald und Judentum. In einem Waldviertel des Tatragebirges baute er sich ein Heim stiller Zurückgezogenheit von dem Weltentrubel und machte es zu einer Bildungsstätte für junge, arme, künstlerisch begabte Glaubensgenossen. Und er, ein ganz Moderner, in seiner Lebenshaltung und seiner Kunst, blieb ein alter Jude in seinem Herzen — die feine Linie — o, diese feine, seltsame, unverwischbare Linie!

II

Clärchen „Sehr nicht schön“ hieß sie in dem kleinen Kreise, in dem sie und die Mutter lebten, Abkömmlinge einer hochangesehenen, polnisch-jüdischen Familie, die im Laufe der Zeiten überall hin verstreut, keinen rechten Mittelpunkt mehr hatte und nur in der Tradition das Gefühl einstiger Bedeutung bewahrte. Natürlich war das nur ein Spitzname, denn in Wirklichkeit war Clärchen von feiner Art, und ihr reines, edles Profil verriet, daß sie guter Abstammung sei. Eine ihr unbewußte Vornehmheit und eine Würde, die bei dem kleinen Mädchen oft komisch wirkte, paßten eigentlich nicht recht zu den bescheidenen Verhältnissen, in denen sie lebte. Aber dieses seltsame Wesen Clärchens „Sehr nicht schön“ war

der Mutter höchster Stolz, denn sie hatte früher bessere Tage gesehen, war aus gutem Hause und hielt auch in ihren engen, kleinen Daseinsbedingungen immer ein gewisses Standesbewußtsein aufrecht, das ihr als Witwe eines Gymnasiallehrers zukam. Clärchen war ihr Abgott und ihre Hoffnung, und ihr widmete sie ihr ganzes Sein und beschäftigte sich nur mit ihr. Besonders entzückt war das Kind, wenn die Mutter Geschichten erzählte, solche aus der Vergangenheit, die sich mit markanten Erscheinungen aus der Familie beschäftigten. Solche waren die Tanten Gitel und Pessel. Diese war stolz, reich und streng, die andere gütig und mild. Die eine soll klug und beinahe gelehrt gewesen sein, denn sie konnte schreiben und lesen und war einer unverbürgten Mär zufolge sogar einmal nach Wien gereist, um dort die Aerzte zu konsultieren. Das war in jenen Zeitläuften noch nicht so allgemein üblich wie jetzt, weil man die weite Fahrt von Pinsk nach Wien mit der Postkutsche machen mußte. Auch bot die rituelle Verpflegung unterwegs große Schwierigkeiten. Tante Gitel fuhr aber trotzdem nach Wien; für ihre Gesundheit war ihr eben nichts zu teuer und zu schwer. Da sie glücklicherweise das Geld und die Energie besaß, so holte sie den Rat berühmter Professoren über ihren Gesundheitszustand dort ein. Ob sie infolgedessen neunzig Jahre alt wurde, hat die Familienchronik nicht festgestellt. Da aber eine ebenso erfreuliche, wie respektable Altershöhe auch den übrigen Familienmitgliedern gegönnt war, so kann man jedenfalls nicht behaupten, daß es dieser Reise allein zu danken war, daß Tante Gitel so hoch zu Jahren kam. Von allen übrigen der großen, weitverzweigten Familie war kaum jemand über die engen Grenzen ihrer meist sehr engen Wohnorte herausgekommen.

Die Tante Gitel, welche von Pinsk nach Wien fuhr, gewann daher eine fast legendäre Berühmtheit für den Verwandschaftskreis. Mit höchstem Staunen soll aber Tante Pessel von der Wunderfahrt ihrer ältesten Schwester gehört haben, ihr ganzes Leben hin-

durch soll die Reise von Pinsk nach Wien sie mit andächtigen Schauern erfüllt haben; wie etwa die Wallfahrten frommer Pilger in das gelobte Land, oder die Entdeckungsreisen kühner Forscher der aufhorchenden Welt als das Unglaubliche erscheinen. Für Pessele war Gitele glattweg ein Wunder, und sie soll sie stets mit einer an Ehrfurcht grenzenden Scheu betrachtet haben. Es kam dazu, daß außer dem großen Altersunterschied von 20 Jahren — 12 Geschwister standen zwischen beiden — Gitele groß und stark, Pessele dagegen klein und schwächlich war. Die ältere Schwester war bei der Geburt der jüngeren schon vier Jahre verheiratet und selbst bereits Mutter eines zweijährigen Knaben. Das Alles war dazu angetan, die Distanz zwischen den beiden so völlig ungleichartigen Schwestern ins Ungemessene zu erweitern, und einer Ueberlieferung zufolge, hätte das schwächliche Pessele nur demütig und verschüchtert mit der imposanten Gitele verkehrt, sie hätte nicht gewagt, sich in ihrer Gegenwart niederzusetzen. So etwas wie die Märchen vom Aschenbrödel und ihren stolzen Schwestern, oder von der Goldmarie und Pechmarie, klang aus den Erzählungen von „Gitele und Pessele".

Mit glühenden Wangen und leuchtenden Augen lauschte Clärchen auf diese Geschichten und in ihrem Kinderherzen keimten tausend treue, liebevolle Empfindungen für die Tante Pessel, während Tante Gitel ihr kein zärtliches, verwandschaftliches Gefühl abgewann. Zu- und Abneigung steigerten sich aber zu bedenklicher Höhe, als sie einmal die Geschichte von der Hochzeit hörte, zu der beide Schwestern eingeladen waren. Pessele war damals 12 Jahre alt und man trug sich in der Familie sicherlich schon mit Heiratsgedanken für sie. Sie hatte ihr erstes seidenes Kleid bekommen; himmelblau war es, mit feinen Silberborten verziert. Die schwarzen Haare umwallten in dichtem Lockengewirr das blasse, schmale Gesichtchen, und vor lauter Aufregung über das große Ereignis vermochte sie sich auf ihren kleinen, schwachen Füßchen kaum aufrecht zu halten.

Diese stacken in goldenen Pantöffelchen mit hohen Hacken. Alle diese Toilettenwunder hatte Giteles Mann, ein reicher Kaufmann aus Warschau, für die kleine Schwägerin mitgebracht. Als sie in das Zimmer traten, wo die Hochzeitsgäste versammelt waren, hielt sie sich dicht neben ihrer hochgewachsenen, kostbar gekleideten Schwester, die wie eine Fürstin, mit erhobenem Haupte und gebieterischen Mienen, einherschritt; und damals war sie noch garnicht von Pinsk nach Wien gereist. Aber daß sie einmal etwas Unerhörtes vollbringen würde, daß war dem kleinen Pessele Gewißheit. Aengstlich klammerte sie sich mit ihren Händchen an die steife Falten des Brokatkleides, welches ihre Schwester trug und das mit Spitzen reich garniert war. Kostbare Brillanten prangten in den Ohren und ein Gehänge von herrlichen Edelsteinen ruhte auf dem Busen, während das Haupt mit der siebenreihigen Perlenbinde bedeckt war, die das Häubchen umgab, unter dem das Haar der verheirateten jüdischen Frauen zu jenen Zeiten vollständig verschwand. Beinahe ebenso verschwand das zarte Pessele hinter ihrer imposanten Schwester. Die Großmutter der Braut holte das verängstigte Kind aus den Rockfalten Giteles fast gewaltsam hervor, als man in das Nebengemach schritt, wo die Frauen versammelt waren, um der Ceremonie des Haarabschneidens beizuwohnen, der die Braut sich vor der Trauung zu unterziehen hatte. Diese war ein hübsches Mädchen mit rötlich-braunem üppigen Gelock, das über der Stirn sich widerspenstig aufbäumte. Mit gleichgültigen Mienen standen die Frauen und Mädchen umher, als unter der Scheere, der schwere, wunderhübsche Haarschmuck fiel. Klick-klack, klick-klack, . . . wie ein Jammerlaut klang es beinahe, aber niemand achtete darauf. So war es ihnen allen ergangen, den verheirateten Frauen, so würde es ihnen allen ergehen, den jungen Mädchen, und diese Sitte gab ihnen einen Zug der Gemeinsamkeit. Nicht jung sahen diese Frauen aus und nicht alt, waren es auch eigentlich nicht, denn es gab Großmütter unter ihnen, die kaum die Mitte der Dreißig erreicht hatten und Mütter von 16—18

Jahren. Und die Jugend, fast noch im Kindesalter wie Pessele, harrte gleichmütig, kaum mit etwas Neugier, des Moments, wo auch sie dieser Zier beraubt, einem Mann vermählt würden. Irgend einem! Einem, den sie unter dem Trauhimmel zum ersten Male sahen, den die Eltern, die Freundschaft und Verwandschaft und vor allem der „Schadchen" für sie ausgewählt hatten. Niemand dachte daran, wie merkwürdig das eigentlich sei, was Clärchen, als sie davon hörte, für geradezu schrecklich und abscheulich erklärte. „Bräuche des Orients" beruhigte sie ihre Mutter, „du darfst die Leute deshalb nicht geringachten, mein Kind, andere Zeiten, andere Sitten", aber das leuchtete ihr nicht ein und sie verlangte dringend zu hören, was denn die Tante Gitel und die Tante Pessel dazu gesagt hatten.

„Gar nichts mein Kind", sagte die Mutter ausweichend.

„Doch, Mutter, Du weißt es", drängte Clärchen, „bitte, bitte sage es mir . . ."

Das junge Mädchen quälte so lange, bis die Mutter sich dazu entschloß, zu berichten, daß, als die letzte Locke fiel, die Tante Gitel mit ruhiger, fester Stimme: „Omén" gerufen habe, während die Tante Pessel mit einem lauten Aufschrei ohnmächtig zusammengebrochen war. Als sie wieder zu sich kam, war die Trauung vorüber und man führte sie zu der jungen Frau, die sie mit dem veränderten Kopfschmuck zuerst gar nicht wieder erkannte. Lange sah sie sie an, und als die hinzutretende Schwester sie fragte: „Wie gefällt Dir Rebeckchen?" da rief sie mit einer bei ihr ganz ungewohnten Energie: „Sehr nicht schön!" . . . Aber schon hatte die erzürnte Schwester ihr einen heftigen Schlag ins Gesicht gegeben, und mit einem erschütternden Schmerzensschrei sank sie zusammen, und während das Blut ihr aus der Nase schoß und rot quellend sich über das himmelblaue Seidenkleid mit den Silberborten ergoß, bis hinab zu den kleinen, goldenen Pantöffelchen, murmelte sie immer wieder, wie in Abscheu erschauernd: „Sehr nicht schön . . . sehr nicht schön!" So verlief

das erste Fest, daß das arme Pessele mitmachte. Eine langwierige Krankheit schloß sich daran. Tante Gitele war in der Zwischenzeit von Pinsk nach Wien gefahren. Als Pessele genesen war, erzählte man ihr von dieser großen Reise. Was ihrer Krankheit voranging, war ihrem Gedächtnis glücklicherweise entschwunden. Sie war eitel Liebe, Güte und Bescheidenheit gegen alle Menschen. Niemals kam ein unschönes, unfreundliches Wort über ihre Lippen, und alles, was sie zu verneinen, oder abfällig zu beurteilen genötigt war, brachte sie in umschreibender Form vor, ihr ganzes späteres Leben lang. Der Ausruf: „Sehr nicht schön!“ war ihr als einzige Erinnerung aus jener Schreckensstunde geblieben. Sie sagte nie, jemand sei häßlich, sie bezeichnete solche Personen nur als: „Sehr nicht schön!“ Und so weich, gewissermaßen wie um Entschuldigung bittend, klang das, als erzählte sie eine lange Geschichte, von abgeschnittenen Locken, Verunstaltungen und Schönheitsfehlern, für die diese armen, unglücklichen, davon Betroffenen nichts konnten; jene Häßlichen, die in ihren Augen nur „sehr nicht schön“ waren. So wurde für sie ein dummer Mensch ein „sehr nicht kluger“, ein schlechter, ein „sehr nicht guter“. Alles erschien gemildert in ihrem Urteil, jeder Rauheit und Härte entkleidet.

In höchster Erregung war Clärchen dieser Erzählung gefolgt. Ihre Augen schimmerten in Tränen, sie ballte die Fäuste über Tante Gitel und schmiegte sich innig und zärtlich an die Mutter, als diese von Pessel sprach, als wollte sie ihrer Liebe und Bewunderung für diese damit Ausdruck geben. „Wieso weißt Du das alles, Mama?“ fragte sie dann hastig. „Ist das alles wahr? Oder ist's ein Märchen, wie Du sie mir früher oft erzähltest, von guten und bösen Geistern, von Hexen und Feen, von fleißigen und faulen Kindern, von glücklichen und unglücklichen Menschen? . . . „Die Mutter hatte Mühe das aufgeregte Mädchen zu beruhigen.“ Es ist kein Märchen, was ich Dir erzähle, in unserer Familie spielte die Geschichte in längst vergangenen Tagen. Die Tanten, von denen Du ja schon

sprechen gehört, sind die Schwestern meiner Großmutter "Golde", deren Namen Du trägst, . . . mein Goldchen, mein Clärchen!" Sie sah die Mutter mit erstaunten Blicken an. „Warum nennt man mich nicht „Golde", wenn ich so heiße?" fragte sie dann plötzlich.

„Weil in unserer Zeit Namen wie Golde, Pessele oder Gitele nicht mehr gebräuchlich sind."

Clärchen blickte nachdenklich vor sich hin, als durcherlebte sie diese ganzen Vorgänge in ihrem Innern; man heißt anders heutzutage — und gibt es überhaupt noch Tanten wie Gitele und Pessele? Und wie war ihre Urgroßmutter, nach der man sie benannte?

„Glich meine Urgroßmutter der Gitele oder Pessele?"

„Sie war klug wie Gitele und gut wie Pessele!"

Da umschlang sie die Mutter, und in leidenschaftlichem Zorn rief sie: „Ich mag aber diese Tante Gitele nicht, auch wenn sie klug war, sie war doch garstig und häß . . . !" sie stockte, die Stimme senkte sich und bekam einen Klang, wie in unterdrücktem Weinen: „sie war wirklich sehr nicht schön!"

Aus dem kleinen Mädchen, das so energisch einst seiner Entrüstung Ausdruck gegeben hatte, war eine kluge, gute Frau geworden. Der Stolz und die höchste Freude ihres Gatten, Eduard Heilmann, eines angesehenen, begüterten Kaufmanns. Die abgöttische Verehrung und Zärtlichkeit ihrer Kinder verschönte und beglückte ihr Leben, und in einem warmen Eckchen saß die alte Mutter, umgeben von einer freudigen schönen Kindesliebe und einer an Demut grenzenden Ehrfurcht ihrer Umgebung. Ihre Tochter lauschte ihren weisen Worten, wie als Kind ihren Märchen, und als heranwachsendes Mädchen ihren Erzählungen aus der Familienchronik. Und als eine Autorität in allen Sachen des Gefühls, der Gerechtigkeit und Erfahrung galt Großmutter dem anmutenden Familienkreis, so gewissermaßen die Verkörperung einer sittlichen Weltanschauung. Der Schwiegersohn, ein tüchtiger, lebenskluger Mann, fand, trotzdem er in seinem Geschäft, wie von vielen gemeinnützigen Angelegenheiten sehr in Anspruch genommen war, immer ein Stünd-

Zeit zu einem klugen Gespräch mit der Schwiegermutter. Er berichtete ihr über die Ereignisse der Politik, des öffentlichen Lebens und der verschiedenen Vorkommnisse des Allgemeininteresses, das Wissenswerteste und hörte gern ihre Ansichten darüber, ebenso, wie er manchmal ihren Rat in geschäftlichen Dingen einzog. Denn schienen ihre Anschauungen auch in einer Zeit zu wurzeln, die ihm fremd war, so klang aus ihnen doch stets etwas an von Eindrücken, die sie gereift und geläutert hatten und in reichen Erfahrungen, sowie aus schweren Kämpfen und manchen Enttäuschungen, sich in ihr zu anmutiger Seelenheiterkeit durchgerungen hatten. Was die Schwiegermutter sagte, gab zu Nachdenklichkeit und Ueberlegung vielfache Anregung, selbst wenn es in die moderne Zeit sich nicht mehr ganz einfügen ließ. Die Enkelkinder gar sahen in Großmutti den Helfer in allen Nöten. Wo etwas nicht klappte, wurde sie in erster Reihe interpelliert und jedes Erlebnis dieser jungen Geschöpfe wurde ihr zu allererst anvertraut. Da galt es immer etwas auszugleichen unter den Geschwistern, deren kleine Streitigkeiten und Eifersüchteleien von ihr entschieden und beigelegt wurden. Auch die Geheimnisse, die Papa und Mama vorsichtig beigebracht werden mußten, erst aus der Kinderstube, dann aus der Schule, wurden durch Großmutti vermittelt . . . kleine Wünsche, kleine Sünden . . . Bunte Bänder und neue Hüte . . . zerbrochenes Spielzeug und schlechte Zensuren, Tanzstundenerlebnisse und Taschengeldsorgen . . . für alles hatte sie das rechte Verständnis, guten Rat und treue Hilfsbereitschaft.

Ihr Zimmer war immer der Sammelpunkt der Kinder des Hauses. War es nicht Franz, dann war es Annchen oder Frieda oder Tilli, jedenfalls aber Kurt und Erich, die man dort finden konnte, jeder mit einer äußerst wichtigen Frage oder vertraulichen Mitteilung sie für sich in Anspruch nehmend. Und all dies liebe, schöne Leben hatte seinen Ursprung in Clärchen „Sehr nicht schön“, der glücklichen und beglückten Tochter, Gattin und Mutter dieses Kreises. Sie war aber auch allen den

ernsten Pflichten, welche diese köstlichen Rechte mit sich brachten, durchaus gewachsen. Mit größter Umsicht und höchstem Verantwortlichkeitsgefühl leitete sie ihr Haus, und die vielfältigen Obliegenheiten, die sowohl die repräsentativen und wirtschaftlichen Pflichten, sowie die Erziehung der Kinder mit sich brachten, sahen sie stets auf dem Posten. Dabei war sie von geistiger Regsamkeit, interessierte sich für alle Fragen des modernen Lebens und legte Wert darauf, in diesem Geiste ihre Umgebung zu beeinflussen. Selbst bis zu Großmutters behaglichem Altenwinkel hatte sich diese neue Zeit geschlichen mit ihren gewaltigen Evolutionen auf sozialem und ethischem Gebiete. Eduard Heilmanns Haus stand ganz unter der Einwirkung neuer Werte. Natürlich konnte dies nicht ohne Einfluß auf das religiöse Leben, beinahe schon auf das religiöse Bekenntnis bleiben. Die Kinder wußten wohl, daß sie als Juden geboren waren, aber nichts erinnerte sie daran.

Ihr Elternhaus unterschied sich in nichts von denen ihrer christlichen Gefährten und Jugendgespielen. Die gleiche Zeiteinteilung, die gleiche Erholung. Die Sonntage waren ihre Sonntage und die Feiertage waren ihre Feiertage. Es gab keine religiösen Ausnahmetage und keine religiösen Ausnahmegesetze in diesem Familienkreis, nur der moralische Inhalt einer Weltreligion der Humanität erfüllte ihn. Ob die Großmutter dieses gänzliche Abstreifen alles jüdischen Seins und Wesens nicht schmerzlich empfand, erfuhr niemand. Sie hatte sich dareingefunden, und soviel Edles und Schönes wuchs um sie herum, strebte empor in segensreichem Gedeihen, daß sie es nicht vermocht hätte, die Formen höher zu bewerten als den Inhalt.

Ihre Tochter hatte sich einmal, nur einmal mit ihr darüber ausgesprochen, so ernst, so tief, so überzeugend, daß sie sich widerspruchslos den neuen Anschauungen anbequemte. Damals war es, als Eduard Heilmann, der reiche, vortreffliche Mann, um Clärchen warb. Er hatte das junge Mädchen in einer Familie, wo es unterrichtete, kennen gelernt und sich für seine feine Eigenart interessiert. Clärchen hatte, nachdem sie ihr Lehrerinnen-

examen gemacht, durch Unterricht den kleinen Haushalt der Mutter mit erhalten helfen. Verklungen waren die Erzählungen aus der Familienchronik in den Sorgen des Alltags. Nur die Tanten Gitel und Pessel tauchten in ihren Erinnerungen auf, wie das gute und böse Prinzip des Lebens. Und als dann das schier unglaubliche Glück ihr zufiel, von einem der besten und angesehensten Männer zur Lebensgefährtin erwählt zu werden, da hatte sie auf seine Frage, ob es ihr schwer werden würde, sich den Anforderungen einer neuen Zeit zu fügen, ihr, die aus einer alten, in der Tradition erhaltenen Judenfamilie stamme, erwidert: Sie werde sein, wie er es wünsche und sie werde sein Haus führen in seinem Sinne und sie fühle, daß ihr dies nicht schwer werden würde, denn was in ihr bisher gelebt, gehöre der Vergangenheit an, mit der sie nur die Liebe zu ihrer Mutter verknüpfe; was aber jetzt in ihrer Seele sich rege, seit er sie erkoren und sein Vertrauen ihr geschenkt, sei ihre Zukunft . . . ihr eigenes Leben und das seine! Er hatte sie darauf an sich gezogen und einfach gesagt: „so bist Du mein und Deine Mutter bleibt bei Dir, bei uns.“ Diese war sehr ergriffen, als ihre Tochter ihr von dieser Unterredung Mitteilung machte. Aber sie fühlte, daß sie kein Recht und keinen Grund hatte, etwas dagegen zu sagen. Nur ganz schüchtern fragte sie: „und wirst Du glücklich werden in diesen so ganz veränderten Verhältnissen?“

Da hob ein tiefer Atemzug ihre Brust und mit einem jauchzenden Laut und fast prophetischer Stimme rief sie: „Ja, Mutter! Ja! Es zieht mich, Mutter, in dieses neue Erdreich, in das ich Dich mit verpflanzen werde. Es zieht mich fort aus der Welt, in der die Tanten Giteles gediehen! Gediehen alle diese Vorurteile, diese Härten, dieser Hochmut, dieser . . . ja, dieser Fanatismus! Durch nichts gemildert, durch nichts geläutert . . .“ Sie hatte sich in eine leidenschaftliche Erregung hineingeredet. Sanft streichelte die Mutter ihr Antlitz und sich zu ihr neigend sprach sie leise: „Und die Tanten Pesseles, mein Clärchen, die Tanten Pesseles . . .“ „Die, ja die . . .“ und die Mutter umschlingend rief sie

aus: „Die wollen wir mit hinübernehmen in unser neues Leben!“

So geschah es. In diese reiche, vornehme, moderne Welt, die sie ganz abseits führte von ihrer bisherigen Existenz mit ihren beschränkten Lebensgewohnheiten, begleiteten sie die Erinnerungen an Pessel Sehrnichtschön. Und je mehr sie sich entwickelte, je stärker, freier, bewußter sie wurde, je klarer und köstlicher sie ihr Glück empfand, desto tiefer wurde sie sich der Nachsicht und Milde bewußt, die in dem beschönigenden, verzeihenden: „Sehr nicht schön“ der Tante Pessel ruhten.

Das Haus Eduard Heilmanns galt als ein Mittelpunkt fein durchgeistigter Geselligkeit. Es galt als ein Vorzug, zu den Freunden des Hauses zu gehören und dort eingeführt zu sein. Tüchtig und hochbegabt wuchsen die Söhne heran, klug und liebenswürdig die Töchter. Die Heiterkeit einer gefestigten, distinguierten, harmonischen Lebensführung durchleuchtete diese Häuslichkeit und machte sie zu einer Stätte des Behagens und der Anregung für alle, die dort verkehrten. Neben dem Ernste blühte der Frohsinn, neben zielbewußter Arbeit die Erholung festlicher Stunden, neben lebhaftem Meinungsaustausch über die großen Fragen der Zeit das anmutende Geplauder über literarische und künstlerische Dinge. Es war ein Genuß und eine Freude, das Tun und Treiben dieses Kreises zu beobachten, besonders für den, der wie ich die tieferen Zusammenhänge dieses prächtigen Familienlebens zu erkennen vermochte. Der Reichtum, den ein kluger, energischer Mann mehrte in überlegener Kenntnis der geweiteten Handelsinteressen unserer Zeit, der sich damit auch eine hervorragende soziale Stellung geschaffen, die Vornehmheit und edle Weiblichkeit einer Frau, die sich den großen Verhältnissen mit feinem Verständnis angepaßt, die Kinder in körperlicher und geistiger Gesundheit, erfüllt von schönem Lebensdrang . . . das gab eine Einheit von vollster Uebereinstimmung. Nur daß sie so abseits standen, so völlig entfremdet schienen allen Interessen unseres Glaubens, daß sich so garnichts kundgab, was an eine Zusammengehörigkeit mit unserer Religionsgenossenschaft

erinnerte, das erfüllte mich oft mit Betrübnis, und ich bedauerte, daß diese herrlichen Menschen dem Judentum so fremd geworden. Eduard Heilmann liebte es nicht, daran erinnert zu werden und wollte in seinen humanitären Betätigungen nie von konfessionellen Bevorrechtigungen — er nannte es Vorurteile — etwas hören. Die Kinder kannten diese Unterscheidungen überhaupt nicht und die Mutter . . . ja die Mutter? Wo hatte Clärchen „Sehr nicht schön" die Erinnerungen verborgen an das jüdische Leben ihrer Kindheit, ihre Mädchenzeit? Wohin waren die Tanten der Familienchronik verbannt?

Ihre Mutter gab in einer vertraulichen Stunde mir darüber Aufklärung. Sie hatte einmal, einige Jahre nach der Verheiratung ihrer Tochter, in einer jener behaglichen Abendstunden, die den Schwiegersohn und die Tochter zu freundlichem Geplauder bei ihr vereinte, erzählt, wieso Clärchen einst den Spitznamen „Sehr nicht schön" erhielt und wie dieser bis zu einer Tante zurückführe, die wohl längst vergessen wäre, wenn sich an ihr Gedächtnis nicht diese kleine Geschichte knüpfte. Und merkwürdig, der Schwiegersohn, der sonst so empfänglich und liebevoll entgegenkommend für alles war, was sie erzählte, hatte mit großer Bestimmtheit gesagt, er bäte sie dringend, vor niemanden und ganz besonders vor den Kindern etwas von jenem Beinamen und seinem Ursprung laut werden zu lassen. Solche Bezeichnungen heften sich wie unauslöschliche Merkmale den Personen an, sie geben zu allerhand Mißdeutungen, Auslegungen, Mythenbildungen Veranlassung, reizen die Phantasie der Kindesseele und haften so fest, daß sie die Träger solcher Spitznamen endlich der Lächerlichkeit preisgeben. So hold und lieb der Name Clärchen ihm klinge, der Beiname „Sehr nicht schön" verursache ihm direktes Unbehagen. Es passe nicht zu seiner Lebenshaltung, es entspräche nicht seinen Anschauungen. Dieser Nebenbegriff, der stets eine verwunderte Frage und eine lange, allzu naive Aufklärung nach sich ziehen würde, sei so gar nicht geeignet für den weiten Rahmen, in den er die köstliche Gestalt seiner Hausfrau fassen möchte. Weit und prangend! Und nur sie, Clärchen

Heilmann! Eduard Heilmanns Gattin, die Mutter seiner Kinder.

Ob sie ihn verstände? Und ob sie ihm verzeihe, daß er, der alles aus der Jugendzeit seiner Frau mit dankbarer Liebe mit hinübernehme in ihr gemeinsames Leben, diesen Spitznamen nicht möge? . . . Die Mutter machte einen schwachen Versuch, diesen doch eigentlich harmlos-scherzhaften Beinamen zu verteidigen und ihn als eine Glorifikation ihrer Kindesseele und als den Grundzug ihres Wesens hinzustellen, er aber beharrte darauf und sagte: „Um Wesen, Eigenart und Grundsätze seiner Frau zu erkennen, bedürfe es keines Beinamens, der ihm wenig geschmackvoll erscheine. Wer sie nicht verstände ohne aufklärende Bezeichnung, der sei dessen nicht wert und so wenig konventionell er im allgemeinen sei, so gäbe es doch Rücksichten, deren man sich nicht entäußern dürfe. Um der Pflichten willen, die seine gesellschaftliche Position mit sich bringe, müsse man unter Umständen auch auf jene Intimitäten und innigen Zutraulichkeiten verzichten können, die vielleicht dem Herzen wohltun, aber der Haltung nicht entsprächen, die man sich und andern schuldig sei. Noblesse oblige . . ." Diesem Gebote der guten Gesellschaft fiel Clärchen „Sehr nicht schön" zum Opfer. Das heißt, durchaus nicht Clärchen, aber ihr eigentümlicher Beiname. Aber seltsam, so ganz sie ihn äußerlich abgelegt hatte, so völlig er der Vergessenheit anheimfiel und nur, wie eine längst verklungene Sage aus der Kinderzeit ihrer jetzt so stolzen Tochter — im besten Sinne stolz — im Herzen der alten Mutter manchmal wiedererwachte, desto mehr prägten sich ihrem Innenleben die Merkmale auf, die ihr ihn erworben hatten. Unendliche Nachsicht, Güte und ein tiefstes Mitleid mit der Kreatur. Und das machte Clärchen Heilmann zu einer so außerordentlichen Erscheinung. Je mehr sie in die großen Aufgaben hineinwuchs, die das Leben ihr stellte, je reservierter und scheinbar kälter sie wurde, desto heißer und intensiver loderte in ihrer Seele das Gefühl jenes großen Mitleids, das nur einen Ausklang hat: alles zu verstehen und alles zu verzeihen. Wie sie sich

ganz dessen bewußt war, was sie ihrem Gatten einstens versprochen und was er, der sie zu so bevorzugter Lebensstellung erhoben, von ihr zu verlangen hatte, so wahrte sie sich doch in tiefstem Herzensgrunde das, was sie sich selbst zu erhalten berechtigt schien. So schritt sie, eine Frau von höchster Vornehmheit und Würde, durch ihre Welt, ohne daß jemals ein hartes Wort, eine rauhe Geberde, ein herbes Urteil ihre Nebenmenschen getroffen hätte, jemals Neid, Bosheit, Kleinlichkeit ihr Empfinden gestreift, jemals eine schroffe Zurückweisung jemanden verletzt hätte. Ihr Ohr war feinhörig für die geheimen Schmerzenslaute anderer, ihr Auge hellsehend für fremdes Leid. Und so vieles, was ihr fremd war an den Menschen, fremder wurde, je mehr sie sich vervollkommnete, wurde für sie Gegenstand der Duldung und nachsichtiger Beschönigung. Das Häßliche blieb für sie sehr nicht schön . . . wenn auch der Inhalt dieses Ausrufs nie wieder Klangfarbe gewann. Frau Clärchen Heilmann galt als eine Frau, klar und klug in allen Aeußerungen jener Weltmoral, die, in den Errungenschaften einer alten Kultur wurzelnd, dem modernen Leben sich anpaßte. So war sie als Tochter, so war sie als Gattin und Mutter, so war sie in ihren vielfachen Beziehungen zur Welt . . . modern.

Ich aber erkannte in ihrer Persönlichkeit die feine Linie, die von der Tante Pessel hinüberführt in das Leben moderner Menschen, die immer alte Juden bleiben.

III.

Ferdinand Veit hatte Anfangs der Siebziger Jahre in Leipzig sein Doktorexamen bestanden und mit seiner Dissertationsschrift über „Die Nach-Goethesche Literatur“ die Aufmerksamkeit weiter gelehrter Kreise auf sich gelenkt. Er selbst war sich des Wertes seiner Arbeit gar nicht bewußt, denn er war ein stiller, in sich gekehrter Mensch, der einen fast schüchternen Eindruck machte. Er erschrak daher beinahe, als er eines Morgens den Brief eines

Verlegers erhielt, der ihm anbot, die Redaktion einer Zeitschrift zu übernehmen, die er im Zeichen der neuen Zeit des wieder aufgerichteten Deutschen Reiches zu gründen beabsichtigte. Veit sollte in erster Reihe den literarischen Teil leiten und über die Neuerscheinungen schreiben; seine Uebersiedelung von Leipzig nach Berlin wäre eine der Bedingungen des Vertrages, den er ihm zur Unterschrift vorlege. Das Schreiben enthielt außerdem noch einige anerkennende Worte über seine Arbeit, die gewissermaßen als Paradigma der neuen Zeitschrift anzusehen wäre und im ersten Hefte zum Abdruck gelangen sollte. Die Anregung zu dieser Zeitschrift wäre von Professor Henzen erfolgt, der als Herausgeber figurieren würde und die Aufmerksamkeit des Verlegers auf ihn gelenkt hätte. Auf ihn . . . Ferdinand Veit! — Auf ihn! Er versuchte den Brief nochmals zu lesen, aber das Papier zitterte in seinen Händen, und vor den Augen flimmerte es in großen, farbigen Kreisen, blau, rot, grün und führte ein buntes Ringelspiel tanzender Buchstaben vor ihm auf. Mühselig suchte er zu entziffern, was das Schreiben enthielt, das er soeben gelesen hatte und das er doch nicht gelesen zu haben glaubte oder doch nicht verstanden. Ein wirres Trugbild seiner Phantasie äffte ihn wohl nur, aber einer Phantasie, die er eigentlich gar nicht besaß, einer Phantasie, die nimmer zu so hohem Flug sich aufgeschwungen hätte, die nicht etwas hervorzaubern konnte, wohin niemals ein kühner Gedanke, ja nur ein köstlicher Traum ihn zu führen versucht. . . . Doch, aus dem Buchstabenwirrsal formten sich Worte, zwei Namen, zuerst der des Verlegers dann der des Herausgebers. Mit bebender Stimme sprach er sie vor sich hin, dann wiederholte er sie laut, andachtsvoll. Beide waren ihm bekannt.

Das Verlagshaus, eine der ersten, angesehensten Firmen des deutschen Buchhandels, der Herausgeber, einer der hervorragendsten jüngeren Gelehrten, eine Autorität auf dem Gebiete moderner Literatur. Und an ihn, an Ferdinand Veit, hatten diese beiden sich gewendet, An den unbekannten, armseligen Studenten, an den An-

fänger, den einsamen, stillen, verschüchterten Menschen. Er fühlte, wie das Blut ihm heiß zu Kopfe stieg und mit hastiger Bewegung fuhr er sich über Augen und Wangen, als wollte er die Röte der Verlegenheit von seinem Antlitz wischen, denn wie in unbeholfener Verschüchterung stand er vor diesem Rätsel. Als hätte die Handbewegung ihn aufgeschreckt und wieder zu sich selbst gebracht, richtete er sich empor und sagte plötzlich ganz laut: „An Dr. Ferdinand Veit ist dieser Brief gerichtet, an Dr. phil. Ferdinand Veit!“ Und als ob er durch diesen Anruf seine Fassung wiedergefunden, las er jetzt in vollster Bedächtigkeit den Brief ruhig und überlegend durch und mit einem Lächeln, das mehr Demut als Stolz verriet, murmelte er leise vor sich hin: „Also, ich . . . ich bin wer? Ich habe etwas geleistet? Man vertraut mir?“ Er sprang in toller, knabenhafter Freude im Zimmer umher, das erste Mal in seinem Leben vielleicht übermütig. Aber bald legten sich die Wogen dieses ausgelassenen Jubels, er barg sein Gesicht in den Händen, und heiße Tränen entströmten seinen Augen. Und dann ging sein Blick suchend umher und haftete auf dem Schubfach einer alten, wackligen Kommode. Hastig sprang er auf, zog die Lade heraus und wühlte mit nervösen Händen darin umher, bis er ein kleines, ergrautes Sammetbeutelchen daraus hervorzog. Er riß es auf und hielt in seinen Händen ein paar — Teffillin! Seit seiner Knabenzeit hatte er sie nicht wieder berührt, seit damals, als er nach seiner Barmizwoh hinauszog in die Welt, ein armer Jüngling, ein Suchender . . . ein Kämpfender. Darüber waren die Gebräuche der Heimat, die Uebungen des Glaubens ihm verloren gegangen und jetzt in dieser Stunde des Glückes waren die Erinnerungen daran über ihn gekommen, umflatterten und umschwirrten ihn wie zarte, weiße Tauben, zogen durch seine Seele wie Frühlingshauch und mit fester Hand heftete er die Teffillin zwischen seine Stirn, umgürtete den entblößten Arm mit dem schmalen Riemen und sprach mit erhobener Stimme: „Schema Jisroel . . . ! Adonai Elohenu. Adonai echod!“

* *
*

Als er einige Stunden später vor dem Chef des Verlagshauses stand, folgte er mit Selbstbewußtsein und Würde den Worten des Verlegers, der ihm über Tendenz und Ziele der neuen Zeitschrift seine Ansichten entwickelte. Mit gespannter Aufmerksamkeit hörte er zu und die kurzen, präzisen Einwürfe, die er machte, ließen den Unternehmer leicht erkennen, daß er sich an den richtigen gewandt und sich einem Manne gegenübersah, der trotz seiner Jugend doch volles Vertrauen verdiene und ernst und überlegt auf seine Pläne einzugehen wußte. Nichts von der Schüchternheit und Unsicherheit, die ihn bisher ungewandt und ängstlich hatte erscheinen lassen, haftete ihm an. Ruhig und gelassen brachte er seine Erwägungen vor, und weder die Persönlichkeit des Verlegers noch die Großartigkeit des Geschäftsbetriebes brachten ihn aus der Fassung. Besonders wohlgefällig nahm der Buchhändler seinen Plan auf, in der neuen Zeitschrift die patriotische Begeisterung anklingen zu lassen, die noch in allen deutschen Herzen nachzitterte. Denn noch war der gewaltige Sturm, der die Seele durchschüttelt hatte, nicht verrauscht. Noch stand das deutsche Volk, stand die Welt unter dem Eindruck und dem Zeichen dieser außerordentlichen Ereignisse. Ferdinand Veit hatte diese Ereignisse mit durchlebt mit jenem Enthusiasmus und jenem stolzen Empfinden, das die deutsche Jugend jener Tage erfüllte. Und nun sollte er dazu erkoren sein, die geistige Aussaat auf dem neuen, tapfer eroberten Boden mit vollziehen zu helfen .... einen Augenblick lang überkam es ihn doch wieder mit Furcht und Zweifel, aber er raffte sich auf, fand den rechten Ton und die überzeugenden Worte für die Angelegenheit, und nach wenigen Stunden waren die Verträge zu gegenseitiger Zufriedenheit abgeschlossen. Erst als die herbe Frühlingsluft unten seine Stirne fühlte, kam er zur Besinnung und vermochte die großen Veränderungen zu überblicken, die in diesen kurzen Vormittagsstunden sich in seinem Leben vollzogen hatten. War es Traum oder Wirklichkeit? Aufs Neue überkamen ihn Zweifel ... aber hielt er nicht in der Hand die Papiere ... die Verträge, die ihn zu einer literarischen Aufgabe verpflichteten,

ihm eine angesehene Position sicherten? Ihn, Ferdinand Veit, der noch vor wenigen Monaten ein armer Student gewesen, vor wenigen Stunden noch ein recht aussichtsloser und hoffnungsloser Mensch. Wußte er im Grunde ja wirklich nicht, was er mit seiner frisch erworbenen Wissenschaft anfangen sollte, wie diese ihm gedeihlich werden, für seinen Unterhalt auszunutzen sein würde. Als höchstes Ideal schwebte ihm irgend eine kleine Anstellung an einer Schule vor, wo er in Literatur hätte Unterricht erteilen können. Aber auch das waren nur vage Ideen, nicht hinausgediehen über eben so rasch entstandene, wie wieder verworfene Projekte. Bisher hatte er sein kärgliches Brot mit Stundengeben verdient und darum glaubte er sich zum Lehrer bestimmt, und jetzt mit einem Schlage war Alles verändert. Auf einen Posten war er gestellt, einen weithinsichtbaren, wo er Tüchtiges leisten, Großes wirken konnte. Für die Öffentlichkeit sollte er schaffen, in voller Öffentlichkeit.

Eine Zeitschrift! Was das nur bedeutete? Und in tausend Hände würde sie kommen, in tausende und abertausende! Und Wissen und Belehrung würde man daraus schöpfen, und Unterhaltung und Anregung, und fruchttragende Ideen würde sie verbreiten, und edle, patriotische Gedanken würde sie wecken und das nationale Gefühl stärken . . . so war es zwischen ihm und dem Verleger abgesprochen . . . Er fand sich plötzlich am Eingange des Rosentales und durchschritt die einsamen Parkwege. Nur schüchtern regte sich des Frühlings erstes Beben auf den weiten Wiesenflächen. Ein zarter, grüner Flaum sprießte aus dem braunen Erdboden auf, hier und da lugte ein zitterndes Veilchen heraus . . . aber wenige Tage später schon würde hier eine herrliche, prangende Lenzeswelt sich ausbreiten; und so . . so lag sein Leben vor ihm. Heute früh noch kahl und dürr und aussichtslos und jetzt? Würde es zu einem herrlich prangenden fruchttragenden sich entwickeln? Schien ihm nicht die Sonne des Glückes, durchleuchtete und erwärmte sie ihn nicht mit jenen segnenden Strahlen, wie die Frühlingssonne sie über die Erde breitete? Und erweckte

sie nicht das junge keimende Leben, erblühte nicht Alles und gedieh in ihrem Lichte . . . so wie in seinem Innern sich Alles zum Lichte drängte? Das war das Leben, das jugendstarke, schaffende, begehrende Leben! Mit Entzücken und mit Bangen wurde er sich dessen bewußt. Er sollte ein Führender sein . . . Er Ferdinand Veit! Der arme jüdische junge Dr. phil.! Was war das nur? Wie war es gekommen? Wie war es möglich? Er hatte sich auf eine Bank niedergelassen und durch die noch entlaubten Zweige eines Baumes, der noch nicht einmal die ersten Knospenansätze trug, schien grell und warm die jetzt am Mittagshimmel stehende Sonne auf ihn hinab.

Seine Gedanken flogen umher, wie aufgescheuchte Vögel und dann sammelten sie sich zu festerem Zuge und zogen heimwärts. In das Land seiner Kindheit, seiner Jugend. In einem kleinen österreichischen Örtchen, nahe der polnischen Grenze, war er geboren, als ältester Sohn des israelitischen Gemeindebeamten, der zu jener Zeit alle für den jüdischen Ritualdienst erforderlichen Qualitäten in sich vereinigen mußte. Er war Religionslehrer, Vorbeter und Prediger und mußte daneben die behördlichen Eintragungen über Ehen, Geburt und Tod seiner Gemeindemitglieder vornehmen. Ein verantwortungsvolles Amt, das ihm die Gewissenhaftigkeit staatlich angestellter Beamten zur Pflicht machte. Auch mußte er Entscheidungen treffen können in Fragen des Schächtens und anderer ritueller Dinge, was eine Ausbildung nach der rabbinischen Seite zur Voraussetzung hatte. In der Tat war Ferdinands Vater auf der Jeschiwa zu Preßburg für alle diese gottesdienstlichen Handlungen und talmudischen Auslegungen ausgebildet worden, während ihn die Praxis mit seinen übrigen Amtsobliegenheiten vertraut machte. Er war ein emsiger, sorgsamer Mann mit einem einigermaßen geweiteten Horizont, soweit er über Alltagslast und Alltagsmüh hinausschauen konnte, aber er war auch ein sorgenvoller Mann, denn die Vielseitigkeit seiner Tätigkeit warf nur kärglichen Lohn ab. Die arme, kleine Gemeinde,

deren intelektuelles und religiöses Oberhaupt er war, konnte ihm nur einen kleinen Gehalt gewähren, der sich durch die tarifmäßigen Gebühren für Trau-, Geburts- und Totenscheine etwas erhöhte. Es kamen dazu freiwillige Spenden, die an Fest- und Feiertagen ihm in Naturalien von den begüterten Mitgliedern des Gemeinwesens dargebracht wurden und endlich die Emolumente für besondere Leistungen, wie Trauungen, Einsegnungen und Leichenfeiern. Damit waren die Quellen seines Einkommens erschöpft, und Alles in Allem reichte es nur sehr knapp aus, um das kinderreiche Haus zu erhalten, standesgemäß zu erhalten in gewissem Sinne. Denn der Herr „Rabbiner", wie man ihn allgemein nannte, war eine Persönlichkeit voll bescheidener Würde, und daß seine Kinder gut erzogen werden mußten und etwas lernen sollten, war selbstverständlich. Zwei Schwestern und drei Brüder bildeten, mit Ferdinand dem Ältesten, den Familienkreis.

Eine Mutter war der Mittelpunkt dieses Hausstandes, bei deren Gedenken Ferdinand Veit die Tränen der Rührung in die Augen traten. Ganz Liebe war sie, Güte und Opfermut. Von jener Selbstlosigkeit, die die jüdischen Frauen jener Sphäre oftmals auszeichnete und sie ihr eigenes Leben nur in dem des Mannes und der Kinder leben ließ. Jede häusliche Tugend schmückte sie. Sie war fleißig, sparsam, demütig, hingebungsvoll und fromm. Sie scheute vor keiner Arbeit zurück und nahm die Nächte zu Hilfe, wenn die Tage nicht ausreichten für ihre vielfältigen Betätigungen, denn es sollte, trotz der unzureichenden Mittel, dem Manne nichts fehlen oder den Kindern an einem „bekoweten" Dasein. „Bekowet", das war der Inhalt ihres Lebens, „bekowet" das war sie in allen ihren Lebensäußerungen. Man hörte sie nicht, man empfand sie nur, man sah ihr Tun nicht, aber man fühlte es in seinen segensvollen Wirkungen. Und so war das Elternhaus Ferdinand Veits voll stiller, heimlicher Freudigkeit in all seiner Engnis und Kleinheit, in seiner Kümmerlichkeit und Einschränkung. Der gute Geist liebevoller

Sorgfalt waltete darin, vergoldete die Bedürfnislosigkeit und gab ihm die Würde der Zufriedenheit. Er sah die Eltern und Geschwister vor sich, wie sie alle, trotz ihrer ganz ausgesprochenen Eigenart, einem Gesetz unterworfen waren. Dem Gesetze dieser innigen, unlöslichen Zusammengehörigkeit, wie sie die Judenfamilie zu einer festen Burg der Treue und Opferwilligkeit machte. In einem jauchzenden Aufschrei machte sein Herz sich Luft, das ganz erfüllt war von diesen Erinnerungen. Er sprang empor als wollte er direkt zu ihnen eilen, um ihnen zu melden, welches Glück ihnen widerfahren, Vater und Mutter und Geschwistern . . . ihnen! Denn in diesem Augenblicke dachte er mehr an sie, als an sich selbst. Für sie wollte er wirken und schaffen, für sie seine Fähigkeiten ausnutzen, ihnen sollte zu Gute kommen, was er errang, was er erwarb! Es fiel ihm nicht ein, daß für ihn, den Ältesten sich der Lebensweg am schwierigsten und rauhesten gestaltet hatte. Daß er, ein Knabe noch, bald nach der Barmizwah das Elternhaus mit der Fremde vertauschen mußte, um dort von dem Wohlwollen und der Mildtätigkeit der Glaubensgenossen unterstützt eine höhere Lehranstalt besuchen zu können, und später zu studieren. Nichts Demütigendes und Verletzendes sah er damals darin, denn es war Judenart. Mit einem Segensspruch hatte ihn der Vater hinausgesandt, mit Tränen der Liebe die Mutter! Und heute dachte er nur dieses Segens und dieser Liebe! Ausgelöst waren die Bitterkeit und seelische Pein, die er dann ja doch oft empfunden, als er dieses Brot der Armut aß. Vergessen die Kränkungen und Zurücksetzungen, die er erduldet hatte unter der Hartherzigkeit und der Roheit Mancher, die sich seine Wohltäter nannten und dünkten. Die Tragikomik, die in dieser früher allgemein üblichen Hilfsaktion unter den Juden steckte, die ihn, als er später zur Erkenntnis seiner Lage herangereift, oft mit heißem Weh und manchmal auch mit grimmen Spott erfüllte, wurde verklärt durch den milden Schein eines souveränen, verzeihenden Humors . . . nichts war in seiner Seele als Dankbarkeit und Gottvertrauen. Nur des

Erhebenden und Freudigen gedachte er. Die Kinder sah er um die Eltern geschaart, wie sie die Sabbat- und Festtage mit ihnen feierten. Diese reinen Segensquellen des jüdischen Familienlebens, deren heilspendende Kraft die Ausdauer, die Regsamkeit, die Willensstärke, die Glaubenstreue, die Frömmigkeit in ihnen befruchtete. Die Frömmigkeit, die ihm abhanden gekommen schien, und die doch in jenem Moment in ihm erwachte, wo das Große, Unverhoffte ihm zuteil wurde. Dankbar sein den Eltern, die ihn gezeugt! Treu sein dem Gott der Väter! Er hatte es heute morgen gelobt, als er die Teffillin an Stirn und Arm befestigte, und in diesem Zeichen beschritt er den Pfad, der ihn hinausführte auf ein großes, weites Arbeitsfeld.

Zu Hause angelangt setzte er sich sofort hin, um seinen Eltern zu schreiben. Es war ein Brief voll inbrünstigen Dankes für alles Gute was sie ihm erwiesen, voll heiliger Versprechungen, daß sein ganzes künftiges Leben dazu bestimmt sei, ihnen zu vergelten, was sie an ihm getan, und daß er fortan darnach streben werde, ihre Tage zu verschönern und ihnen die Sorge um seine jüngeren Geschwistern zu erleichtern. Er hätte jetzt ein festes Einkommen und er — er würde mit wissenschaftlichen Arbeiten nebenbei auch noch verdienen und Alles sei dazu bestimmt, ihren Lebensabend zu erheitern und zu einem beglückten zu machen. Röschen, die zweite Schwester, wolle er verheiraten, der ersten, die glücklicherweise schon einen Mann hatte, würde er einen jährlichen Zuschuß geben. Sami, seinem ältesten Bruder, einem Kaufmannsgehilfen in seiner Heimat, wolle er zur Etablierung verhelfen und Rudolf und Josef, die beiden jüngeren, sollten studieren und, in Erfüllung der eigenen Wünsche, Ingenieur und Dr. med. werden. Studieren, aber anders wie er, der nur ein Pionier war, ein Pfadfinder für die Lebensziele seiner Geschwister. In diesem Tone überschwänglicher Liebe ging der Brief weiter, bis er am Schluß so nebenher erzählte, was sich ereignet hatte, und was sein bescheidenes Verdienst an diesem Glücksfall sei, damit die Eltern nicht etwa denken,

er habe das große Los gewonnen. Am liebsten nähme er ja die Eltern und die drei im Elternhaus lebenden Geschwister zu sich nach . . . ja, wahrhaftig nach Berlin. Dieser neuen Reichshauptstadt. Des Deutschen Reiches Hauptstadt! Er hoffe übrigens, daß sie alle, so wie er sich als Deutsche fühlen, wenn sie auch Österreicher von Geburt wären, denn die Wiederaufrichtung Deutschlands sei eine heilige Sache, die jedes deutsche Herz höher schlagen mache und Deutsch-Österreich sei eins mit dem: „Deutschland, Deutschland über Alles . . .“, in dessen Wahrzeichen das Reich wieder erstanden sei. Und in die Hauptstadt dieses Reiches übersiedle er schon übermorgen und erbitte dorthin ihre Antwort auf seinen Brief: poste restante.

Dr. Ferdinand Veit war seit acht Tagen Redakteur der von Professor Henzen herausgegebenen Zeitschrift: Deutsche Monatshefte. In sehr ermutigender, liebenswürdiger Weise hatte der Professor ihn empfangen und ihm nochmals die Ideen über die neue Revue klargelegt. Die hervorragendsten Mitarbeiter auf allen Gebieten der Wissenschaft, Kunst und Literatur waren gewonnen und hatten bereitwillig sich dem neuen Unternehmen zur Verfügung gestellt, das unter Henzens Führerschaft ein Hort des geistigen Lebens des neuerstandenen Reiches werden sollte. Die Aufgabe war wohl schwer, aber die Vereinigung so bedeutender Kräfte, wie sie um Henzens Fahne sich sammelten, mußte ihre Lösung möglich machen. „An Ihnen mein junger Freund und Mitarbeiter wird es nun sein, unser Werk durch Umsicht und Fleiß zu fördern, denn sie sind wohl einer Meinung mit mir, daß Fleiß die Grundlage des Gedeihens ist, Fleiß der Stab des Genies,“ schloß er seine Ausführungen. Und mit Fleiß ging jetzt der junge Redakteur an seine Arbeit. Mit wahrem Hochgefühl saß er vor seinem Schreibtisch auf dem sich die Manuskripte der ersten Geister des eben geeinten Reiches häuften. Unermüdlich sichtete er und ordnete er das Material, das ihm prächtige Bausteine lieferte für diesen Tempel deutschen Geisteswesens, als den er die neuen Monatshefte betrachtete. Und wie ein

Priester dünkte er sich, berufen, an dieser Stätte zu wirken. Es lag in Veits Eigenart, eine Neigung zum Überschwänglichen, genährt durch die Einsamkeit seines bisherigen Lebens. Als er mir einmal davon sprach, später als wir längst vertraute Freunde waren, erklärte er mir diesen Charakterzug damit, daß er gewohnt, alle Dinge nur in sich zu verarbeiten und zu durchleben, seine Empfindungen und Anschauungen steigerte, um sie in voller Intensität auszukosten. Sowohl in Leid als Freud. Dadurch entwickelte er sich nach der einen Seite zu einer verschlossenen, herben, etwas mißtrauischen Natur, nach der anderen zu übergroßer Empfindsamkeit und etwas Sentimentalität. Er war sich dessen wohl kaum bewußt, aber es blieb doch das Gepräge seiner Persönlichkeit und diese fand Anklang und Achtung in dem Lebenskreise, den ihm seine Stellung erschloß. Eine gewisse Zurückhaltung gab ihm Ernst und Würde weit über seine Jahre hinaus, und da er nebenbei bescheiden war und Achtung vor der geistigen Arbeit anderer hatte, wurde ihm der Verkehr mit den Mitarbeitern des Blattes verhältnismäßig leicht. Er fand Freunde und Gönner unter diesen Männern der Feder, die ja im Allgemeinen leicht zu erzürnen sind und leicht zu begeistern. Er traf den rechten Ton diesen großen und größten kleinen Kindern gegenüber, „Deutsche Dichter" genannt, und den Gelehrten, derer wissenschaftlicher Autorität er in seiner Zeitschrift ein Piedestal errichtete. Diese vertrauten ihm ihre Dichtungen, jene ihre Arbeiten gern an. Er wurde beliebt und der junge, bis vor Kurzem noch völlig unbekannte Literat wußte das Interesse und die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf sich zu ziehen.

Dr. Ferdinand Veit galt etwas in dem neuen Berlin. Es kam ihm allerdings zu statten, daß ein reges Leben auf dem frischen „deutschen Erdreich" sich entwickelte. Alles strebte empor zu Freiheit und Licht. Man berauschte sich noch immer wieder, immer wieder aufs Neue, an diesem seltsamen Getränk: „Deutsche Einheit", und wer den feurigen Trank gekostet, der gab sich freudig seinen Wirkungen hin.

Jung und Alt . . . ohne Unterschied des Standes, ohne Unterschied des Glaubens, denn ein gemeinsames Band umschloß sie alle . . . die Liebe zum Vaterland, einen Glauben teilten sie alle, daß das Heil diesem Boden entsprießen müsse. Überall regten sich frische Kräfte und schaffensfreudiger Lebensmut. Freudiges Streben überall. Das werdende Berlin, des Reiches Hauptstadt, war die Parole, die Energie und Mut beflügelte. Und in dieses wache, starke Getriebe sah sich Ferdinand Veit versetzt und tat mit, wie nur einer. Fast hatte er vergessen, daß er eigentlich ein Ausländer war, so sehr fühlte er sich als Deutscher. Waren sie nicht alle eines Geistes, wie sie einer Zunge waren? Mit tiefstem Anteil verfolgte er die Deutsch-Österreichischen Strebungen und ließ ihre Führer mit Vorliebe in den deutschen Monatsheften zu Worte kommen. Der Schaar der norddeutschen Mitarbeiter gesellten sich die süddeutschen, unter denen die Österreicher immer mit inbegriffen waren. Und ein fröhlich-ersprießliches Zusammenwirken war es. Professor Henzen, der anfänglich den Eifer seines jungen Redakteurs nach dieser Richtung etwas einzuschränken suchte, ließ ihn gewähren, als er erkannte, daß diese Grenzerweiterung des Reiches der Dichtung, Kunst und Wissenschaft, hüben und drüben viel Anklang fand.

Bald galten die „Deutschen Monatshefte“ als die vornehmste Zeitschrift und als ein Ziel höchsten Ehrgeizes für die neue Dichtergeneration, ihre Schöpfungen dort veröffentlicht zu sehen. So wurde Veit ein Mittelpunkt dieser emporstrebenden Jugend, und wie Jünger sammelten sich um ihn die Werdenden des deutschen Schrifttums. Dichter mit ihren ersten Schöpfungen, Essaisten, Kritiker. Und wenn er ihnen auch nicht allen gleich zur Veröffentlichung helfen konnte, so war er den meisten ein guter Berater und Förderer. Seine eigenen literaturhistorischen Studien und kritischen Arbeiten aber gewannen ihm bald einen großen Leserkreis und das Interesse der Fachgelehrten. Professor Henzen war stolz auf seine Entdeckung. Jahre kraftvollen, jugendfreudigen Schaffens begannen für ihn. Er rastete nicht und jede neue Arbeit

führte ihn weiter auf dem Wege seiner, vertiefter Behandlung seiner Wissenschaft. Der Glanz seiner Sprache und die Eleganz und Wärme, mit der er seinen Stoff behandelte, wuchsen mit der Sicherheit, die ihm die Anerkennung gab und so durfte er sich wirklich als einen der Glücklichen preisen, deren Fähigkeiten den rechten Boden gedeihlicher Entwicklung gefunden hatten. Aber das machte ihn nicht etwa übermütig, und wie irgend etwas, das über sein Seelenleben seltsames ausbreitete, lag es über seiner Persönlichkeit.

Er selbst versuchte wohl kaum sich Rechenschaft darüber zu geben, oder war sich dessen vielleicht nicht bewußt. Aber den andern fiel es auf, daß trotz der Warmherzigkeit und Lebhaftigkeit seines Wesens, die stets bereit war, wenn es galt jemanden zu nützen, immer zwischen ihm und denen, die sich ihm näherten, eine gewisse Distanz blieb. Es war nicht Mangel an Temperament, es war ganz sicher nicht Mangel an Wohlwollen und Anteilnahme, die ihn von jener Intimität ausschlossen, wie sie unter jungen Männern und Gleichstrebenden sich so leicht entwickelt. Aber immer, wenn er vom Moment hingerissen sich jemanden zu erschließen schien, überfiel es ihn wie Scheu und Furcht. Er wurde schüchtern und mißtrauisch und wie aus fremden Fernen in eine ihm nicht verständliche Welt versetzt, verwirrte ihn eine allzu große Vertraulichkeit. Selbst die durch seinen Beruf bedingte starke Inanspruchnahme seiner Persönlichkeit, der vielseitige Verkehr, dem er sich nicht entziehen konnte, vermochten ihn nicht seiner Zurückhaltung zu entreißen, und mitten im stärksten Strom des Lebens blieb er ein innerlich einsamer Mensch. Ein Gebender zwar, kaum je ein Empfangender. Die Freude und Befriedigung an seiner redaktionellen Arbeit blieb ihm wohl, aber auch nur soweit seine Betätigung dafür in Betracht kam. Sie war ihres Nimbus nur zu rasch entkleidet, als er hinter die Kulissen blickte und Neid, Mißgunst, Eitelkeit, Unaufrichtigkeit unter denen fand, die er bisher für Idealisten gehalten, wie er selbst einer war. Es verletzte ihn in seine feine Seele hinein, daß sie in erster Reihe nur an

sich und ihren Vorteil dachten und die heilige Sache, der sie dienen sollten, für sie nur das Mittel war, sich selbst zu nützen.

Heilige Sache! Ein bitteres Lächeln umspielte seine Lippen, wenn er daran dachte, wie er damals hinauszog auf das Schlachtfeld der geistigen Arbeit. Um dort Siege zu erobern, ebenbürtig denen, die zur Aufrichtung des Reiches geführt. Was war daraus geworden? Utilität war heute die Parole. Ein grenzenloser Hang nach Ausbeutung der politischen Errungenschaften, ein Eroberungszug auf allen Gebieten des öffentlichen Lebens, ein Expansionstrieb ohnegleichen hatte sich aller bemächtigt und im Zeichen einer überstiegenen Genußsucht stand die mächtig anwachsende Reichshauptstadt. Veit konnte sich nicht verhehlen, daß dies nicht ohne Einfluß blieb auf das geistige Leben. Neue Richtungen, neue literarische Strömungen kamen auf und schienen die stetige, wurzelfeste Aussaat früherer Literaturepochen zu unterwühlen.

Jeder Tag brachte neue Erscheinungen, bizarre und pretenziöse, solche die Beachtung heischten und solche, die sich andrängten, um von einer starken Bewegung sich mit an die Oberfläche tragen zu lassen. Es war eine schwere Zeit für einen Redakteur, unter all dieser Spreu den Weizen zu sichten und ach, so dürftig, gar so dürftig schien ihm die Ernte. Das machte ihn noch verschlossener. Er glaubte nicht an diese neuen Götter, die eine seltsame Priesterschaft in Weihrauchwolken hüllte, sodaß man sie mehr ahnen mußte als sehen konnte. Und diese Ahnungen betrogen meist. Viele! Nicht so Ferdinand Veit. Er hatte eine scharfe Auseinandersetzung mit dem Herausgeber und dem Verleger der Zeitschrift. Beide schienen geneigt, den neuen Kurs mitzumachen. Er bemühte sich, ihnen klar zu legen, daß es nur ephemere Erscheinungen seien, die nicht Wurzel fassen würden in den urewigen Gefilden der Dichtkunst, die unreifes Urteil und Klique zu unverdienter Bedeutung hinaufgeschrieen habe . . . er redete, aber er überzeugte nicht. Das empfand er schmerzlich.

Man fing an, ihn hie und da als einen engherzigen, verbohrten Mann anzusehen, der den Offenbarungen des modernen Geistes sich absichtlich verschloß. Der der „Moderne" den Zugang verwehrte in seine Zeitschrift und jungen Talenten den Weg versperrte. Er lächelte darüber, erst nachsichtig, dann bitter. Wußte er doch am besten, wie viel er getan, um fördernd und bildend einzuwirken auf Werdende und Strebende, wenn er auch nicht allen den „Ismen", die sie als Marksteine eigener Unfähigkeit aufpflanzten, willig Platz schaffte im deutschen Dichterwald. Das Wort Moderne tat ihm weh, verletzte ihn und er gestand es mir offen, er war nicht mehr ganz frei von Animosität, wenn irgend ein funkelnagelneuer „Ismus" ihm unterbreitet wurde. Desto emsiger und intensiver vertiefte er sich in seine eigenen Arbeiten, deren gründliches und feinspürendes Wissen ihm Beachtung und Hochachtung auch bei jenen sicherte, die sich ihm nach und nach entfremdeten. Zu ihnen gehörte Professor Henzen. Je mehr er seine wissenschaftliche Bedeutung zu erkennen gezwungen war, desto ärgerlicher wurde er, weil er als Redakteur selbständig seine Wege ging und diesen Modernitätsparoxismus nicht mitmachen wollte, der jeden Tag neue, unerhörte Ingenien ankündigte und die Götter von heute zum bon mot von morgen machte. Das mußte zum Bruch führen. Beide fühlten es. Kein Heft erschien ohne vorhergehende Auseinandersetzungen, Erbitterung, Kämpfe . . . Veit litt darunter aufs schwerste und eines Tages war es so weit . . . die deutschen Monatshefte erschienen unter einem neuen Redakteur, einem — allerneuesten. Wie schwer dieser Entschluß eingriff in Veits äußere Lage, in sein geistiges Leben, davon hatte niemand eine Ahnung. Still, wie er eines Tages gekommen, auf der Bildfläche des öffentlichen Lebens erschienen, war er wieder gegangen, verschwunden.

Aber sein Wirken in dieser Zeitspanne konnte nicht spurlos untergehen. Er hatte einen Namen erworben, der guten Klanges und weithin bekannt. Ferdinand Veit! Respektvoll grüßte ihn die Wissenschaft

und ihre Jünger. Und jetzt setzte diese merkwürdige Phase ein, die mich in diesen ganz modernen, mit allen Interessen des geistigen Lebens eng verknüpften, von den Weltanschauungen und Errungenschaften der Zeit ganz erfüllten, mit der Erkenntnis neuer Werte durchaus vertrauten Mann, einen alten Juden erblicken ließ. Einen mit der unverrückbaren Linie der feinen Seele. Er hatte damals, als das Glück so unverhofft an seine Tür pochte und die Erinnerung an seine jüdische Knabenzeit so lebendig in ihm wurde, daß er sich schmückte mit den Teffillin, das Gelöbnis getan, seine Angehörigen teilhaftig werden zu lassen an seinen Erfolgen. Die materiellen kamen dabei zuerst in Frage, obwohl sie, wie das oft der Fall ist in den geistigen Werkstätten, nicht in dem rechten Verhältnis standen zu seiner Tätigkeit. Aber was bedeutete das?

Es ging ihm gut . . . gut genug, um den alternden Eltern ein sorgloses Dasein in der alten, geliebten Heimat zu bereiten und den jungen Geschwistern den Lebenspfad zu ebnen. Die Schwestern, beide an brave, fleißige Männer verheiratet, lebten in achtbaren, wenn auch bescheidenen Verhältnissen, auch der Bruder Kaufmann war längst etabliert und verheiratet und wußte, wo er in geschäftlichen Nöten immer eine Stütze fand, von den jüngeren hatte einer die polytechnische Hochschule bereits beendet und arbeitete praktisch in einer der größten Maschinenbauanstalten in einem Berliner Vororte, während der andere sich zum Staatsexamen rüstete, das er in Freiburg ablegen wollte. Alle diese Familienangelegenheiten ruhten in Ferdinand, des ältesten Sohnes und Bruders Händen, wohlgeborgen. Sie waren seine stille Freude, aber auch oftmals seine stille Sorge, denn niemand wußte etwas von seinen Pflichten, niemand kannte seinen Familienstand. Was kümmerte das Fremde? Fremde!

In solchen Stunden wurde ihm immer aufs neue klar, daß er ein Fremder geblieben war, in allen diesen Beziehungen, die ihn in ihre Kreise gezogen. Sachlich nur, nie persönlich. Wie eine Leere zog es dann manchmal durch seine Seele, aber da gedachte er der Heimat, der

Eltern und Geschwister und all der kleinen, in ihrer Innigkeit aber großen Zusammenhängen der Glaubensgemeinsamkeit, und sein Herz war wieder voll der Treue und Liebe. Was ihm anfangs kaum aufgefallen war, daß er in all diesen Jahren zumeist nur unter Christen gelebt, kam ihm dagegen jetzt öfter zum Bewußtsein.

Die ersten Anfänge des Antisemitismus breiteten ihre düsteren, grauen, schweren Fittige über die moderne Kulturwelt aus. Noch scheuer, ängstlicher zog er sich von dem immer mächtiger anschwellenden Strom großstädtischen Gesellschaftslebens zurück. Bewußt jetzt, was früher unbewußt geschah. Als es bekannt wurde, daß er seine Stellung an der deutschen Monatsschrift aufgebe, wurde er mit Anerbietungen aller Art überhäuft. Für große neue Konkurrenzunternehmungen wollte man ihn gewinnen, angesehene Verleger boten ihm glänzende Stellungen an bereits bestehenden Zeitschriften, aber er lehnte alles ab, obwohl in ernsten, trüben Stunden die bange Sorge sein Herz beschlich, wie er seine Verpflichtungen gegen seine Angehörigen aufrecht erhalten könne. Eine echte Gelehrtennatur, sorglos und ohne Berechnung hatte er mit vollen Händen gegeben, solange er seine reichlichen Einkünfte bezog und nun waren diese Hände leer. Mit wehmütigem Blick schaute er sie eines Morgens an, als er wie alltäglich die Teffillin anlegte . . er hatte nicht gespart.

Aber als erwüchse ihm aus diesem Zeichen neue Kraft, huschte ein verklärendes Lächeln über sein bekümmertes Antlitz. Gott würde schon weiter helfen! Und als er nach verrichtetem Gebet in sein Studierzimmer trat, da setzte er sich mit jugendlicher Begeisterung an seinen Schreibtisch. Ein schaffensfroher Mann der Arbeit, ein alter Jude des Herzens.

Und das blieb er nun sein Lebelang. Er war damals Mitte der Vierzig. In rastlosem Eifer widmete er sich ganz den literarhistorischen Studien, und mit einem Spürsinn und Forscherblick ohne Gleichen fand er stets Neues, bedeutsames, interessantes auf den Gebieten der Dichtkunst, denen er seine nachdenkliche, freisinnige Kritik, seine exakte, gewissenhafte Analyse angedeihen ließ

Was aber seinen „Dichter“ anbetraf, dem er sich besonders zuwendete, so mußte man manchmal verwundert diesem Gemisch von Objektivität und Enthusiasmus gegenüberstehen, die sich nicht ausschlossen, sondern vielmehr ergänzten.

Und so war dieser ganze Mann, dieser echte Jude: klug und klar dabei doch sentimental und überschwänglich.

Die feine Linie! Ja, diese unverrückbar feine Linie! Je mehr sein Ansehen in der wissenschaftlichen Welt wuchs, je mehr wurde sie für den sichtbar, der recht zu sehen verstand. Anerkennung, Ehre, Erfolge ließen ihn scheinbar kalt, aber in seiner Seele lohte die Flamme der Begeisterung für sein Lebenswerk. Daneben entwickelte sich ein Wohlwollen, eine Gütigkeit ohne Gleichen für alle die zu ihm kamen, bedrängten Herzens, belasteten Gemüts. Er wurde der Mittelpunkt aller dieser Interessen der Gemeinsamkeit und der Berater der Einzelnen unter seinen Glaubensbrüdern. Niemand wußte wie es kam, er selbst am wenigsten, aber jeder wußte ihn zu finden.

So wurzelte neben der Betätigung eines im Geiste neuester Forschungen Schaffenden, die Tradition, die Vergangenheit immer fester in seiner Seele. Aber auch seine Zurückhaltung wurde größer und eine förmlich keusche Furcht befiel ihn vor allen Äußerungen und Kundgebungen eines nach außen gerichteten Hervortretens seiner Persönlichkeit.

Alle mit seiner Stellung und seinem humanitären Wirken im öffentlichen Leben zusammenhängenden Auszeichnungen wies er zurück. Verletzend fast für den, der hinter diesem scheinbaren Stolz nicht die rührende Bescheidenheit erkannte, die allerdings wiederum ihre Quelle in dem Selbstgefühl einer in sich beruhenden Persönlichkeit fand. Bis in ein hohes Alter aufrecht, voll innerer Heiterkeit, mit dem Ernste des Mannes und dem rastlosen Fleiße, der das Genie befruchtet, schritt er durch das Leben, das sich ihm mit so unendlich weiter Perspektive einst erschlossen, dem er gab, was er zu geben vermochte, und das in ihm jene feine

Linie prägte, wie sie den Auserwählten unseres Volkes eigen, unverwischt durch die Jahrtausende.

Ein ganzes Buch ließe sich von diesem merkwürdigen Leben erzählen. Mit tausend Zügen, vorbildlich für edle Sinnesart. Aber nur flüchtige Skizzen wollte ich entwerfen.

Wer sie scharf betrachtet, wird sich ein klares Bild daraus entwickeln, und nur einige Striche möchte ich hinzufügen: Ferdinand Veit blieb ein Privatgelehrter, trotz seiner unbestrittenen wissenschaftlichen Verdienste und Ferdinand Veit legte alltäglich die „Teffillin" an, wie an jenem Morgen, wo ihn eine neue Zeit rief, lockend und verlockend, eine Zeit, der so Viele gefolgt ohne Wiederkehr!

Schmah Jisroel.

Von

Heinrich York-Steiner.

Es war vor Jahren in einem Hause der 120. Straße, ganz nahe an Haarlem, dem westlichen Ende der Manhattan-Insel, auf der New-York erbaut ist, daß ich Zeuge der folgenden Begebenheit wurde.

Damals wohnten dort keine reichen Leute, aber auch niedriges Volk fand in diesem Stadtviertel keine Heimstätte. In den gleichmäßig grauen, flachen, kastenartigen Bauten hausten zumeist kleine Leute, Angestellte der großen Kaufhäuser und anderer Geschäfte der unteren Stadt, die täglich auf der Hochbahn den Weg hin- und zurückrollten.

Ein junger Freund namens Harry Cahane hatte mich hinausgebracht, damit ich seine Mutter und Schwester kennen lerne, die ihm vor kurzem von Europa nachgezogen waren.

Ich fand schlichte, süddeutsche Frauen, die mich bald in ein heimatlich gemütliches Empfinden eingesponnen hatten. Der ganzen Familie war durch eine von der Wurzel an gebogene Nase der Typus jüdischer Rasse aufgeprägt; auch das Gesicht eines Bruders der alten Frau, der im Laufe des Abends zu Besuche kam, zeigte diesen charakteristischen Zug.

Mein Freund hatte dieses Verwandten niemals Erwähnung gethan; Neffe und Onkel standen sich etwas fremd, fast verlegen gegenüber. Doch zur Schwester sprach der alte Mann ernst, eindringlich, wie es schien, auch klagend. Auf ihrem vollen Gesicht spiegelten sich

Verlegenheit, Zorn und Schmerz, die nach und nach einem Ausdruck von Ratlosigkeit Platz machten. Der Bruder schwieg endlich, er wischte sich dicke Schweißtropfen vom fetten Gesicht, das hilflos blickte. Die ganze kleine runde Gestalt machte den Eindruck der Energielosigkeit, der durch eine kraftlos herabhängende, dicke Unterlippe noch verstärkt wurde. Die linke Hand spielte mit einer abgerissenen, altmodischen dicken Uhrkette oder zupfte unruhig an der reinen, aber verwaschenen weißen Piquéweste, während seine Rechte nervös die grauen, dünnen Bartkotelettes strich. Obwohl das Gespräch ein geheimes bleiben sollte, waren doch zahlreiche Sätze an unser Ohr geflogen, von der unterdrückten Leidenschaft über die heimliche Sprechweise hinausgetrieben.

„Kannst Du denn auf gar kei' Weis' Dei' Vermögen zurückkriegen?" "

„Nein, nicht solange Tamany-hall regiert, das sind nämlich die Demokraten, größtenteils Irische, die mögen uns Deutsche nit. Außerdem war ich immer bei der republikanischen Partei!"

„Aber Recht muß doch auch in Amerika Recht bleiben!" "

„Jawohl, aber beim Zoll ist schwer zu sagen, wer Recht hat. Sie behaupten, meine Spitzen seien alle zu billig verzollt gewesen. Nu is' seit drei Jahr' alles konfiszsiert, die War', das Geld und die Bücher, und ich, ich könnt' verhungern, wenn die Mädels nit wären. —"

— — — „Die Frau hat nie was gesagt?" "

„Nein, bei ihren Lebzeiten war Ruh'. Ich hab' von ihr nit verlangt, sie soll jüdisch wer'n, sie hat mich nie katholisch machen wollen; die Kinder sein katholisch wor'n, und weil's Mädeln sind, hab ich ihr das Recht lassen. — — Erst haben sie das eigene Zimmer mit Heiligen-Bildern vollgehängt, dann sind sie in mein' Stuben gekommen. Ueberm Bett die heilige Maria, mit Schwertern und Dolch in der Brust, am Tisch ein Kruzifix — — — heimlich — bei Nacht — wie ich aufsteh', erschreck ich, daß ich mein', der Schlag trifft mich!"

„— — — Du bist ja doch der Vater — — —"

„Ja, der nix is und nix hat, ein Vater, den seine Kinder ernähren! Sie sind ohnehin hier in Amerika anders als bei uns, weißt, so independent — sie hören nit auf die Eltern — — —"

„— — — Aus Erbarmen, weil Du ein alter Mann bist —"

„Se meinen's ja net schlecht — der Geistliche hat se ganz in sei Gewalt, was er sagt, sagen se — — — Gestern, wie ich einschlafen will, höre ich, wie sie sich vor mein' Bedroom niederknien und beten zu Gott und alle seine Verwandtschaft, sie sollen mei' Sinn über Nacht ändern. Die Aeltere weint dabei und schluchzt und bitt't ihre Mutter um Verzeihung, daß es ihr noch immer nit gelungen ist, ihr die ewige Ruh' zu geben, weil ich so halsstarrig bin — — —. Die ganze Nacht hab ich dann kei' Aug zugemacht."

„Haben sie Dir das Haus verboten?"

Das g'rad nit wörtlich, aber so im Streit fahrt's der Großen heraus, es sei eigentlich eine Sünd', mich zu erhalten, weil ich ihre Mutter ohn' Erbarmen im Fegefeuer brennen laß' — — —"

„Du schlafst derweil mit Harry! Morgen geh ich zu die Mädeln und red mit ihnen — — —"

Das alte Geschwisterpaar saß eine Weile stumm, fast regungslos. Wir jungen Leute schwiegen, erfüllt von dem, was wir gegen Willen und Absicht gehört hatten.

* * *

Ein heftiges Läuten fuhr durch das stille Haus, die Eingangstür wurde geöffnet und im selben Augenblicke stürzten zwei Mädchen zur Tür des Parlors herein.

Eigentlich sah man nur eine Mädchengestalt, groß, üppig, das schwarze Haar in flutenden Wellen, mit einem etwas breiten Gesichte, dem eine stumpf geformte Nase eine reizvolle Zeichnung verlieh. Von besonderer Kraft sprachen die dunklen, glänzenden Augen, umgeben von kräftigen Brauen und langen Wimpern.

Das zweite, kleinere Mädchen wies in Gesicht, Gestalt und Wesen Züge der väterlichen Familie auf.

An beider Wangen merkte man die Spuren von Tränen. Die Kleine schluchzte laut auf, als sie den Vater erblickte, lief rasch zu ihm hin, sank zu seinen Füßen und verbarg das Gesicht in seinem Schoß.

„Schämst Du Dich nicht", rief das größere Mädchen, „hier vor so vielen Leuten?! Und Du, Vater, tust uns die Schmach an, aus dem Hause zu laufen?"

Sie sprach herrisch hart. Die alte Frau fuhr auf.

„Wie sprichst Du zu Deinem Vater?"

Harry eilte zu seiner Mutter und bat: „Lasse sie, menge Dich nicht darein!" Dabei zitterte seine Stimme in heftiger Aufregung, von der auch sein bleiches Gesicht Zeugnis gab.

„Ach, was", entgegnete die Frau heftig, „ich will ihr beibringen, wie ein Kind zu seinem Vater sprechen soll, wenigstens ein jüdisch Kind!"

Nun wurde das Mädchen bleich bis in die Lippen.

„Tante, o Tante", stammelte sie, „glaubst Du, wir Katholiken kennen kein viertes Gebot? Das ist es doch eben, was mich so unglücklich macht! Aber es heißt: „Ehre Vater und Mutter", und unsere Mutter, o unsre arme Mutter leidet im ewigen Leben. Sie wird im Fegefeuer gemartert, sie steht mit ihrem ganzen Leib im brennenden Schwefel und wird in alle Ewigkeit leiden!"

Sie sprach dies mit Ueberzeugung, mit dem Ausdruck tiefen Schmerzes.

„Aber Kind, Kind", meinte die Tante eifrig, „der Leib Deiner Mutter ruht in der Erde — — —"

„Tante, aber ihre Seele leidet und wird gemartert. Denke Dir, die ganze, lange Ewigkeit ist sie verdammt und ächzt und bereut, daß sie den Vater nicht zum rechten Glauben bekehrt hat. Und sie war gar nicht richtig verheiratet, wir sind ihr im Himmel eine Last, eine Sünde, weil Vater nicht katholisch ist und kein katholischer Priester die Ehe eingesegnet hat!"

„Aber Magid, Du beschimpfst ja Deine eigene Mutter im Grabe“, warf die Tante ein, „verstehst Du denn nicht, daß das herzlos ist, was Du sagst?“

„Das sag' ich auch immer“, murrte der alte Mann.

„Nein, mein Beichtvater father Mc. Call tut nichts Schlechtes und verlangt nichts Schlechtes von mir. Er sagt, wenn unser Vater katholisch wird, dann ist Alles gut, dann hat die Seele unserer armen Mutter ihre ewige Ruhe, und auch wir sind dann anständige Kinder. O Tante, sei nich, böse“, wendete sie sich zur alten Frau, „sieh' ich hab' meine Mutter noch über's Grab hinaus so gerne, denk Dir, wenn Deine Kinder Dich sollten leiden lassen und könnten Dir helfen — — —“

„Aber, Kind, bedenk' doch“, erwiderte die Frau etwas sanfter, „was Du verlangst, er hat doch Eure Mutter auch nie jüdisch machen wollen und Euch auch nicht!“

„Ach, ich wollt' man hätt' uns nicht katholisch erzogen, wir wären dann verdammt gewesen, ohne es zu wissen, aber jetzt, Tante, bin ich gläubig, und ich bin glücklich in meinem Glauben! Und wir könnten Alle glücklich sein, o so glücklich, wenn Vater nur wollte! O Vater — sie warf sich leidenschaftlich vor ihm nieder — hilf Deinen Kindern, hilf Deiner Frau, unserer Mutter im Jenseits, erbarme Dich ihrer, erbarme Dich meiner!“

Sie blickte gespannt auf zu dem alten Manne. Er schüttelte den Kopf und sprach: „Ob Deine Mutter noch leidet, das weiß ich nit, aber ich wär' unglücklich, wenn ich tät', was Du willst, ich wär' nicht mehr ich.“

„O Vater, ist denn die katholische Religion eine Schande?“

„Nein, Gott bewahre, aber ich glaub' nit daran und müßt mit einer Lüge leben und sterben! Das verlang nit von mir altem Manne — das nit, Kind!“

„O Vater, laß' nur father Mc. Call mit Dir reden, er wird Dich bekehren, Du wirst glauben und glücklich sein. Ich werde für Dich beten, ich und Sarah, damit Du den rechten Glauben findest. Nicht war, Sarah, wir werden beten? Wir werden glücklich und in Eintracht

leben und mit der Seele unserer Mutter wird Frieden sein!“

Der alte Mann schwieg. Das Mädchen blickte flehend von Einem zum Anderen und endlich blieben ihre Blicke an Harry hängen.

„O Harry dear, ich weiß, ich hab' Dich gekränkt, ich war nie, wie eine Verwandte sein soll. Aber ich weiß auch, daß Du mich gern hast! Hilf mir, red' dem Vater zu!“

Der junge Mensch versuchte zu antworten, er vermochte es nicht. Nur seine Augen sprachen, sie funkelten vor Sehnsucht, wie sie die trotzige Gestalt des Mädchens überflogen.

„O hab' Erbarmen“, flehte die Knieende, „sieh, Euch bedeutet der Glaube nichts. Ihr seid Alle keine gläubigen Juden, was hängt Ihr an dieser alten verfallenen Religion, an der eine Blutschuld, der Fluch des Heilandes klebt!“

Der alte Mann hatte sich während dieser leidenschaftlichen Worte erhoben und sah erzürnt auf sein ihm so unähnliches Kind.

„Nun bist Du aber still!“ rief er zornig. Sie wollte antworten, er aber schrie heftig: „Nun schweigst Du, ich red', Dein Vater! Und steht auf, ich kann das Knien einmal nit leiden, ich bin's nit gewöhnt. Du hast gefragt, warum ich Dir die Schand' antu' und aus dem Hause geh? Ich bin Dir davongelaufen, weil Du mich peinigst, weil Du junges Mädel mich alten Mann belehren und bekehren willst! Du, mein Kind, mein Fleisch und Blut, schämst Dich meiner und meiner Religion, Du schimpfst über das Judentum. Was weißt Du davon, was geht's Dich an? Deine Mutter willst Du aus dem Fegefeuer erlösen? Meine Frau war ein braves Weib, sie hat ein herrliches Leben geführt und das Paradies auf dieser Welt gehabt, ein Leben, wie sie sich's als irische Eingewanderte nie geträumt hat. Sie war glücklich und zufrieden. Was überhebst Du Dich über Deine Eltern? Was zerstörst Du meine alten Tage? Ist das der Dank für meine Sorgen um Dich, für die Erziehung,

die ich Dir gegeben hab', oder glaubst Du, weil ich jetzt nichts mehr für dich tun kann, daß Du wie der Baum im Wald aus der Erde gewachsen bist? Du warst zart und klein, wie alle kleinen Kinder, Du warst krank, sterbenskrank — — —"

„O Vater, ich wollt', Du hättest mich sterben lassen!"

„Ich wollt's auch!"

„Vater! — — —"

„Ja, besser, Du wärest tot, als in solcher Sünd' gegen den Vater zu leben!"

„Vater, wie sprichst Du zu mir?"

„Wundert's Dich? Siehst Du, zuhause trau' ich mich nit! Du und Deine Freundinnen mit ihre Heiligen und Rosenkränz, dann der Pater und die Kruzifix' und was weiß ich! Ich bin ja ganz wirbelig, ich hab' wirklich schon gemeint, ä Jud is ä Ausnahmsmensch und muß sich schämen, daß er auf der Welt ist. Soweit hast Du's, mein eigen Kind, gebracht! Aber hier, hier darf ich ein Jud' sein, hier unter meine Leut' hab' ich Kraft, und ich sag' Dir, ich laß mich nit taufen, nit um die Welt! — Und Du, Harry, mein Jung', mach' Dir nichts d'raus, wenn sie uns Juden nit mag. — Wenn sie Dich gerne hat, soll sie Jüdin werden!"

Magid hatte wie von Schauer gepackt die Augen geschlossen, die Hände zusammengeballt und fuhr mit den Fäusten in die Luft, als wollte sie gewaltsam etwas Unangenehmes, Ekles von sich stoßen. Dieser Ausdruck des Abscheus vor dem Judentume brachte Alle gegen sie auf. Sie merkte es und rüstete zum Aufbruche —

Draußen war es inzwischen dunkel geworden. Ein scharfer Wind fuhr durch die Straßen, daß Fenster und Türen erzitterten.

Magid ordnete ihrem Schwesterchen die Haare. Es geschah langsam, zögernd, als hoffte sie auf ein Wunder, das die Verwirrung der Gemüter zu lösen vermochte. Keine Hand rührte sich. Sie hüllte sich in ihr Tuch, nahm die Kleine an der Hand und schritt zagend, fast schleichend zur Tür. Sie fühlte, daß jeder Fußtritt sie

immer weiter von ihrem Vater führte — für immer — immer — — —

Noch einmal wendete sich ihr Blick der kleinen Gesellschaft zu, die glühenden Augen schauten durch den Tränenschleier zu Harry hinüber, der hinter seiner Mutter stand und sich krampfhaft an der Lehne ihres Sessels hielt. Die alte Frau hatte am ehesten ihren Unmut verwunden, aus ihren Augen leuchtete mütterliches Wehgefühl, dem die trotzige, leidenschaftliche Irländerin sich beugte.

Es zwang sie zur Schwester ihres Vaters, sie warf sich vor sie hin und flehte mit den Augen und gefalteten Händen.

Und die alte Frau sprach: „Geh' nicht von uns, mein Kind, wir sind so gute Menschen, wie Deine katholischen Freunde. Bleib' bei uns und leb' mit uns, wir wollen Dich nit stören, laß Du uns in unserer Weis' glücklich sein."

„O Tante, ich kann nicht, ich hab' gelobt, ich bin gebunden!" schrie das Mädchen in tiefer Qual.

„Dann soll Gott denen verzeihen, die Dich so weit gebracht haben — ich kann Dir nit helfen!"

Die Tür ging. Ein heftiger Windstoß schlug sie zu — es klang wie ein Schuß. Der alte Mann sprang jäh auf und eilte zum Fenster.

Von draußen drang durch das Pfeifen des Windes das Schluchzen der beiden Mädchen, die einsam davonzogen — — —. Der alte Jude sank vor der Fensterbrüstung zusammen und schlug sich an die Brust. Dann stand er auf, wendete sich zu uns mit einem tief klagenden Ausdrucke im Gesichte. Er suchte nach Worten für sein Leid. Er öffnete den Mund und schloß ihn wieder, um ein Schluchzen zu unterdrücken, dann entrang sich seiner Kehle erst fremd, dann immer vertrauter ein Ruf. Es war der alte Weheruf, das Losungswort der Heimkehr, ein Ruf des Leides und des Trostes, aufgelöst in Schluchzen: „Schmah Jisroel!"

Der Weise und die Närrin.

Einer talmudischen Legende nacherzählt

von **Heinrich York-Steiner.**

Abbas ha din war alt und hinfällig geworden. Da berief er die Freunde an sein Lager und sprach: „Schwerer Sorge voll scheide ich von hinnen, denn mir bangt für meine Kinder.

Mein Sohn ist ernsten Sinnes und schweren Gemütes; er flieht die Freuden der Jugend und ihre Vergnügungen sind ihm verhaßt.

Nie erhellt ein Lächeln sein Gesicht, kein Freudenschimmer glättet die Falten seiner Stirne.

Er grübelt über den Inhalt der alten Schriften und sucht im Leben des Tages geheime Gesetze. Darum fürchte ich, daß er die Gaben des Besitzes gering schätzen könnte und verwerfen, was ich mühselig gesammelt habe.

Es sei daher beschlossen, ihm sein Erbe vorzuenthalten, bis er ein Narr geworden ist.“ Der älteste der Freunde nickte, die anderen aber schauten verwundert.

Abbas ha din fuhr fort:

„Meine Tochter Dinah hingegen ist ruhelos wie Espenlaub im Winde und wild, gleich einem jungen Füllen.

Sie hüpft und singet von Morgen bis Abend ohne Sorgen, ohne Bedenken für die Stunden meiner Ruhe. Nie kreuzt sie die Arme wie's Brauch und Sitte, wenn der Vater sie ermahnet, sie flattert vielmehr wie ein Entlein, das zum Fluge sich rüstet.

Kein ernstes Wort erreicht ihr Ohr, denn sie verscheucht jede Mahnung durch Kichern und Lachen. Mir

bangt, daß sie ihr Erbe in sorgloser Lustigkeit vergeudet, es sei ihr daher vorenthalten, bis daß sie ernst und weise geworden ist."

Der älteste der Freunde nickte, die anderen aber schauten verwundert.

* * *

Nach Jahr und Tag standen Dinah und ihr Bruder vor den Freunden ihres verstorbenen Vaters.

Dinah war vom schlanken Mädchen zur vollreifen Frau erblüht. Ihr Gesicht leuchtete zwar noch immer in schelmischer Lustigkeit, ihre Haltung aber war edel und stolz, geruhig ihre Geste, gemessen ihre Sprache. Im linken Arm hielt sie behutsam ein kleines Bündel.

„Tritt näher", sprach milden Tones der älteste der Freunde, „und sage, was Dich zu uns führt."

Ein leises Lächeln huschte über ihre Züge, da sie zu sprechen anhub. Behutsam ging ihre Rede, jeden Augenblick stockte das Wort und ängstlich sah sie nach dem Bündelchen auf ihrer Linken.

„Als mein Vater — er ruhe in Frieden — gestorben war, zog ich von dannen, bis ich unsere Nachbarstadt erreicht hatte; dort kam ich als Magd in das Haus eines angesehenen Mannes.

Mein lustiger Sinn und die Fröhlichkeit meines Gemütes fanden Gunst in den Augen seines Sohnes, der mich zur Frau nahm. Nun ist uns ein Kind geschenkt worden, ein süßes kleines Mädchen. (Ein Schimmer ernster Weihe zog über ihr lächelnd Angesicht.) Ich komme daher Euch zu bitten, daß ihm vom Erbe meines Vaters sein Anteil werde."

„Tritt näher, daß wir Dein Kind sehen!"

Behutsam tastete die rechte Hand an dem Bündelchen auf der Linken, sachte hob sie einen Schleier. Ihr Auge flog liebkosend über ein kleines, rosiges Gesichtchen und dann mit dem Ausdruck satter Seligkeit empor zu dem Alten.

„Singst Du noch immer Deine munteren Weisen?" frug dieser das junge Weib.

Sie nickte wortlos.

„So laß sie hören Deine Stimme!"

Ein sorgenvoller Blick fiel auf das kleine Gesichtchen.

„Ich vermags jetzt nicht", flüsterte sie, „mein Kindchen schläft, der Gesang könnt' es wecken."

Der älteste der Freunde nickte, die anderen aber schauten verwundert.

* *
*

Nun trat ben Abbas ha din, der Bruder, hervor mit seinem Begehren.

Er war von Stadt zu Stadt gewandert, immer andern Sinnes, bei allen Gelehrten der Welt nach der Weisheit der Dinge zu forschen und nach dem letzten Zweck des Lebens.

Nach ruhelosem Umherziehen fand er endlich ein Heim im Hause eines großen Gelehrten, dessen Tochter er zum Weibe nahm.

Ihm ward ein Kind bescheert und er kam, für seinen Sproß das Erbe seines Vaters zu begehren.

„Ist Dir ein Mädchen geboren worden?" frug der Alte. „Nein", entgegnete er stolz, „sagte ich doch ein Kind — ein Knabe ists."

„Wie alt ist Dein Sproß?"

„In wenigen Tagen wird er zwölf Monate zählen."

„Wem sieht er ähnlich?"

Der junge Vater zögerte mit der Gegenrede.

„Seiner Mutter Vater meint, er gleiche ihm, aber es ist Einbildung. So weise auch mein Schwager sonst ist, in diesem Punkte irrt er sicher, denn alle Welt sagt es, er ähnelt mir."

„Ist es ein kluges Kind?"

Des Mannes Gesicht errötete, die Augen leuchteten, ein Lächeln erhellte die ernsten Züge. Dann erzählte er hastig. „Ja, gelobt sei der Herr! Es ist ein kluges, schönes Kind von guter Artung. Es kennt alle Menschen und Dinge seiner Umgebung und es ruft nach ihnen, denn es spricht ganz deutlich und vernehmbar.

Ich hoffe, daß dieser Knabe einst eine Leuchte der Wissenschaft — — —"

„Genug, genug der Worte", unterbrach der weise alte Mann, „es ist klar, Eure Zeit hat sich erfüllt!"

„Du, Dinah, bist eine Mutter geworden, daher ernsten Sinnes und voll weiser Fürsorge. Du aber, ernster, grüblerischer Sohn unseres Freundes, Dir sind die Welträtsel klar. Geh hin und hole Dein Erbe, junger Vater, Du bist ein Narr geworden."

Der älteste der Freunde blickte ernst, die anderen nickten.

Zusammenhang.

Von

Josefa Metz.

Zuweilen kommt wohl, wenn wir traumversenkt
Die Stille spüren und die große Leere,
Die auszufüllen uns ward aufgehoben,
Die leise Stunde, die Vergangenes schenkt,
Und läßt uns fühlen, wie wir ihm verwoben:
Jahrtausende versinken, Land und Meere,
Und Längstgegangene sind uns nicht mehr fern,
Nicht unverständlich seltsame Geberden,
Die lang erstarrten. Schimmernd löst der Kern
Sich aus der Schale: Hütten, Felder, Herden
Stehn um uns auf, um fest und nah zu werden;
Bräutliche Mädchen, die nach Krügen fassen,
Erhabne Väter, die den Segen spenden . . . .
Es öffnen sich die köstlichen Legenden
Und schenken ihrer Wunder lichte Fülle,
Und alles „jetzt“ fängt langsam an zu blassen.
Wir aber streben wie aus dumpfer Hülle
Verlangend nach den leuchtenden Geländen.
Von Harfen geht ein wehmutschwerer Sang
Und rührt so eigen unserer Seele Saiten:

Der Kriegstrompeten wilder Siegesklang . . . .
Das trunkne Jauchzen der aus Schmach Befreiten . . . .
Prophetenwort mit eisenhartem Laut
Fällt nieder auf die stillgewordnen Weiten . . . . —
Und wie uns langsam Bild an Bild umbaut
Sind wir schon selbst im Rahmen eingefangen,
Wo hoch der Himmel unsrer Väter blaut;
Wir gehn die Wege, die ihr Fuß gegangen,
Wir fühlen, wie ihr Blut in unserm sprüht,
Wie ihre Sehnsucht pocht in unsern Herzen,
Ihr Glück ist unseres, unser ihre Schmerzen
Und ihre Ziele . . . . bis das Bild verglüht. —
Und, Ferne, stehen wir im fernen Land,
In einem kühlen, hartgefügten, fahlen,
Und sehnsuchtsvoll greift nach dem Stift die Hand,
Die bunten Träume mühsam nachzumalen.

Mitteilungen

aus dem

Verband der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Herausgegeben vom Geschäftsführenden Ausschuß.

No. 16.	Berlin, im Dezember.	1908.

Zur Geschichte des Verbandes.

Ueber die Wirksamkeit des Verbandes im abgelaufenen Geschäftsjahre können wir uns diesmal recht kurz fassen: er war bemüht, alle an ihn gestellten Anforderungen nach dem Maße seines Könnens zu befriedigen. Außer der Rednerliste, die sämtliche Vereine erhielten, hat der Verband ca. 50 Vereine mit Büchersendungen bedacht, und an mehrere kleine Vereine fertige Vorträge geschickt, die an den Vereinsabenden zur Verlesung gelangten. Diejenigen Vereine, die sich an uns behufs Anschaffung und Ueberweisung von wissenschaftlichem Material für Vorträge wandten, haben dasselbe prompt und kostenlos zugestellt erhalten. Ebenso sind alle an uns ergangenen Anfragen über billige Bezugsquellen von Büchern beantwortet worden. Wie in den Vorjahren sind auch in dem verflossenen einige kleine Vereine bezw. Bezirksverbände aus dem Zinsertrag des Wanderredner-Fonds subventioniert

worden. Die Publikation des Verbandes, das Jahrbuch, erscheint in diesem, wie im Vorjahre, in einer Auflage von 7500 Exemplaren, das an sämtliche Vereine, auch an solche, die trotz wiederholter Aufforderung zur Erhaltung des Verbandes nichts beitragen, zum billigen Preis von 75 Pfg. pro Exemplar abgegeben wird. Die von uns im vorigen Jahre angekündigte Herausgabe einer jüdischen Volksbücherei konnte bis jetzt, besonderer Umstände wegen, nicht verwirklicht werden. Indessen sind die Vorarbeiten soweit gediehen, daß wir wohl hoffen dürfen, schon in nächster Zeit zu einem befriedigenden Abschluß gelangen zu können. Für heute freuen wir uns, darauf hinzuweisen, daß es uns gelungen ist, Mittel und Wege zu finden, um die Geschichte der jüdischen Literatur von Dr. Gustav Karpeles, die jetzt in einer neuen Auflage erscheint und im Buchhandel Mk. 12,50 kosten wird, an die Mitglieder der Literaturvereine bei direkt an uns gerichteter Bestellung zum Vorzugspreis von nur Mk. 6,— (exkl. Porto) liefern zu können. Da am 1. Mai 1909 die Subskription auf dieses Werk erlischt, so wäre es zu wünschen, daß unsere Vereine von dem ihren Mitgliedern eingeräumten Vorrecht so rasch wie möglich Gebrauch machten.

Als ein erfreulicher Fortschritt ist die von einigen Vereinen getroffene Einrichtung zu bezeichnen, neben den Fortbildungskursen für die Jugend besondere Vorträge zu veranstalten. Die Jugend bildet unsere Zukunft, und es kann nicht genug geschehen, um sie für unsere Ideale zu begeistern, mit unseren Geistesschätzen vertraut zu machen.

In letzter Zeit wird von verschiedenen Seiten an der Wirksamkeit unserer Vereine strenge Kritik geübt. So lasen wir erst vor kurzem:

„In den wissenschaftlichen Vereinen nehmen die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur qualitativ und quantitativ den ersten Rang ein. Aber gerade wer sie als freudige Erscheinung begrüßt, darf auch vor den Schattenseiten sein Auge nicht schließen. Man wird bei allem Wohlwollen nicht leugnen dürfen, daß diese Vereine auch Fehler gemacht haben, die sich

jetzt rächen. Die Vereine haben nicht immer gesucht, mit der Zeit fortzuschreiten, und so hat ihr Leben stagniert. Vor allem war man häufig bei der Wahl der Redner und der Themata nicht volkstümlich genug. Man sah bei den Rednern zu sehr auf die klangvollen Titel, ohne zu fragen, ob sie den Vereinen etwas bieten können. Und auch bei der Wahl der Themata war man nicht immer glücklich. Man suchte gelehrte, entlegene Gebiete und vergaß ganz, daß man dem Manne aus dem Volke der Frau und der Jugend Anregung und Belehrung geben sollte. Das soziale Leben und das ganze Gebiet der modernen jüdischen Kultur wurde bis jetzt selten herangezogen. Man muß den Vereinsmitgliedern zeigen, daß die Judenheit nicht nur eine Vergangenheit, sondern auch eine Gegenwart und eine Zukunft hat."

Nun, auch wir wissen, daß nicht alles, was glänzt, Gold ist, daß unsere Vereine nach mancher Richtung hin sich besser gestalten könnten, aber wir müssen entschieden in Abrede stellen, „daß die Vereine in vielen großen Gemeinden immer mehr an Kraft und Bedeutung verlieren und daß ihnen hie und da die Gefahr der Auflösung droht". Ein Blick in den Bericht über die literarische Tätigkeit der Vereine im abgelaufenen Geschäftsjahre besagt das Gegenteil und bekundet zugleich, daß in den Vereinen nicht bloß Vorträge über die Vergangenheit, sondern auch über die Gegenwart und Zukunft des Judentums gehalten werden. Freilich sind nicht alle, die sich zu Vorträgen melden, auch immer die geeigneten Kräfte, allein wo gibt es ein Mittel, das vor solchen Eindringlingen schützen könnte?

Uebrigens beschäftigt dieser heikle Punkt unausgesetzt die Leitung des Verbandes, und wir hoffen zuversichtlich, daß es uns nach und nach gelingen wird, diese unberufenen Redner innerhalb der Literaturvereine unmöglich zu machen. Bis dahin aber wollen wir auf der von uns betretenen Bahn fortfahren und tatkräftig an der Entwickelung und Vervollkommnung unserer Vereine arbeiten, zur Ehre des Judentums und zum Segen seiner Bekenner.

Verzeichnis

sämtlicher Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland, deren Mitgliederzahl und Vorstände.

1. **Aachen.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Jaulus, Ehrenvorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Oscar Francken, Vorsitzender; Kaufmann Louis Mayer, stellvertretender Vorsitzender; Fabrikant Robert Marx, Kassierer; Kaufmann Sal. Rosenfeld, Schriftführer; Rentner Hermann Gottfeld, Städt. Oberingenieur S. Oestreicher, Rentner Phil. Neckarsulmer, Beisitzer.

2. **Allenstein.** 62 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Olitzki, Vorsitzender; Gymnasialoberlehrer Levy, stellvertretender Vorsitzender; Kantor Karo, Kassierer; Rechtsanwalt Cohn, Schriftführer; Stadtrat und Stadtältester Simon, Kaufmann H. Ascher, Beisitzer.

3. **Altona.** Vorstand: Salomon Feinberg, Felix Bachmann, Dr. Moses Lewy, Jacob Schechtenstetter, Salomon Buttenwieser, N. Hebe, M. Auerbach.

4. **Alzey.** 75 Mitglieder. Vorstand: Großherzogl. Rabbiner Dr. Lewit, 1. Vorsitzender; Emil Liebmann, 2. Vorsitzender; Ludwig Koch II, Kassierer; Rechtsanwalt Dr. Paul Wolf, Schriftführer; Lehrer A. Stern, Bibliothekar; Moses Kahn und Simon Hirsch, Beisitzer.

5. **Annaberg** (Erzgebirge), 27 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant M. Türk, Vorsitzender; Julius Neumark, Kassierer und Stellvertreter; Rektor F. Saphra, Schriftführer; S. Leiser und H. Lamm, Ausschuß.

6. **Ansbach.** 27 Mitglieder. Vorsitzender: Dr. P. Kohn, Distrikts-Rabbiner.

7. **Aschaffenburg.** 80 Mitglieder. Vorstand: Distriktsrabbiner Dr. Wachenheimer, Leopold Sternheimer, Rechtsanwalt Schottenfels, Simon Vogel, Wilhelm Hamburger, Benno Hamburger, Moses Rothschild.

8. **Augsburg.** 60 Mitglieder. Ehrenvorstand: Rabbiner Dr. Groß; Vorstand: Justizrat Dr. Bauer, 1. Vorsitzender; Bankier Emil Gutmann, 2. Vorsitzender und Kassierer; Rentier Gustav Flesch, Schriftführer; Kommerzienrat Heinr. Landauer und Rechtsanwalt Dr. Emil Eppstein, Beisitzer.

9. **Bamberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. A. Eckstein, Kantor Klestadt, Rechtsanwalt Höflein, Emil Wassermann, Justizrat Dr. Werner.

10. **Bebra.** 25 Mitglieder. Vorstand: B. Apfel, Vorsitzender; L. Oppenheim, Kassierer; S. Katz, Schriftführer.

11. **Bernstadt i. Schl.** 30 Mitglieder. Vorstand: Th. Brinnitzer, Hugo Bloch, Julius Bertun, Prediger Albert Wolfgang.

12. **Beuel.** 38 Mitglieder. Vorstand: Herm. Hirschhorn, Vorsitzender; Kaufmann Simon, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Adolf Nußbaum, Schriftführer; Sommer Seligmann, stellvertretender Schriftführer; Samuel Levy, Kassenwart; Andreas Horn, David Kaufmann, Salomon Behr, Moses Herz, Beisitzer.

13. **Berlin.** 1320 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Karpeles, 1. Vorsitzender; Dr. Hirsch Hildesheimer, 2. Vorsitzender; Prediger Dr. M. Levin, Schriftsteller Albert Katz, Schriftführer; Julius Fränkel, Schatzmeister; Schriftsteller Dr. S. Bernfeld, Rabbiner Dr. Eschelbacher, Heinrich Fraenkel, Benas Levy, Professor Dr. M. Philippson, Professor Dr. Rosin, Beisitzer.

14. **Bernburg.** 41 Mitglieder. Vorstand: Moritz Schwab, 1. Vorsitzender; Ludw. Gumpel, 2. Vorsitzender; Leopold Maschke, Schriftführer; Alfr. Simonsohn, Kassierer; Jos. Sarne, Louis Calm, Beisitzer.

15. **Beuthen** (O./S) 100 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Eisenberg, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Galliner, stellvertretender Vorsitzender; Kaufmann Hugo Lesser, Schriftführer; Kaufmann Benno Steinfeld, Rendant; Dr. med. Pick, Oberkantor de Beer; Kaufmann Isidor Herzfeld, Lehrer Rosenthal.

16. **Bingen a. Rh.** 120 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Grünfeld, Bankier Julius Landau, Rechtsanwalt Strauß, Moses Groß, Ferdinand Seligmann II, Rabb. Dr. Neuwirth, Dr. med. Rudolf Ebertsheim.

17. **Bocholt.** 38 Mitglieder. Vorstand: Abraham Weyl, 1. Vorsitzender; J. Spier. 2. Vorsitzender; Gustav Gompert, Schriftführer; S. Bach, Kassierer; L. Nußbaum, Beisitzender.

18. **Bochum.** 110 Mitglieder. Vorstand: M. Hähnlein, 1. Vorsitzender; Dr. med. Mosbacher, 2. Vorsitzender; Rabbiner Dr. David, Schriftführer; H. Buxbaum, Kassenwart; Lehrer M. Ostermann, Bibliothekar.

19. **Bonn.** 98 Mitglieder. Vorstand: Dr. Edelstein, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Kalischer; Rechtsanwalt Dr. Cohn, stellvertretender Vorsitzender; Dr. Hermanns, Rechtsanwalt; Bankier L. David, Rendant; Max Herschel, Leopold Feldmann, Kantor J. Baum, Schriftführer; A. Kurzmann.

20. **Brakel** (Kreis Höxter). 21 Mitglieder. Vorstand: Julius Flechtheim, Vorsitzender; August Sommer, stellvertretender Vorsitzender; Bernhard Heineberg, Beisitzer; Lehrer Jacobi, Schriftführer und Bibliothekar.

21. **Brandenburg a. H.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Ackermann, 1. Vorsitzender; Dr. med. Sittner, 2. Vorsitzender; Max Oppenheim, Kassierer; Alb. Nathanson, 1. Schriftführer; J. Cohn, 2. Schriftführer.

22. **Braunschweig.** 80 Mitglieder. Vorstand: Landesrabbiner Dr. Rülf, 1 Vorsitzender; F. Spanjer-Herford, 2. Vorsitzender; M. Regensburger, Kassierer; S. Hamburger, Schriftführer.

23. **Bremen.** 69 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. L. Rosenak, Ehrenvorsitzender; J. Aschendorff, 1. Vorsitzender; Dr. J. Pinette, 2. Vorsitzender, B. Zacharias, Protokollführer; Dr. Gorodiski, Schatzmeister; Julius Abraham, N. Abraham, H. Steinberg, Beisitzer.

24. **Breslau.** 335 Mitglieder. Vorstand: Wollstein, Landgerichtsrat, Vorsitzender; Dr. M. Braun, Dozent, stellvertretender Vorsitzender; Hirschberg, R.-A., Schriftführer; Prof. Dr. L. Cohn, Kgl. Oberbibliothekar, stellvertretender Schriftführer; Max Marcus, Verlagsbuchhändler, Schatzmeister; Burgfeld, Rabb. Dr. Guttmann, Hugo Jacobsohn, Joël, R.-A., Louis Loewenthal, Rabb. Dr. Rosenthal, Beisitzer.

25. **Briesen,** Westpr. 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Eppenstein, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Friedmann Moses, 2. Vorsitzender; Dr. med. Wolff, Bibliothekar; Kaufmann S. Pottlitzer, Kassierer; Kaufmann Ad. Jäger, Schriftführer.

26. **Bromberg.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Walter, Vorsitzender; Justizrat Baerwald, Kassierer; Lehrer Herzberg, Schriftführer; Kaufmann Fuß, Brauereibesitzer M. Mussak, Beisitzer.

27. **Bruchsal.** 90 Mitglieder. Vorstand: Jakob Oppenheimer, 1. Vorsitzender; Dr. Fuchs, 2. Vorsitzender; Sig. Sulzberger, Schriftführer; Bernh. Hilb, Kassierer; Moritz Nathan, Bibliothekar; Prof. Dreyfuß, R.-A. Rothschild, Stadtrat Marx, Rabb. Dr. Eschelbacher.

28. **Bütow.** 28 Mitglieder. Vorstand: L. Hirschfeld, G. Scheidemann, M. Croner, Lehrer S. Frank.

29. **Cassel.** 130 Mitglieder. Vorstand: Bankier Gustav Sichel, Vorsitzender; Fabrikant M. Lieberg, Schriftführer; Kaufmann J. Schartenberg, Kassierer; Dr. med. F. Blumenfeld, H. Blumenthal, Landrabbiner Dr. Doctor, Th. Eisenberg, J. Hornthal, Kommerzienrat G. Plaut, Kommerzienrat G. Rosenzweig, J. Spangenthal.

30. **Coburg.** 51 Mitglieder. Vorstand: Simon Oppenheim, Prediger, Vorsitzender; Jakob Altmann, Schriftführer; Abraham Friedmann, Kassierer; Samuel Gutmann, S. Braun, Beisitzer.

31. **Coethen** (Anhalt). 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Seligkowitz, Kaufmann Markus.

32. **Cottbus.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Posner, 1. Vorsitzender und Bibliothekar; Waldemar Neyersbach, 2. Vorsitzender; Ad. Oppenheim, Kassierer; Bernh. Klein, Schriftführer; Max Levy, Beisitzer.

33. **Crefeld.** 127 Mitglieder. Vorstand: Oberrabb. Dr. Levi, Vorsitzender; Justizrat Dr. Simon, stellvertr. Vorsitzender; M. Reis, Rechner, Lehrer Alexander, Schriftführer; Hauptlehrer Andorn, Jacob Gompertz, Rechtsanwalt Dr. H. Kaufmann, Dr. med. Wedel, Beisitzer.

34. **Culm i. W.** 46 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Guttmann, Vorsitzender; Rechtsanwalt Blumenthal, stellvertr. Vorsitzender; J. P. Benjamin, Kassierer; Magnus Bukofzer, Bibliothekar; Sieberth, Beisitzer.

35. **Culmsee.** 34 Mitglieder. Vorstand: J. Sternberg, Springer, Wittenberg, Gelhar, Adolf Cohn.

36. **Cüstrin.** 72 Mitglieder. Vorstand: J. D. Müller, Prediger K. Haase, Sigismund Hartwich, Adolf Herzog, Sigfr. Schwarz.

37. **Czarnikau.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Weyl, Vorsitzender; Peiser, Stellvertreter; Hirschberg und Schleimer, Beisitzer; Kochmann, Schriftführer; Caspari, stellvertretender Schriftführer; Lemchen, Kassenführer.

38. **Danzig.** 206 Mitglieder. Vorstand: Vorsitzender (z. Zt. nicht vorhanden), Justizrat Steinhardt, stellvertr. Vorsitzender; Moritz Cohn, Schatzmeister; Max Jacoby, Schriftführer; Geh. Sanitätsrat Dr. med. Wallenberg, Julius Levy, Dr. med. Julius Lewy, Dr. phil. S. Schopf.

39. **Dessau.** (Mendelssohn-Verein.) Die gesamte Gemeinde ist Mitglied. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Ascher, Landesrabbiner Dr. Walter.

40. **Detmold.** 45 Mitglieder. Vorstand: Jul. Weinberg, Adolf Steinberg.

41. **Diedenhofen.** Vorstand: Rabbiner Dr. Netter.

42. **Dinslaken.** 35 Mitglieder. Vorstand: Direktor Wormser, Lehrer Strauß, Simon Jacobs.

43. **Dirschau.** 55 Mitglieder Vorstand: Hermann Kallmann, Vorsitzender; Eugen Lippfeld, Stellvertreter; Leopold Lesser, Kassierer; E. Israelski, Schriftführer; M. Jaffé, Bibliothekar.

44. **Dortmund.** 131 Mitglieder. Vorstand: S. Freund, Vorsitzender; D. Leeser, stellvertr. Vorsitzender; E. Goldschmidt, Schriftführer; Louis Jonas, Kassierer; Rabbiner Dr. Jacob, J. N. Wolff, S. Elkan, Beisitzer.

45. **Dresden.** 98 Mitglieder. Vorstand, Max Elb, Vorsitzender; Dr. med. Zimmermann, stellvertr. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Stein, Schriftführer; Carl Meyer, Kassierer; M. Auerbach, Beisitzer.

46. **Duisburg.** 125 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Goldbaum, 1. Vorsitzender; Julius Philipps, 2. Vorsitzender; Max Levy, Schriftführer; Rabbiner Dr. Neumark, R. Nußbaum, Max Loewe.

47. **Düsseldorf.** 142 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Baeck, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Levison, stellvertr. Vorsitzender; C. W. Simons, Schatzmeister; Dr. Jonas, 1. Schriftführer; J. Michalowski, 2. Schriftführer; A. Hendrix, M. Fuchs, Beisitzer.

48. **Eberswalde.** 63 Mitglieder. Vorstand: Prediger Hamburger, Vorsitzender; Albert Jacob, stellv. Vorsitzender; E. Liepmann, Schriftführer; J. Lagro, Kassierer; J. Zippert, Beisitzer.

49. **Eisenach.** 60 Mitglieder. Vorstand: Prediger Ernst Meyer, Vorsitzender; Heinrich Grünstein, stellvertr. Vorsitzender; Max Klebe, Kassierer; David Mandelbaum, Schriftführer; J. Cohn, M. Troplowitz, Beisitzer; B. Großmann, Bibliothekar.

50. **Elberfeld.** 140 Mitglieder. Vorstand: Dr. Norden, Ehrenmitglied; Hermann Strauß, 1. Vorsitzender; M. Wetzstein, 2. Vorsitzender; R.-A. Brück, Schriftführer; B. Weingarten, Kassierer; J. Kann, Bibliothekar; L. Fleischhacker, Stern-Großmann, Beisitzer.

51. **Elbing.** 44 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberstein, Vorsitzender; Th. Lesser, Kassierer; W. Lewin, Schriftführer; J. Bloch, Ph. Rosenthal, Beisitzer.

52. **Erfurt.** 76 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Salzberger, Leopold Heilbrunn, M. Heß, G. Neukamp, Arthur Ziegler.

53. **Essen** (Ruhr). 176 ordentliche und 15 außerordentliche Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. S. Samuel, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Max Abel, 2. Vorsitzender; Kaufmann August Kohn, 1. Schriftführer; Lehrer J. Kaufmann, 2. Schriftführer; Kanzleirat Jos. Hirsch, Kassenführer; Kommerzienrat J. Hirschland, Dr. med. Ernst Levy, Beisitzer.

54. **Filehne.** 55 Mitglieder. Vorstand: Ziegeleibesitzer Albert Maaß, Vorsitzender; Kaufmann Gustav Loesser, Kassierer; C. Levy, Schriftführer; S. Neumann, Spediteur S. Herzberg, Beisitzer; Rabbiner Nobel, Ehrenmitglied.

55. **Forst.** (Lausitz). 22 Mitglieder. Justizrat Zuckermann, Leopold Marcuse, Prediger Pulvermann.

56. **Fordon a. d. Weichsel.** 20 Mitglieder. Vorstand: K. Roßkamm, Vorsitzender; L. Gerber, Kassierer, J. Hamburger, Schriftführer.

57. **Frankfurt a. M.** 280 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jak. Horovitz, Vorsitzender; Dr. Isak Heinemann, stellv. Vorsitzender; Dr. med. Raph. Kauffmann, Schriftführer; Hugo Fränkel, Kassierer; Raphael Ettlinger, Dr. med. Hanauer und Julius Landsberg.

57. **Frankfurt a. O.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Bergmann, Vorsitzender; Dr. Löwenstein, Schriftführer; Dr. Kahnemann, Rendant; Lehrer Dobrowolsky, Bibliothekar; L. Broh, Beisitzer.

58. **Freiburg i. B.** 90 Mitglieder. Vorstand: A. Lay, Präsident; Fritz Springer, Schriftführer; Rosenstock, Kassierer; Dr. E. Meyer, L. Grötzinger, J. Sommer und Piquart, Beisitzer.

59. **Friedberg i. H.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Stahl, Bad Nauheim; G. Hanau und Lehrer H. Ehrmann.

60. **Geestemünde-Lehe.** 60 Mitglieder. Vorstand: B. Adler-Bremerhaven, M. Magnus-Geestemünde, S. Bachenheimer-Geestemünde, Lehrer, Ed. Boas-Bremerhaven, Synagogenvorst., H. Kayser-Bremerhaven, Max Neuhaus-Bremerhaven, A. Liebenthal-Lehe und M. Feldbrand-Geestemünde.

61. **Gelnhausen.** 30 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Strauß, Max Stern, Arthur Meyer, M. Lorsch, A. Goldschmidt.

62. **Gelsenkirchen-Wattenscheid.** 100 Mitglieder. Dr. Wallerstein, 1. Vorsitzender; San.-Rat Dr. Bonnin, 2. Vorsitzender; Lehrer Kaufmann, 1. Schriftführer; Lehrer Oppenheim, 2. Schriftführer; Klestadt, Kassierer; Lehrer Katz, 1. Bücherwart; Samuelsdorf, 2. Bücherwart.

63. **Gießen.** 116 Mitglieder. Vorstand: Provinzialrabbiner Dr. Sander, Vorsitzender; A. Fröhlich, Z. Kann, Lehrer Levy, J. Pfeffer.

64. **Glogau.** 108 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Fränkel, Rabbiner Dr. Lucas, Rentier Leopold Sachs, Rentier Mosing Cohn, Buchhändler Georg Ostertag.

65. **Gnesen.** 135 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Jacobson, Vorsitzender; S. Chraplevski, L. Fink, Schriftführer; J. Krzywinos, Schatzmeister; H. Cohn, Bibliothekar.

66. **Göttingen.** 95 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Behrens, Rechtsanwalt Rosenberg, Bankier H. Müller, Bernhard Bachmann, Hermann Jakob, Kurt Lewkonja.

67. **Gollub W.-Pr.** 28 Mitglieder. Vorstand: 1. Vorsitzender: Lehrer A. Kadisch; stellv. Vorsitzender: Apothekenbesitzer Riesenfeld; Schriftführer: J. Tuchler; Kassierer: A. Silberstein.

68. **Mur.-Goslin.** 20 Mitglieder. Vorstand: H. Giballe, 1. Vorsitzender; Max Chaim, 2. Vorsitzender; Lehrer Witt, Schriftführer und Bibliothekar; A. Labinsky, Kassierer.

69. **Gostyn.** 20 Mitglieder. Vorstand: A. Wachtel, Vorsitzender; Julius Kantorowitz, Rendant.

70. **Gotha.** 48 Mitglieder. Vorstand: Gustav Ledermann, D. Katzenstein, Lehrer Röthler.

71. **Grätz** (Posen). 24 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann, Vorsitzender; Cantor Freudenberg, Schriftführer; N. Krüger, Kassierer, S. Jablonski, Bibliothekar.

72 **Graudenz.** 65 Mitglieder. Vorstand Rabbiner Dr. J. Loevy, 1. Vorsitzender; Geh. Sanitätsrat Dr. J. Wolff, 2. Vorsitzender, Lehrer und Gemeindesekretär Dr. Mannheim; Kaufmann S. Loeffler, Kassenführer; Kantor J. Bernstein, Schriftführer und Bibliothekar.

73. **Groß-Blittersdorf.** 24 Mitglieder. Vorstand: J. Simon, 1. Vorsitzender; A. Frank, 2. Vorsitzender; J. Bloch, Kassenführer; E. Frank, Schriftführer.

74. **Gr.-Strehlitz, Ob.-Schl.** 49 Mitglieder. Vorstand: Königl. Kommissionsrat Simon Graetzer, Rechtsanwalt Naumann, Dr. med. Wachsner, Prediger Steiner, Kaufmann S. Rothmann.

75. **Grünberg i. Schl.** 34 Mitglieder. Vorstand: L. Laskau, Vorsitzender; Emil Kosterlitz, stellv. Vorsitzender; Adolf Selowsky, Kassierer; (Schriftführer vakant;) Alfred Baeck, Bibliothekar.

76. **Gunzenhausen.** Vorstand: Dr. P. Kohn. Kfm. Neuburger, Lehrer Marx.

77. **Hagen i. W.** 72 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. E. Wolff, Lehrer W. Abt, Prokurist des Barmer Bankvereins Willy Benjamin.

78. **Hamburg.** 170 Mitglieder. Vorstand: H. Gumpertz, 1. Vorsitzender; Alfred Levy, 2. Vorsitzender, Dr. Fink; Schriftführer M. Heimann, Kassierer; Alfred Cohn, J. Gotthelf, Samson Goldschmidt, Dr. jur. Falk, Salomon Goldschmidt.

79. **Hamburg** (Gabriel Rießer-Verein). 140 Mitglieder: Vorstand: Dr. H. C. Leimdörfer, Dr. O. Teutler, Adolf Kümmelstiel, Emil Magnus, Alex Senior-Deitelzweig, Max Jakobsen, Max Jelenkiewicz, Dr. S. Meyer, Dr. M. Wassermann, Louis Curjel, H. Schwarz, D. Münster.

80. **Hameln.** 40 Mitglieder. Vorstand Lehrer S. Bachrach, M. Frankenstein, L. Adler, S. Maybaum, Carl Friedheim, Frau Rosa Bernstein, Frl. Frida Sander.

81. **Hamm i. W.** 42 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Michaelis, Vorsitzender; J. Koppel-Bamberger, stellv. Vorsitzender; M. Weiler, Schriftführer; S. Elsberg.

82. **Hannover.** 128 Mitglieder. Vorstand: Kommerzienrat Emil L. Meyer, Vorsitzender; Seminar-Direktor Dr. Knoller, Justizrat Dr. Siegmund Meyer, Julius Frensdorf, Dr. med. L. Katzenstein.

83. **Hattingen (Ruhr).** 25 Mitglieder. Vorstand: Jakob Urias, 1. Vorsitzender; Zahnarzt J. Markes, 2. Vorsitzender; M. Goge, Kassierer; Lehrer M. Andorn, 1. Schriftführer und Bibliothekar; M. Röttgen in Linden, 2. Schriftführer.

84. **Hechingen** (Hohenzollern). 51 Mitglieder. Vorstand: Fabrikant Emil Weil, 1. Vorsitzender; Kaufmann Eugen Wolf, Schriftführer und Kassierer; Lehrer und Rabbinatsverweser Leo Schmalzbach, Beisitzer.

85. **Heilbronn a. N.** 55 Mitglieder. Vorstand: Hermann Wollenberger, Vorsitzender.

86. **Hildesheim.** 40 Mitglieder. Vorstand: Landrabbiner Dr. Lewinsky, E. Freudenthal, Rechtsanwalt A. Oppenheimer, T. Hornthal.

87. **Hirscherg i. Schl.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Biram, Justizrat Ledermann. Dr. med. S. Moses-Warmbrunn.

88. **Hochfelden.** 27 Mitglieder. Vorstand: Raphael Levy, Präsident; Emil Levy, Vizepräsident; Isaac Metzger, Schriftführer; August Bicard, Kassenwart; Armand Roos, Bibliothekar.

89. **Hohensalza.** 118 Mitglieder. Vorstand: Louis Sandler, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Warschauer, stellv. Vorsitzender; Justizrat Latte, Beirat; Librowicz, Rendant; Zahnarzt Schwersenz, Schriftführer.

90. **Hoppstädten a. N.** 30 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Baron; H. Michel; A. Kronenberger, Schriftführer; F. Eppstein, Bibliothekar; D. Weil, Kassierer; A. Stern, Beisitzer.

91. **Hörde.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Stern, Jacob Gans, L. Strauß, Max Rosenthal.

92. **Höxter.** 15 Mitglieder. Vorstand: E. Michaelis, 1. Vorsitzender; Ph. Nethheim, stellvertretender Vorsitzender; Lehrer Weinberg, Bibliothekar; M. Benjamin, Schriftführer und Rendant.

93. **Ingweiler.** 32 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Em. Wahl, 1. Vorsitzender; L. Bloch, 2. Vorsitzender, P. Loeb, 1. Schriftführer; M. Fränckel, 2. Schriftführer; A. Meyer, Kassierer; L. Bloch und A. Bloch, Beisitzer.

94. **Insterburg.** 57 Mitglieder. Vorstand: Ehrenvorsitzender Kreisrabbiner Dr. Beermann; Amtsgerichtsrat Blumenfeld, Vorsitzender; Stadtrat Eichelbaum, Stellvertreter; Dr. Rosenkranz, Kaufmann Elias.

95. **Iserlohn.** 48 Mitglieder. Vorstand: Prediger Dr. Salomon, Vorsitzender; Kreistierarzt Goldstein, stellvertretender Vorsitzender; Max Münchhausen, Schriftführer; Julius Wertheim, Kassierer; Hermann Wertheim, Bibliothekar.

96. **Jever.** 50 Mitglieder. Vorstand: M. Schwabe, Vorsitzender; Siegmund Levy, Schriftführer und Kassierer; A. Joseph, Beisitzer.

97. **Kaiserslautern.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Landsberg, Dr. Dreyfuß, P. Hirschfeld, Nakler.

98. **Karlsruhe** (Baden). 240 Mitglieder. Vorstand: Dr. Max Rosenberg, Vorsitzender; Dr. Th. Homburger, stellvertr. Vorsitzender; Abraham Ettlinger, Dr. Ludwig Haas, Prof. Dr. Gerson Hanauer, Dr. Nathan Stein, Dr. Paul Homburger.

99. **Kattowitz** (O.-S.). 140 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Glogauer, Vorsitzender; Rabb. Ass. Dr. Braunschweiger, Stellvertreter; Josef Brauer, Schriftführer; Professor Dr. Goldschmidt, Stellvertreter; Julius Rothmann, Kassenführer; Lehrer Willner, Bibliothekar; Rabbiner Dr. Cohn, Beisitzer.

100. **Kempen i. P.** 78 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewin, Isidor Caro, H. Fischer; Felix Goldberg, Bibliothekar.

101. **Kiel.** 52 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Jacob, Vorsitzender; Lehrer L. Katz, Schriftführer und Bibliothekar; Kaufmann C. Schumm, Kassenführer; J. Tannenwald und M. Jonas, Beisitzer.

102. **Kitzingen a. M.** 60 Mitglieder. Vorstand: Adolf Stiebel, 1. Vorsitzender; Louis Frank, 2. Vorsitzender; Leopold Flamm, Kassierer und Schriftführer.

103. **Koblenz.** 80 Mitglieder. Vorstand: M. Moser, 1. Vorsitzender; Prediger Huhn, 2. Vorsitzender; M. Gottschalk, Rendant; A. Cohn, 1. Schriftführer; M. Bermann, 2. Schriftführer.

104. **Kolmar i. P.** 35 Mitglieder. Vorstand: Bernhard Lewin, 1. Vorsitzender; Hermann Holländer. 2. Vorsitzender; Hermann Rummelsburg, Schriftführer; Jacob Ruben, Kassierer; Leopold Wolff, Julius Schier, Isaac Kasper, Beisitzer und Vergnügungskomitee.

105. **Köln a. Rh.** 299 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ludwig Rosenthal, 1. Vorsitzender; Moritz Levy jr., 2. Vorsitzender; Max Goldreich, Schriftführer; Rektor Bernhard Coblenz, Kassierer; David Cohen, Noah Kaufmann, Oberlehrer Dr. Aron, Beisitzer.

106. **Konitz.** 57 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Weyl, Vorsitzender; J. Fleischer, stellvertr. Vorsitzender; M. Neumann, Schriftführer; A. Rehfeld, stellvertr. Schriftführer; H. Herrmann, Kassenverwalter.

107. **Konstanz.** 79 Mitglieder. Vorstand: S. Schwarz, R.-A. Jung, Kantor Geismar, R.-A. Bloch, H. Thanhauser, Dr. med. Rothschild.

108. **Königsberg i. Pr.** 185 Mitglieder. Vorstand: Prof. Dr. Saalschütz, 1. Vorsitzender; Rabb. Dr. Vogelstein, stellvertr. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Perles, Schriftführer; Rechtsanwalt

Dr. Julius Jacobi, stellvertr. Schriftführer; Max Arendt, Kassierer; Konsul Max Minkowski, stellvertr. Kassierer; Oberkantor Birnbaum, Bibliothekar; Kaufmann Max Towbin, stellvertr. Bibliothekar; Rentier Jakob Kirschner, Beisitzer.

109. **Königshütte.** 110 Mitglieder. Vorstand: Dr. Fränkel, Vorsitzender; Hubert Markiewitz, Schriftführer; Heinrich Friedlaender, Schatzmeister; Lehrer Plaut, Bibliothekar; Theodor Tichauer, Referendar Hamburger, Beisitzer.

110. **Kosel.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hermann Capauner, Adolf Apt, Kantor Krolik, Carl Wolff und Max Koslowsky.

111. **Krotoschin.** 60 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Heinrich Berger, 1. Vorsitzender; Stadtrat Julius Neumark, stellvertr. Vorsitzender; Joseph Mugdan, Schatzmeister; Hermann Daniel, Schriftführer; Lehrer Alexander Margolius, Bibliothekar, Georg Grünspach, Revisor.

112. **Labischin.** 16 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann M. Lippmann, 1. Vorsitzender; Kaufmann J. Wrzeszinski, 2. Vorsitzender; Lehrer Spier, Schriftführer und Kassierer; Rabbiner Dr. Ansbacher, Ehrenmitglied des Vorstandes.

113. **Lage-Lippe** (Lippescher Landesverein). 40 Mitglieder. Vorstand: H. Vogelstein, Vorsitzender; M. L. Kabacker, Stellvertreter; Lehrer Heilbronn, Schriftführer; J. Paradies, Rendant.

114. **Landsberg a. W.** 50 Mitglieder. Vorstand: A. Nathan, Dr. B. Elsaß, Georg Levinson, Albert David, Lehrer Stern.

115. **Lauenburg i. P.** 36 Mitglieder. Rabbiner Dr. Neuhaus, 1. Vorsitzender; Kaufmann Bernhard Kinsky, 2. Vorsitzender und Kassierer.

116. **Lautenburg** (Wstpr.). 35 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Lewin, Vorsitzender; Max Salomon I, stellvertr. Vorsitzender; J. Treumann, Schriftführer und Bibliothekar; J. Jacobowitz, Kassenwart.

117. **Lessen** (Ostpr.) 35 Mitglieder. Vorstand: Max Momtheim, Emil Löwenstein, Max Nachemstein, Sieg. Seelig, M. J. Moses.

118. **Leipzig.** 162 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Porges Vorsitzender; Jakob Blumenfeld, stellvertretender Vorsitzender Gabriel Nathansen, Schriftführer; Hermann Wittner, Schatzmeister O. Blümlein, Beisitzer.

119. **Lippstadt.** 33 Mitglieder. Vorstand: S. Sostheim' B. Stern, S. Abel, M. Levisohn.

120. **Lissa i. P.** 84 Mitglieder. Vorstand: Dr. Bäck, Vorsitzender; Justizrat Nürnberg, Schriftführer; Hauptlehrer a. D Herbst, Kassenführer; Kaufmann S. Goldschmidt, und Sanitätsra Dr. Scherbel,

121. **Lœbau i. Westpr.** 33 Mitglieder. Vorstand: Josef Marcus, Vorsitzender; Jacob Jacobsohn, Stellvertreter; Heinrich Cohn, Kassenwart; Kantor Rawitscher, Bibliothekar; Lehrer Tobias, Schriftwart.

122. **Lublinitz.** 20 Mitglieder. Synagogen-Gemeinde. Vorstand: Rabbiner Dr. Friedmann.

123. **Lübeck.** 33 Mitglieder. Vorstand: E. Wiener, Lehrer B. Goldschmidt, Julius Mecklenburg, Simson Carlebach, Dr. Landau.

124. **Ludwigshafen a. Rh.** 80 Mitglieder. Vorstand: Moritz Wolff, 1. Vorsitzender; Gustav Thalheimer, 2. Vorsitzender; Kantor S. Wetzler, 1. Schriftführer; Leiser 2. Schriftführer; Rudolf Rubel, 1. Rechner; Moritz Gimbel, 2. Rechner; Fr. Gerstle, Katz, Koburger, Jakob Wolff, Beisitzer.

125. **Magdeburg.** 118 Mitglieder. Vorstand: Justizrat Choyke, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Wilde, stellv. Vorsitzender und Schriftführer; Max Singer, Rendant; Dr. med. Simon, Bibliothekar, Dr. med. Wiesenthal, Beisitzer.

126. **Mainz.** 170 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. S. Salfeld, Vorsitzender; B. Nußbaum, Schriftführer; Bankier Ludw. Kronenberger, Kassierer; M. Kahn, S. Lazarus, Dr. med. Levi, Justizrat Dr. M. Loeb, Dr. med. J. Metzger, Beisitzer.

127. **M.-Gladbach.** 68 Mitglieder. Vorstand: J. Aschaffenburg, Vorsitzender; Rechtsanwalt Dr. Fr. David, stellvertr. Vorsitzender; Gustav Jonas, Schriftführer; L. Fröhlich, stellvertr. Schriftführer; Fritz Cohen.

128. **Mannheim.** 164 Mitglieder. Vorstand: Eduard Bauer, Vorsitzender; Julius Simon, Schriftführer; Bankdirektor S. Rosenbaum, Kassierer; Rechtsanwalt Dr. H. Bernheim, Dr. G. Hecht, Beisitzer.

129. **Memel.** 71 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Isaac Stein, Vorsitzender; Leon Scheinhaus, stellvertretender Vorsitzender; Lehrer J. Kahn, Bibliothekar, Kaufmann Siegfr. Rudeitzky, Schriftführer; Kaufmann J. Werblowsky, stellvertr. Schriftführer; Kaufmann G. Millner, Kassierer; A. S. Landau, stellvertr. Kassierer.

130. **Merzig a. Saar.** 35 Mitglieder. Vorstand: Julius Blum, Präsident; A. Sulzbacher, Vizepräsident; Leo Weil, Schriftführer; David Felsenthal, Kassierer; Isaac Sahnerl, Festordner.

131. **Metz.** 159 Mitglieder. Vorstand: Oberrabbiner Dr. Netter, Ehrenvorsitzender; Dr. Dannenberg, 1. Vorsitzender; Oberlehrer Simon Cahen, 2. Vors.; Samuel Bloch, Kassierer; Ludwig Klein und Apotheker Leonce Levy, Schriftführer; S. Levy Dr. und Jules Meyer, Beisitzer.

132. **Militsch** (Bez. Breslau). 11 Mitgl. Vorstand: Scheue, Hauptmann, J. Hirschel.

133. **Mühlheim a. d. R.** 70 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Kahn, Vorsitzender; Zahnarzt S. Elkan, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer O. Kaiser, Schriftführer und Kassierer; Gust. Kaufmann, Stellvertr.; Moritz Steinwasser, Bibliothekar.

134. **Mülhausen** (Elsaß). 120 Mitglieder. Vorstand: Armand Bernheim, Henri Wallach, Dr. Elias, Raphael Blum, Bloch-Dreyfuß.

135. **München.** ca. 450 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Werner, 1. Vorsitzender; Justizrat Boskowitz, 2. Vorsitzender; Albert Schulmann, Kassierer; Isidor Popper, Schriftführer; Dr. Ehrentreu, Rechtsanwalt, Dr. Fränkel, Justizrat Harburger I, Adolf Koenigsberger, Oberlandesgerichtsrat Silbermann.

136. **Myslowitz** (Oberschl.). 60 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Winter, Vorsitzender; Dr. med. Blumenfeld, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Bach, Schriftführer; S. Wechsler, Bibliothekar; M. Kochmann, Kassierer.

137. **Nakel.** 54 Mitglieder. Vorstand: Dr. Perlitz, Vorsitzender; Lesser Bärwald, Stellvertreter; David Itzig, Kassierer; J. C. Behr, Schriftführer; Siegmund Bärwald, Bibliothekar; David Herrmann, J. Peczkowski, Beisitzer.

138. **Neiße i. Schl.** 50 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Max Lewinsky, Vorsitzender und Schriftführer; Rabbiner Max Ellguther, stellvertr. Vorsitzender und Bibliothekar; Jacob Rechnitz, Rendant; Zahnarzt Eugen Berger, Kaufmann Traurig, Beisitzer.

139. **Neuß a. Rh.** 45 Mitglieder. Vorstand: Adolf Cohen, Vorsitzender; Max Salm, stellvertretender Vorsitzender; Kantor B. Nußbaum, Schriftführer; Isidor Stein, Kassierer.

140. **Neustadt** (Westpr.). 19 Mitglieder. Vorstand: Lehrer M. Hofmann, 1. Vorsitzender; Kaufmann F. Schoeps, Rendant; Kaufmann M. Riese, Schriftführer; Kaufmann H. Gottschalk, Beisitzer.

141. **Neustettin.** 35 Mitglieder. Vorstand: L. Caminer, 1. Vorsitzender; Rabb. Dr. Lewy, Schriftführer; E. Kaminer, Kassenführer; M. Wolffberg, Felix Freundlich.

142. **Neuwied.** 86 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Lichtenstein, Vorsitzender; J. Ransenberg, stellvertr. Vorsitzender; Adam Cremer, Schriftführer; Carl Daniel, Kassenführer.

143. **Nicolai** (Oberschl.). 40 Mitglieder. Vorstand: H. Jacobowitz, Louis Berger, W. Salinger.

144. **Nienburg,** Weser. 30 Mitglieder. Vorstand: Sally Katz, Vorsitzender; Selly Abraham, stellvertretender Vorsitzender;

Moritz Friedheim, Schriftführer; Bernh. Goldschmidt, 2. Schriftführer; Jac. Steinberg, Schatzmeister.

145. **Nordhausen.** 65 Mitglieder. Emil Hirsch, Vorsitzender; Joseph Warburg, K. Heilbrunn, E. Neufeld, J. Frohnhausen.

146. **Nürnberg.** 480 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Freudenthal, Vorsitzender; Bankier Wilhelm Ottensosser, Schriftführer; Rentier S. Bloch, Kassierer; Kommerzienrat Ludwig Metzger, Kontrolleur; Rabbiner Dr. Chone, Bibliothekar.

147. **Oberhausen.** 40 Mitglieder. Vorstand: R.-A. Löwenstein.

148. **Obersitzko.** 40 Mitglieder. Vorstand: Kaufmann Hermann Cohn, 1. Vorsitzender; Kaufmann Jul. Schlimmer, 2. Vorsitzender; Rabbiner Hermann Casper, 3. Vorsitzender; Kaufmann Siegmund Loewinsohn, Schatzmeister; Lehrer Rynarzewski, Schriftführer und Bibliothekar.

149. **Oberstein** a. d. Nahe. 45 Mitglieder. Vorstand: E. A. Neuhäuser, 1. Vorsitzender; Oscar Stern, Louis Liefmann, S. Weingarten, Julius Wolff, Max Aronheim, Idar.

150. **Obornik,** b. P. 16 Mitglieder. Vorstand: L. Friedmann, Jacob Zwirn, M. Mannheim.

151. **Offenbach a. M.** 150 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Dr. Guggenheim, Vorsitzender; Lehrer Emil Gabriel, stellvertr. Vorsitzender; Fabrikant Ludwig Rothschild, Schriftführer; Bankier Wilhelm Merzbach, Schatzmeister; Frau Netti Stein, A. Devris, Alfred Strauß, Beisitzer.

152. **Offenburg** i. Baden. 44 Mitglieder. Vorstand: Jacob Hauser, Vorsitzender; Louis Weil, Schriftführer; E. Schnurmann, Kassierer; Herm. Dreyfuß, Wilh. Haberer, Jac. Adler, Sieg. Hofmann, Beisitzer.

153. **Oppeln.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Goldmann, Vorsitzender; Sanitätsrat Dr. Schlesinger, stellvertr. Vorsitzender; Justizrat Cohn, Schriftführer; Brauereibesitzer Max Friedländer, Kassierer; Adolf Goldfeld, Hermann Proskauer, Rechtsanwalt Salinger.

154. **Osnabrück.** 50 Mitglieder. Andreas Jonas, 1. Vorsitzender; Emil Frank, stellvertr. Vorsitzender; Max Markus, Kassierer; Julius Stern, stellvertr. Kassierer.

155. **Osterode.** (Ostpr.) 23 Mitglieder. Vorstand: Prediger J. Sturmann, Vorsitzender; A. Schwarz, Stellvertreter; Dr. Ritterband, Bibliothekar; L. Wittenberg, Schriftführer; M. Friedländer, Rendant.

156. **Ostrowo,** Reg.-Bez. Posen. 75 Mitglieder. Vorstand, Rabbiner Dr. Neuhaus, 1. Vorsitzender; Oekonomierat Goldstein, 2. Vorsitzender; Kaufmann Benno Weiß, prakt. Arzt Max Peiser, Kaufmann Jacob Fabisch, Kaufmann Max Stillschweig.

157. **Paderborn.** 24 Mitglieder. Vorstand: Fritz Kahn, 1. Vorsitzender, Ludwig Löwenberg, 2. Vorsitzender und Schriftführer; Robert Rosenbaum, Kassierer.

158. **Pinne.** 35 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Grünthal, Salomon Abraham, Kassierer; Siegfried Salomonski, Schriftführer.

159. **Pirmasens.** 105 Mitglieder. Vorstand: Jakob Kahn, 1. Vorsitzender; Nathan Kahn, 2. Vorsitzender; H. Kiwi, Schriftführer; Siegmund Frank, Kassierer; August Kahn und A. Blum, beratende Mitglieder.

160. **Pleschen** (Pr. Posen). 90 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Koenigsberger, 1. Vorsitzender; J. Schybilsky, 2. Vorsitzender; Bureauvorsteher D. Schmul, Schriftführer; Isidor Brandt, Kassierer; Lehrer Happ, Bibliothekar.

161. **Pleß,** Ob.-Schl. 31 Mitglieder. Vorstand: Timendorfer, Rabbiner Dr. Rau, R. Bielschowsky, Dr. Zivier, Fürstl. Archivar, B. Steiner.

162. **Potsdam.** 81 Mitglieder. Vorstand: Justizrat J. Josephsohn, Rabbiner Dr. Schreiber, Fabrikbesitzer Wilhelm Lehmann.

163. **Prenzlau.** 50 Mitglieder. Vorstand: Dr. Oskar Bähr, Vorsitzender; David Meyer, stellvertretender Vorsitzender; Louis Marcuse, Rendant, Phil. Kirstein, Schriftführer; Max Hermann, Bibliothekar.

164. **Pr.-Friedland.** 30 Mitglieder. Vorstand: Hugo Rau, Vorsitzender; Max Josef, Stellvertreter; S. Wetzlar, Bibliothekar; A. Weck, Beisitzer; Berthold Lewy, Kassierer; B. Neumann, Schriftführer.

165. **Ratibor.** 91 Mitglieder. Vorstand: Dr. Dienemann, Vorsitzender; Fabrikbesitzer Carl Steinfeld, Fabrikbesitzer Arthur Grunwald, Kaufmann L. Pinczower, Kaufmann M. Tichauer, Lehrer Biberfeld, Rechtsanwalt Steiner.

166. **Rawitsch.** 33 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Cohn, Vorsitzender; S. Töplitz, Stellvertreter; Georg Cohn, Kassenführer; Georg Hermann Loewy, Bibliothekar; Zahnarzt Cohn, Schriftführer.

167. **Rees** a. Niederrhein. 19 Mitglieder. Vorstand: Isidor Wolff, Präsident; M. Levisohn, stellvertr. Präsident; Louis Marcus, Schriftführer und Kassierer.

168. **Ritschenwalde.** 23 Mitglieder. Vorstand: J. Beslauer, Vorsitzender; Z. Rummelsburg I, stellvertr. Vorsitzender; Hermann Köln, Schriftführer und Kassenwart.

169. **Recklinghausen.** 70 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Marx, Vorsitzender; M. Gans-Herne, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Tannenbaum, Schriftführer; Otto Cosmann, Kassierer.

170. **Rixdorf-Berlin.** Sämtliche Mitglieder der Brüdergemeinde sind gleichzeitig Mitglieder des Literatur-Vereins. Vorstand: R.-A. Karl Jabkowski, Rabbiner Kamerase, Eduard Casper, M. Haase, S. Schreiber, S. Munderstein, M. Rosner, J. Bragenheim.

171. **Rogasen.** 45 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. L. Dünner, Ehrenvorsitzender; S. Ruschin, Lehrer J. Brock, Schriftführer; J. Lissner, Rendant; J. Rosenthal, Bibliothekar; J. Rummelsburg, Stellvertreter.

172. **Rödelheim.** 33 Mitglieder. Vorstand: Jakob Spanier, 1. Vorsitzender; Julian Zinkes, Kassierer; Jos. Strauß, Schriftführer, Raoul Hauser, Archivar.

173. **Saargemünd i. Lothr.** ca. 60 Mitglieder. Vorstand: Ehrenpräsident Herr Rabbiner Dr. Dreifus; Albert A. Neher, Präsident; Max Coblentz, Vizepräsident; M. Lilienfeld, Schriftführer; Silvayn M. Levi, Kassierer; Oberkantor Albert Kahn, Bibliothekar; Adrien Samuel, Jonas Fohlen, Sigmund Blum, Ausschuß.

174. **Saarwellingen.** 35 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Heß, M. Lewy.

175. **Samter.** 53 Mitglieder. Vorstand: Dr. Wreschner, Lehrer Borchard, J. Gorzelanczyk, Heimannsohn, L. Kollenscher, L. Holländer.

176. **Schildberg i. P.** 40 Mitglieder. Vorstand: Apotheker B. Salinger, Vorsitzender; Rabbiner Dr. Krauß, Beisitzer, Fabrikbesitzer M. Jakubowski, Kassenwart; Lehrer Singermann, Schriftwart; Kaufmann A. Lichtenstein, Büchereiverwalter.

177. **Schivelbein i. P.** 24 Mitglieder. Vorstand: E. Wolff, Vorsitzender; Martin Borchardt, Stellvertreter; J. Gottschalk, Schatzmeister; Kantor S. Saul, Schriftführer; Bibliothekar: Der jeweilige Schochet.

178. **Schlawe.** 24 Mitglieder. Vorstand: Zahnarzt Rosen, 1. Vorsitzender; Wilhelm Blumenhain, 2. Vorsitzender; Max Schlesinger, Schriftführer; Lehrer Heidenfeld, Bibliothekar.

179. **Schlettstadt i. E.** 30 Mitglieder.

180. **Schlochau.** 52 Mitglieder. Vorstand: Max Freundlich, Vorsitzender; Hellmuth Blumenthal, Stellvertreter; Aron Kirsch, Kassierer; Sally Caspary, Schriftführer; Hermann Bausberger, Bibliothekar.

181. **Schneidemühl.** 74 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Lewkowitz, 1. Vorsitzender; Rechtsanwalt Soldin, 2. Vorsitzender; Julius Edel, Rendant; Lehrer Lewin, Schriftführer; Dr. Mislowitzer, Beisitzer; Pleß, Bibliothekar.

182. **Schokken.** 20 Mitglieder. Vorstand: Sally Julius, Vorsitzender; D. Kochmann, Schriftführer; E. Elias, Kassierer; J. Dattel, Bibliothekar.

183. **Schönlanke.** 43 Mitglieder. Vorstand: S. Badt, H. Bochner, Moses Fabian, Lehrer Wolff, S. Eppenstein, Kantor Cohn.

184. **Schrimm.** 72 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Silberberg, Vorsitzender; Ratsherr Kaufmann Heimann Breslauer, stellvertr. Vorsitzender; Ratsherr Kaufmann Albr. Jaffe, Schriftführer; Kaufmann Eugen Blick, Kassenwart; Lehrer J. Speyer, Bibliothekar.

185. **Schroda.** 25 Mitglieder. Vorstand: Buchdruckereibesitzer Jacob Bernstein, Vorsitzender; Kultusbeamter Steinkritzer, Stellvertreter; Hermann Boroschek, Schriftführer; Radziminski, Stellvertreter; Grunard, Rendant.

186. **Schweinfurt.** 70 Mitglieder. Vorstand: R.-A. Dr. Hommel, Vorsitzender; Rabb. Dr. Stein, Schriftführer; Bankier L. Lehmann, Kassierer.

187. **Schwedt a. O.** 25 Mitglieder. Vorstand: Dr. Martin Löwenthal, Vorsitzender; G. A. Meinhardt, Adolf Müllerheim, Hugo Seelig, Jul. Rosner, Max Goldstein. Ehrenmitglied Rabbiner Dr. Holzer.

188. **Schwersenz.** Vorstand: Lehrer H. Broh.

189. **Schwetz a. W.** 80 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Nordheimer, Vorsitzender; Kaufmann Alfr. Conitzer, Kassenführer; Kaufmann Paul Brenner, Schriftführer; Rechtsanwalt Hirsch, Beisitzer; Lehrer N. Dahl, Bibliothekar.

190. **Siegburg.** 45 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Seelig, Vorsitzender; Dr. M. Walter, stellvertr. Vorsitzender; S. Marx und Leo Hirschhahn.

191. **Sobernheim a. N.** 25 Mitglieder. Vorstand: Alfred Marum, Vorsitzender; Lehrer S. Berendt, Schriftführer.

192. **Speyer.** 125 Mitglieder. Vorstand: Isidor Roos, Vors.; Leop. Klein, Kassierer; Jul. Seligmann, Schriftführer.

193. **Stadtlengsfeld.** 26 Mitglieder. Vorstand: Landrabb. Dr. Wiesen und M. Klar.

194. **Steinheim** (Westfalen). 20 Mitglieder. Vorstand Siegfried Hochheimer, 1. Vorsitzender; Dr. Max Becher, 2. Vorsitzender; Lehrer Katzenstein, Schriftführer.

195. **Stettin.** 215 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Vogelstein, Vorsitzender; Dr. Ehrenberg, stellvertr. Vorsitzender; Max Wald, Schatzmeister; Gustav Treuenfels, Schriftführer; Dr. M. Worms, S. Wiener, Beisitzer.

196. **Stolp i. Pomm.** 102 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Max Joseph, 1. Vorsitzender; Fabrikbesitzer Hermann Blau, 2. Vorsitzender; Moritz Aron, Hugo Freundlich, Beisitzer; Simon Michaelis, Schriftführer; Max Gottschalk, Kassierer; Zahnarzt Max Neumann, Bibliothekar.

197. **Strasburg i. Westpr.** 39 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. Pick, Vorsitzender; Aron Salomon, stellv. Vorsitzender; Leopold Jablonowski, Kassierer; Leo Wiersch, Schriftführer; Julius Jacobi, stellv. Schriftführer.

198. **Strelno.** 25 Mitglieder. Vorstand: A. Lesser, Vorsitzender; Lehrer Oestler, O. Eilenberg, Beisitzer.

199. **Stuttgart.** 180 Mitglieder. Vorstand: Max Hausmeister, stellv. Vorsitzender.

200. **Tarnowitz.** 54 Mitglieder. Vorstand: Apothekenbesitzer Th. Behnsch, Roher, Löwenheim, Brauer, Stern.

201. **Thorn.** 136 Mitglieder. Vorstand: Professor Dr. Horowitz, 1. Vorsitzender; Rabbiner Dr. Rosenberg, 2. Vorsitzender; Rentier Adolph Jacob, Schatzmeister; Kaufmann H. Moskiewicz, Schriftführer; Justizrat Radt, Kaufmann D. Gerson, Bildhauer S. Meyer, Beisitzer.

202. **Tilsit.** 93 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Ehrlich, 1. Vorsitzender; Dr. med. Cahanowitz, 2. Vorsitzender; Bankier J. Sebba, Schriftführer; Kaufmann Moritz Glaß, Schatzmeister.

203. **Trier-Mosel.** 47 Mitglieder. Vorstand: Isid. Mayer, 1. Vorsitzender; J. Beermann, 2. Vorsitzender; Siegm. Loeb, Schatzmeister; Jacob Juda, Schriftführer.

204. **Tuchel.** 55 Mitglieder. Vorstand: H. Gotthilf, Vorsitzender; Kantor Lewithan, stellvertr. Vorsitzender u. Bibliothekar; Tierarzt Moses, Schatzmeister; Lehrer Jacubowski, Schriftführer.

205. **Ulm a. D.** 200 Mitglieder. Vorstand: Rechtsanwalt Moos I.

206. **Unna i. W.** 25 Mitglieder. Vorstand: Lehrer F. Buchdahl, L. Rosenberg, M. Sternfeld.

207. **Vallendar.** 30 Mitglieder. Vorstand: J. Alexander, Vorsitzender.

208. **Wanfried.** 20 Mitglieder. Vorstand: L. Ehrlich, Lehrer Wallach.

209. **Warburg i. W.** 30 Mitglieder. Vorstand: B. Nassau, 1. Vorsitzender; G. Böhm, 2. Vorsitzender; Lehrer Alexander, Schriftführer und Bibliothekar; J. Hoffmeyer, Rendant.

210. **Wesel.** 26 Mitglieder. Vorstand: Lehrer Spier, Vorsitzender; Dr. Falkenstein, Arzt; Max Elkan, Kaufmann.

211. **Westhofen** i. Els. 9 Mitglieder. Vorstand: Rabbiner Dr. Marx, Vorsitzender; Lehrer Kron, Schriftführer; Kantor Kauffmann, Kassierer.

212. **Wiesbaden.** 160 Mitglieder. Vorstand: Dr. med. Moritz Hirsch, 1. Vorsitzender; Benedict Strauß, 2. Vorsitzender; R.-A. Liebmann, 1. Schriftführer; Fritz Hertz, 2. Schriftführer; Alfred Bielefeld, Kassierer; Josef Baum, Edmund Capell, B. Kahn, Dr. J. Rosenthal, Beisitzer.

213. **Witten** (Ruhr). 60 Mitglieder. Vorstand: Lehrer J. Ostwald, 1. Vorsitzender; Dr. med. Marx, 2. Vorsitzender; Lehrer M. Mayer, Schriftführer; M. Blanck, Kassierer; Selmar Löwenstein.

214. **Witzenhausen.** 20 Mitglieder. Vorstand: S. Nußbaum, Vorsitzender; M. Kugelmann, stellvertr. Vorsitzender; Lehrer Katz, Schriftführer; S. Winterberg, Kassierer.

215. **Wongrowitz.** 52 Mitglieder. Vorstand: Rabb.-Verweser Nischkowski, wissenschaftlicher Vorsitzender; J. Förder, geschäftsführender Vorsitzender; Lehrer Spiewkowski, R. Lewin.

216. **Wreschen.** 40 Mitglieder. Vorstand: Rabb. Dr. M. Lewin, Vorsitzender; Justizrat Peyser, stellvertr. Vorsitzender; Louis Miodowski, M. Zucker, Itzig, M. Haase.

217. **Wronke.** 58 Mitglieder. Vorstand: J. Lissaar, 1. Vorsitzender; J. Back, 2. Vors.; Louis Lewinsohn, Kassierer; L. Hirsekorn, Leopold Haim und Moritz Kallmann.

218. **Würzburg.** 120 Mitglieder. Vorstand: Dr. Gustav Tachauer, Vorsitzender; Seminarlehrer Jacob Weißbart, Schriftführer; Emanuel Goldschmidt, Kassierer; Dr. Max Bacharach, Dr. M. Braunschweig, Beisitzer.

219. **Zempelburg.** 49 Mitglieder. Vorstand: Ehrenvorsitzender: Rabb. Dr. Schick; Julius Fock, Vorsitzender; Adolf Kroner, Schriftführer; Vergnügungsvorstand: Leo Lazarus. Georg Werner, Jacob Groß. Siegfried Heymann.

220. **Zweibrücken.** Vorstand: Rabb. Dr. Meyer, Otto Loeb.

Bericht

über die literarische Tätigkeit der Vereine im Winterhalbjahr 1907/1908.

Aachen.

Vorträge: Privatdozent Dr. Jul. Goldstein=Darmstadt: Die Poesie der Bibel. — Dr Theod Lessing=Goettingen: Psychologie und Antropologie der Juden. — Lehrer M Steinhardt=Magdeburg: Moses Montefiore. — Borries Freiherr von Münchhausen: Vortrag eigener Dichtungen. — Rabbiner Dr. Rosenthal=Berlin: Ibsen und die Bibel.

Allenstein.

Vorträge: Frau B. Leiser=Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Gymnasialoberlehrer Levy: Heidentum und Judentum. — Oberkantor E. Birnbaum=Königsberg: Was und wie unsere Altvorderen sangen. — Dr. Gustav Karpeles=Berlin: Das Theater bei den Juden. — Rabbiner Dr. Guttmann=Kulm: Schopenhauer und das Judentum.

Diskussionsabende: Rabbiner Dr Olitzki: Rückblick über die wichtigsten Vorgänge im Judentum während des letzten Jahres. — Derselbe: Apologetik des Judentums (2 Vorträge). — Sanitätsrat Dr. Kamnitzer: II. Versammlung des Verbandes der deutschen Juden.

Bibliothek. Bibliothekar: Inspektor Friedberger.

Literarische Vereinigung jüdischer junger Kaufleute. 28 Mitglieder. (M. Woyenthaler, Vorsitzender). Im Winter finden jeden Montag Vorträge und Referate mit Diskussion statt. An zwei festlichen Veranstaltungen nahm die ganze Gemeinde mit ihren Familien teil.

Alzey.

Vorträge: Rabbiner Dr. Tawrogi=Kreuznach: Die jüdischen Bestandteile im Koran — Lehrer Rothschild=Worms: Ludwig August Frankl, ein jüdischer Dichter und Philantrop der Neuzeit. — Dr. Gustav Karpeles=Berlin: Heinrich Heine. — Dr. Poritzky=Berlin: Maxim Gorki und das Judentum.

Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer A. Stern.

Augsburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. J. Goldschmidt-Offenbach: Die Welträtsel und das Judentum. — Rabbiner Dr. Einstein-Landau: Judennot. — Ober-Regisseur F. Kauer-Bern: Rezitationen.

Bamberg.

Vorträge: Dr. A. Eckstein-Bamberg: Religion und Wissenschaft innerhalb des Judentums — Herr S. Lipp-Bamberg: Die Juden im Welthandel. — Justizrat Carl Joël-Breslau. Die Bedeutung der Bibel in der Weltliteratur. — Dr. Apfel-Cöln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Dr. Goldstein-Darmstadt: Darwinismus und Judentum.

Bibliothek mit ca. 500 Bänden. Bibliothekar: Dr. A. Eckstein.

Berlin.

Vorträge: Privatdozent Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Darwinismus und Judentum. — Rabbiner Dr. Porges-Leipzig: Das wirtschaftliche Leben der Juden im Mittelalter. — Geheimer Justizrat Prof. Dr. Josef Kohler: Das Recht im Talmud. — Rabbiner Dr. Felix Perles-Königsberg: Judentum und Griechentum. — Hofrat Prof. Dr. Oscar Lenz-Prag: Die Juden in Marokko.— Rabbiner Dr. S. Weiße: Urteile hervorragender Nichtjuden über das Judentum. — Landrabbiner Dr. M. Doctor-Kassel: Die Juden in Amsterdam zur Zeit Rembrandts. — Dozent Dr. J. Elbogen: Das Pariser Synhedrium von 1807.

Populär-wissenschaftliche Unterhaltungsabende: Oberkantor Eduard Birnbaum-Königsberg: Wie und was unsere Altvordern sangen (mit Musikbegleitung). — Dr. L. Hirschberg: Die Bibel in der Musik. — Frau Irene Triesch: Rezitationen aus der Bibel.

Vorträge in Charlottenburg: Rabbiner Dr. S. Hochfeld: Gedanken über Pädagogik. — Dr. Ernst Cohn: Darstellung von Juden und Judentum in der bildenden Kunst (mit Lichtbildern). —

Bingen a. Rh.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Heyermans. — Alfred Auerbach-Frankfurt a. M.: Rezitationen jüdischer Dichtungen. — Rabbiner Dr. Kälter-Potsdam: Moritz Lazarus. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationen jüdischer Dichtungen. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Vorträge von Vereinsmitgliedern anläßlich einer Abendunterhaltung.

Bibliothek mit über 700 Bänden. Bibliothekar: Otto Groß.

Bocholt.

Vorträge: Dr. Apfel-Köln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Buddhismus und Judentum. — Rabbiner Dr. Ludwig Rosenthal-Berlin: Maimonides Bedeutung für Judentum und Christentum.

Bochum.

Vorträge: Prof. Dr. Grimme-Freiberg (Schweiz): Die Sonderstellung der Religion Israels im alten Orient. — Assessor Dr. Friedemann-Wiesbaden: Palästina, Land und Leute. — Rabbiner Dr. Neumarck-Duisburg: Schiller, ein Prophet. — Oberlehrer Dr. Heinemann-Frankfurt a. M.: Uriel Akosta in historischer und poetischer Darstellung. — Rabbiner Dr. Löwenthal-Hamburg: Björnsons Ueber unsere Kraft und das Judentum. — Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld: Das Buch von Pfarrer Traub in Dortmund: Aus suchender Seele.

Bibliothek: 300 Bände. Bibliothekar: M. Ostermann.

Dem Verein ist ein Jugendverein angegliedert worden.

Bonn a. Rh.

Vorträge: Frau R. Neißer-Breslau: Jüdische Frauengestalten im 19. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Köln: Biblische Stoffe in neueren deutschen Dramen. — Dr. Arthur Kahn-Berlin; Sabbath und Elternhaus in der Poesie. — Frau B. Fürth-Frankfurt a. M.: Die Frauen in der jüdisch-sozialen Fürsorgearbeit. — Rabbiner Dr. Kalischer-Bonn: Ein ungekannter Märchendichter des vorigen Jahrhunderts. — Maria Holgers-Berlin: Rezitationen aus der Bibel, Gedichte der mittelalterlichen jüdischen Poesie, sowie der neueren Dichter.

Brakel (Kreis Höxter).

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Rahel Varnhagen. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Jehuda Halewi und Walther von der Vogelweide, ein Vergleich.

Nach den Vorträgen fanden Diskussionen statt.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Jakoby.

Brandenburg a. H.

Vorträge: Dr. Arthur Kahn: Der Sabbath in der jüdischen Dichtung. — Dr. G. Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Dr. J. E. Poritzky: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Dr. Ackermann: Vorlesung eigener Dichtungen. — Dr. B. Elsaß: Karl Emil Franzos. — Dr. L. Hirschberg: Die Bibel in der Musik I.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Ackermann.

Braunschweig.

Vorträge: Landesrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Erziehung, Bildung und Charakter einst und jetzt.

Bibliothek mit 400 Bänden. Bibliothekar: Feodor Spanjer-Herford.

Breslau.

Vorträge: Prof Dr. Sellin-Wien; Ausgrabungen in Jericho. — Prof. Dr. M. Philippson-Berlin: Juden im Orient. Erlebtes und Gehörtes. — Prof. Dr. Warschauer-Posen: Capistrano, der Judenfeind, in Schlesien und Polen. — Dr. Apfel-Köln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Dr. Julius Guttmann-Breslau: Kant und die Juden. — Oberbibliothekar Prof. Dr. L. Cohn-Breslau: Ueber die griechische Bibelübersetzung. — Justizrat Joel-Breslau: Die englische Staatsumwälzung unter Cromwell in ihren Folgen für die Juden.

Bromberg.

Vorträge: Prof. Geiger: Der Reuchlinsche Streit über die Bücher der Juden. — Rechtsanwalt Aronsohn: Eduard Lasker. — Dr. G Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und das Judentum. — Schriftsteller Loewenthal: Ein Gang durch die neujüdische Poesie, Rezitationen mit Vorwort und Erläuterungen.

Kleine Bibliothek.

Bruchsal.

Vorträge: Frau Joh. Wolff-Friedberg-Karlsruhe: Der jüdische Frauentypus in der deutschen Dichtung. — Sig. Salzberger-Bruchsal: Neuzeit und Judentum. — Landrabbiner Dr. Doktor-Cassel: Die Musik bei den alten Hebräern — Bezirksrabbiner Dr. Eschelbacher-Bruchsal: Juden und Judentum in der Romanliteratur der letzten Jahre.

Bibliothek mit ca. 250 Bänden. Bibliothekar: M. Nathan.

Cassel.

Vorträge: Bankier H. Blumenthal-Cassel: Lesefrüchte. — Rabbiner Dr. Loewenthal-Hamburg: Der historische Hintergrund des Salome-Drama. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Nietzsche und seine Stellung zum Judentum. — Landrabb. Dr. Doktor-Cassel: Die Ausgrabungen in Elefantine. — Rezitator Graetz vom Stadttheater in Hamburg: Rezitation ernster und humoristischer Dichtungen.

Wochenberichte wurden von H. Blumenthal und Landrabb. Dr. Doktor erstattet.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Horwitz.

Coburg.

Vorträge: Privat-Dozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Poesie der Bibel. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Ueber die Entstehung des Christentums. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und das Judentum. — Schuldirektor Dr. Feilchenfeld-Fürth: Der Kampf um den Talmud Johann Reuchlins.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Simon Oppenheim.

Coethen, Anhalt.

Vorträge: Dr. B. Seligkowitz-Cöthen: Zwei Vorträge über Schopenhauer und das Judentum. — Derselbe: Ein Cyklus von Vorträgen über Geschichte des Judentums.

Cottbus.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Rabbiner Dr. Posner: Das Prinzip der Liebe im Judentum. — Rabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Ueber Hochzeit und Ehe. — Dr. Poritzky-Berlin: Ueber Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Albert Katz-Berlin: Lord Byron und seine hebräischen Melodien.

Bibliothek mit ca. 100 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Posner.

Crefeld.

Vorträge: Dr. Goldstein-Darmstadt: Spinoza — ein Denkerleben. — Börries von Münchhausen: Rezitationen aus seinen Werken Juda und Balladen. — Dr. Kaelter-Danzig: Ein jüdischer Idealist. — Lehrer Steinhardt-Magdeburg: Die Juden Deutschlands im 10. und 11. Jahrhundert. — Prof. Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Johann Reuchlin und der Streit um die Bücher der Juden. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin-Charlottenburg: Die Bibel in der Musik I. Teil mit pianistischen und gesanglichen Erläuterungen.

Kleine Bibliothek.

Culm i. W.

Vorträge: B. Loewenthal-Graudenz: Rezitationen aus modernen jüdischen Dichtungen. — Prof. Dr. Philippson-Berlin: Das Judentum in seinem Verhältnis zu den anderen Kulturreligionen — Frl. Martha Bukofzer-Königsberg: Der jüdische Salon. — Rabbiner Dr. Guttmann: Witz und Humor in der jüdischen Literatur. — R.-A. Blumenthal: Ein jüdischer Herzog. — Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Optimismus und Pessimismus im Judentum. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Geiger-Berlin: Göthe und die Juden.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Magnus Bukofzer.

Culmsee.

Vorträge: B. Loewenthal-Graudenz: Ernstes und Heiteres aus der jüdischen Literatur. — Albert Katz-Berlin: Christen und Juden als Förderer der hebräischen Literatur. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Uriel Acosta in Geschichte und Drama.

Danzig.

Vorträge: Rabbiner Dr. Kaelter: Lazarus, ein jüdischer Idealist. — Rabbiner Dr. Joseph-Stolp: Salomon Maimon, ein Kulturbild. — Julius Schacht: Psychologie des Renegatentums. — Julius Levy-Danzig: Jerusalem zur Zeit des Flavius-Josephus. — Justizrat Steinhardt-Danzig: Ueber die II. General-Versammlung des Verbandes der deutschen Juden und sonstige die Interessen des Judentums fördernde Organisationen. — Rabbiner Dr. Neuhaus-Lauenburg: Moderne jüdische Dichter. — Dr. med Löwy: Ausbau der Literatur-Vereine. — R.-A. Baumann: Ueber den Jargon.

Bibliothek mit 500 Bänden.

Dessau.

Vorträge: Es fanden fast allwöchentlich Veranstaltungen mit Vorträgen von hiesigen und auswärtigen Rednern statt. Mendelssohn-Verein, Loge und Zionistische Vereinigung leiteten abwechselnd die Veranstaltungen, zu denen stets die gesamte Gemeinde eingeladen wurde.

Dirschau.

Vorträge: Dr. Neuhaus-Ostrowo i. P.: Moderne Literatur im Judentum. — Dr. Nordheimer-Schwetz a. W.: Optimismus und Pessimismus im Judentum. — R.-A. Bernstein-Danzig: Die Rechtslage der Juden in Preußen im 19. Jahrhundert. — B. Loewenthal-Graudenz: Ernstes und Heiteres aus der modernen jüdischen Literatur. — Fritz Richard-Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur.

Dortmund.

Vorträge: Prof. Dr. Grimme-Freiberg: Die Sonderstellung der Religion Israels im alten Orient. — Dr. Jacob-Dortmund: Der Tontafelfund in Tel-Amarna. — Dr. Heinemann-Frankfurt a. M.: Arbeitsbewertung und Arbeitsteilung im alten Israel. — Frau Johanna Meyer-Berlin: Die jüdische Frau als Mutter. — Dr. M. N. Nathan-Berlin: Die Wissenschaft des Judentums. — Prediger a. D. Lewinger-Dortmund: Die Memoiren der Glückel von Hameln.

Bibliothek mit 130 Bänden. Bibliothekar: Em. Goldschmidt.

Dresden.

Vorträge: Oberkantor Zivi-Elberfeld: Ursprung und Entwicklung der jüdischen Musik (mit Erläuterungen am Klavier). —

Rabbiner Dr. Ackermann-Brandenburg a. H.: Das Judentum im Lichte des Vorurteils. — Hofrat Prof. Dr. Lenz-Prag: Die Juden in Marokko. — Dr. Stein-Dresden: Die hebräische Poesie der Juden im Mittelalter. — Dr. med. Hoffstein-Dresden: Die moderne Bewegung im Judentum.

Duisburg.

Vorträge: Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Die Poesie der Bibel. — Boerries Freiherr von Münchhausen: Vortrag aus seinen Dichtungen. — M. Steinhardt-Magdeburg: Geschichte der Juden im Mittelalter. — Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Die Psalmen in der Weltliteratur. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Griechische Gefahr und Erhaltung des Judentums.

Herr Rabbiner Dr. Neumark veranstaltete ferner einen Vortragszyklus „Aus dem Zeitalter der Propheten." Monatlich fand ein Vortrag statt.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Neumark.

Düsseldorf.

Vorträge: Dr. Baeck: Tolstoi. — Derselbe: Der Kaufmann von Venedig. — Dr. Gustav Karpeles: Karl Emil Franzos. — Dr. B. Cahn: Die Juden im Orient.

Eberswalde.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Judentum und Vaterlandsliebe. — Rabbiner Hörter-Berlin: Der Talmud und seine Schicksale. — Hamburger-Eberswalde: Die Helden für Freiheit und Glauben. — Derselbe: Erziehung und Unterricht in talmudischer Zeit. — Dr. Funk: Ethik des Talmuds.

Eisenach.

Vorträge: Dr. Rosenthal-Berlin: Judentum und Vaterlandsliebe. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Moderne jüdische Literatur, und buntes Allerlei. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Was war, ist, und kann uns die Bibel sein. — Dr. Poritzky-Berlin: Herm. Heyjermans. — Prediger E. Meyer-Eisenach: Die Notwendigkeit des Religionsunterrichts.

Bibliothek mit 200 Bänden. Bibliothekar: Bernh. Großmann.

Elberfeld.

Dr. Heinemann, Dr. Löwenthal-Hamburg, Lehrer Goldschmidt-Dortmund und Dr. Samuel-Essen sprachen über verschiedene Themata.

Kleine Bibliothek.

Elbing.

Vorträge: Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Die Makkabäer in Geschichte und Dichtung. — Rechtsanwalt Blumenthal-Culm: Die Juden im Sprichwort. — B. Loewenthal-Graudenz. Rezitationen aus modernen jüdischen Dichtungen. — Dr. med. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, I. Teil. — Rabbiner Dr. Kälter-Danzig: Moritz Lazarus, ein jüdischer Idealist.

Erfurt.

Vorträge: Rabbiner Dr. Salzberger-Erfurt: Maimonides. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Was war, was ist uns die Bibel und was kann sie uns werden? — Dr. Poritzky-Berlin: Ludwig Börne. — Musikschriftsteller M. Puttmann-Erfurt: Die Musik in der Bibel.

Bibliothek mit 210 Bänden. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Salzberger.

Essen a. d. Ruhr.

Vorträge: Professor Dr. H. Grimme-Freiburg (Schweiz): Die Sonderstellung der Religion Israels im alten Orient. — Dr. Alfred Friedemann-Wiesbaden: Palästina, Land und Leute. — Frau Johanna Wolff-Friedeberg-Karlsruhe: Der jüdische Frauentypus in der deutschen Dichtung. — Rabbiner Dr. A. Löwenthal-Hamburg: Björnson, Ueber uns're Kraft und das Wesen des Judentums. — Rabbiner Dr. Norden-Elberfeld: Der Charakter König Davids kritisch beleuchtet. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend. — Lehrer Abraham-Essen: Manasse ben Israel und die Wiederansiedelung der Juden in England um 1687 (zugleich General-Versammlung). — Rabbiner Dr. Samuel-Essen: Christliche und jüdische Ethik (an der Hand der zur Verteilung gelangten „Parallelen").

Gemeinsame Besichtigung der Ausstellung jüdischer Kunstdenkmäler in Düsseldorf unter sachkundiger Führung.

Bibliothek mit 650 Bänden. Bibliothekar: Fräulein Cäcilie Samuel.

Die Mitglieder des hiesigen jüdischen Jugend-Vereins erhalten zu den Vortragsabenden regelmäßig eine größere Anzahl Einladungen, auch ist ihnen die Benutzung der Bibliothek gestattet.

Filehne.

Vorträge: Rabbiner Nobel-Filehne: Raschi im Geistesverkehr. — Derselbe: Wanderung durch die jüdische Geschichte. - Rabbiner Dr. Elsas-Landsberg: Lichtbilder. — Lehrer Lewin-Schneidemühl: Die Chazaren. — Fritz Richard-Berlin: Ernstes und Heiteres aus dem jüdischen Leben.

Bibliothek mit ca. 200 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Gerson:

Forst i. L.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Fritz Richard-Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Die drei Rätselbücher der Menschheit. — Schriftsteller Albert Katz-Berlin: Juden und Christen als Förderer der hebräischen Literatur. — Prediger Pulvermann - Forst: Die Glanzepoche der Juden in Spanien.

Diskussionsabende: Alle 14 Tage Versammlung mit Diskussionen über diverse Themata seitens der Vereinsmitglieder.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Pulvermann.

Fordon a. d. Weichsel.

Vorträge: Rabbiner Dr. Walter-Bromberg: Ueber Moses Mendelssohn.

Frankfurt a. O.

Vorträge: Dr. Max Osborn-Berlin, Max Liebermann: (mit Lichtbildern). — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Drei Rätselbücher der Menschheit. — Dr. Hirschberg-Berlin: Bibel in der Musik II.

Im Laufe des Winters fanden monatlich zwei Diskussionsabende statt.

Bibliothek mit 550 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Dobrowolsky.

Gießen.

Vorträge: Distriktsrabbiner Dr. Wachenheimer-Aschaffenburg: Rabbi Akiba. — Lehrer Marx-Gießen: Aus der Geschichte der Religionsgemeinde Gießen. — Rabbiner Dr. Lazarus-Frankfurt: Moderne Erziehung und Judentum. — Hans Eschelbach - Bonn: Rezitation eigener Dichtungen. — Dr. Arthur Kahn-Berlin: Aus dem New Yorker Ghetto.

Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Glogau.

Vorträge: Dr. L. Hirschberg: Die Bibel in der Musik. — Geh. Rat Prof. Geiger: Berth. Auerbach.

Bibliothek mit 1200 Bänden, über 200 talmudischen Werken und viele Broschüren. Bibliothekare: Primaner Ostertag, Frl. Fraenkel.

Gollub i. Westpr.

Vorträge: Dr. Eppenstein-Briesen: Leopold Zunz und seine Zeit. — Lehrer Kadisch-Gollub: Ahlem. — Dr. Pick-Strasburg W.-Pr.: Der Kaufmann von Venedig. — Kadisch - Gollub: Das Leben Moses nach Bibel und Sage.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Jacob Hirsch.

Gotha.

Vorträge: Auerbach-Frankfurt a. M.: Rezitationen ernsten und heiteren Inhalts aus den Werken von Rosenfeld, Cohn ꝛc. — Dr. Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Dr. Poritzki-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehung zum Judentum.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Otto Goldschmidt.

Grätz (Posen).

Vorträge: Rabbiner Dr. Lewin-Wreschen: Moderne Gedanken im Lichte des Judentums. — Frau B. Leiser-Köln: Kulturaufgaben der jüdischen Frau. — Fräulein Schellenberg: Rezitationen aus der Jargon-Literatur.

Bibliothek mit ca. 150 Bänden. Bibliothekar: S. Jablonski.

Graudenz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Silberstein-Elbing: Herder über das Judentum. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg W.-Pr.: Uriel Acosta in Geschichte und Drama. — Bernhard Loewenthal-Graudenz: Rezitationen. Ernstes und Heiteres aus der jüdischen Literatur. — Lehrer Mannheim-Graudenz: Land und Leute in Palästina. — Geh. Sanitätsrat Dr. Wolff-Graudenz: Die Geschichte der Juden in Polen. — Rabbiner Dr. Lövy-Graudenz: Die Geschichte Israels an der Hand der alten Denkmäler (mit Lichtbildern).

Außerdem Lehrvorträge an jedem Sonnabend Abend im Winter (Chumesch mit Raschi).

Bibliothek mit 550 Bänden. Bibliothekar: Lehrer und Gemeindesekretär Dr. Mannheim.

Groß-Blittersdorf i. Lothr.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: E. Frank.

Gr.-Strehlitz.

Vorträge: Rechtsanwalt Salinger-Oppeln: Ziele und Bestrebungen des Zentral-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. — Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Die Melodien und Gesänge unseres jüdischen Gottesdienstes mit musikalischen und gesanglichen Illustrationen. — Professor M. Philippson-Berlin: Judentum und die drei übrigen Kulturreligionen. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Arthur Schopenhauer und sein Verhältnis zu Juden und Christentum. — Dr. Karpeles-Berlin: Humor und Liebe in der hebräischen Poesie. — Lehrer Angreß-Gr.-Strehlitz: Das Bild des Propheten Elias.

Grünberg i. Schlesien.

Vorträge: Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und sein Verhältnis zum Judentum. — Schauspieler Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend: Sal. Kohn, Baer-Hoffmann, Th. Herzl, Arthur Fitger, S. Asch. — Karl Rosenthal-Grünberg i. Schl. — Rezitationen: Wildenbruch, Conr. Ferd. Meyer, Friedr. Hebbel, Johannes Trojan.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: A. Baeck.

Hagen i. W.

Vorträge: Rabbiner Dr. Coblenz: Spinozas Stellung zum Judentum und zur Religion überhaupt. — Referendar Ferd. David-Hagen: Jüdische Kunst und Künstler (Lichtbildervortrag). — Referendar Dr. Apfel-Cöln: Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Buddhismus und Judentum als Grundtypen der Lebensanschauung. — Musikalischer Abend: Kantor B. Rosenbaum-Barmen, Sängerin Fräulein Rauttenberg.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Willy Abt.

Hamburg.

Vorträge: Prof. Dr. Kisch: — Der hohe Rabbi Löb. — Dr. Hirschberg-Berlin: Judäas Kriegshelden in der Musik. — Dr. Lewinsky-Hildesheim: Ein deutscher Edelmann als Kämpfer für die Emanzipation der Juden. — Dr. Loewe-Berlin: Die Sprache der Juden. — Dr. Ludwig Rosenthal: Berlin: M. Chaim Luzzatto's Dramen und die Kabbala. — Dr. Loewenthal-Hamburg: Die Unterhaltungslektüre unserer Väter. — Raph. Ernst May-Hamburg: Neuere Angriffe auf den Charakter der Juden.
Bibliothek.

Hamburg (Gabriel Rießer-Verein).

Vorträge: Alfred Freiherr von Berger: Hebbels Judith und die Apokryphen. — Dr. J. Löwenberg: Der gelbe Fleck. — Dr. D. Leimdörfer-Hamburg: Die gelehrte Poetin Copia Sullam in Venedig. — Pastor Clemens Schultz: Das Buch Jesaias. — Dr. J. Sonderling: Moderne jüdische Kunst. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. L. Geiger: Was bedeutet uns Moses Mendelssohn.

Hameln.

Vorträge: Dr. L. Rosenthal-Berlin: Deutsche Juden. — Dr. Poritzky-Berlin: Ludwig Börne. — Bachrach-Hameln: Ueber die Eigenart des Judentums.

Hamm i. W.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Ludwig Börne. — R.-A. Dr. Michaelis-Hamm: Statistik bei den Juden. — Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Biblische Königsbücher und Shakespeares Königsdramen. — Dozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Poesie in der Bibel.

Hannover.

Vorträge: Professor Alexander Strakosch-Berlin: Rezitations-Abend. — Rabbiner Dr. Freund-Hannover: Religionsgespräch in alter Zeit. — Rabbiner Dr. Kälter-Potsdam: Moritz Lazarus, ein jüdischer Idealist. — Schriftsteller Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Hermann Heyermans.

Das Jahrbuch der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur wurde den Mitgliedern wiederum kostenfrei geliefert.

Hattingen (Ruhr).

Vorträge: Kantor Zivi-Elberfeld: Ursprung und Entwickelung der jüdischen Musik (mit Erläuterungen am Klavier). — Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Heinrich Heine. — R.-A. Max Abel-Essen: Die Aufgaben des Zentral-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens.

An einzelne Vorträge schlossen sich Diskussionen an.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer M. Andorn.

Hechingen (Hohenzollern).

Vorträge: Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, I. Teil (bis zum Tode Moses). — Stadtrabbiner Dr. Hannes-Konstanz: Biblische Frauengestalten.

Deklamationen, Gesangs- und Instrumental-Vorträge aus Werken jüdischer Autoren, sowie Rezitation aus Lessing's „Nathan". Sämtliche Darbietungen durch Damen und Herren des Vereins.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer und Rabbinatsverweser Leo Schmalzbach.

Hohensalza.

Vorträge: Rezitator Dr. Geyer-Berlin: Rezitation aus jüdischen Dichtungen der Gegenwart. — Frau Leiser-Köln: Altjüdische und moderne Pädagogik. — Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Raschi und seine Zeit. — Rabbiner Bamberger-Wandsbeck: Das Judentum und die bildende Kunst.

Bibliothek mit 318 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Levy.

Höxter.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Hermann Heyermans. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Hebbel, Grillparzer, Otto Ludwig

und die Bibel. — Dr. Cohn-Berlin: Ueber die Bedeutung der Frau im jüdischen Volksleben. — Lehrer Alexander-Warburg: Ein christlicher Gelehrter als Verteidiger des jüdischen Schrifttums.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer J. Weinberg.

Insterburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Vogelstein-Königsberg: Gabriel Rießer. — Stadtrat Eichelbaum-Insterburg: Etwas über die Simon'sche Stiftung in Hannover und über die israelitische Erziehungsanstalt in Ahlen. — Dozent Dr. med. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, I. Teil (bis zum Tode Moses). — Rabbiner Dr. Perles-Königsberg: Soziale Gerechtigkeit im alten Judentum. — Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Die Vertreibung der Juden aus Spanien und die Begründung der jüdischen Gemeinde in Holland. — Außerdem hielt Rabbiner Dr. Beermann einen Zyklus fortlaufender Vorträge über die Geschichte der spanischen und portugiesischen Juden.

Iserlohn.

Vorträge: Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum. — Fritz Richard, Regisseur: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Spinoza, ein Denkerleben.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Hermann Wertheim.

Karlsruhe i. B.

Vorträge: Frau Dr. Johanna Wolff-Friedberg-Karlsruhe: Der jüdische Frauentypus in der deutschen Dichtung. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Erinnerungen an Berthold Auerbach. — Rabbiner Dr. Eschelbacher-Bruchsal: Die moderne Wissenschaft des Judentums. — Privatdozent Dr. Goldstein-Darmstadt: Die modernen Rassentheorien und ihre Beziehungen zum Judentum. —

Kempen i. P.

Vorträge: Rabbiner Dr. Krausz-Schildberg: Das Leben der Seele in Bibel und Talmud. — Rabbiner Dr. Berger-Krotoschin: Napoleon Bonaparte und die Juden. — Rabbiner Dr. Lewin: Kempen: Neues Leben blüht aus den Ruinen. — Oberrabbiner Dr. Ritter-Rotterdam: Hebräische Sprachbegriffe als Spiegelbilder der jüdischen Volksseele. — Rabbiner Dr. Silberberg-Schrimm: Des Lebens Ernst und Freude im Lichte der Bibel.

Außerdem hatten die Mitglieder freien Zutritt zu dem von der hiesigen Caritas-Loge (U. O. B. B.) veranstalteten Vortrage Dr. Koeppens-Berlin: Kunst und Kultur der Babylonier und Assyrier.

Bibliothek mit 180 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Felix Goldberg

Kiel.

Vorträge: Dr. Rieger-Hamburg: Hillel und Jesu. — Dr. jur. Apfel-Köln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Lichtbildervortrag aus Israels Geschichte aus dem Verlag Benzinger-Stuttgart. — Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki und seine Beziehungen zum Judentum.

Diskussionen finden nach jedem Vortrage statt.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer L. Katz.

Kitzingen.

Vorträge: Dr. Mannheimer-Oldenburg: Das Judentum und die Kultur. — Dr. Apfel-Cöln: Die Rennaissance des jüdischen Bewußtseins. — Dr. Poritzky-Berlin: Hermann Heyermans. — Dr. Hommel-Schweinfurt: Shylock.

Bibliothek mit 100 Bänden. Bibliothekar: Lehrer N. Bamberger.

Koblenz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Saalfeld-Mainz: Geschichtliche Erinnerungen auf einer Rheinreise. — Sieg. Bergel-Berlin: Die Juden des Ostens und Westens. — Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Die Poesie in der Bibel. — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Heinrich Heine und das Judentum. — Dr. med. Max Wolf: Ueber den Schmerz in alter und neuer Anschauung. — Prediger Hahn-Coblenz: Makkabäerzeit und Gegenwart. – M. Steinhardt-Magdeburg: Moses Montefiore. — Henriette Fürth-Frankfurt a. M.: Die Berufswahl der Töchter. — Schauspieler Richard-Berlin: Rezitationsabend.

Konitz (Westpreußen).

Vorträge: Frau Rahmer-Rothmann, Rezitationen: Szimchaß-Thora-Feier. — Dr. Weyl-Konitz: Salomo Gabirol. — Derselbe: Jehuda Halevi; Aufführung des Chanukka-Festspiels „Die drei Wünsche“ von Rabbiner Dr. Ackermann. — Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Melodien und Gesänge des jüdischen Gottesdienstes. — Dr. Weyl-Konitz: Moses Montefiore.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: J. Fleischer.

Köln a. Rh.

Vorträge: Fritz Odemar-Köln: Rezitationen (Gabirol, Juda Halevi, Ibn Esra). — Dr. Rosenthal-Köln: Maimonides. — Lehrerin Paula Löb-Köln: Benjamin von Tudela. — Oberlehrer Dr. Aron-Köln: Die Religionsdisputationen der spanisch-jüdischen Zeit. — Dr. J. Benzinger-Jerusalem: Volksleben im Lande der

Bibel. — Rabbiner Dr. Hannover-Köln: Herzog von Naxos. — Irene Triesch-Berlin: Bibel-Rezitationen. — Benno Sternberg-Köln: Musikalische Präludien zur Bibel. — Außerdem 6 Vorträge von N. Sokolow: Jüdische Volkskunde.

Bibliothek mit 600 Bänden.

Königsberg i. Pr.

Vorträge: Syndikus Dr. Max Wittenberg-Hamburg: Jüdische Auswanderung — Lehrer Isidor Sandler: Referat über Bäck, Wesen des Judentums. — Dr. Emil Geyer-Berlin: Rezitationsabend jüdischer Dichtungen. — Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Die Makkabäer in Sage und Dichtung. — Dr. E. Pinczower: Zur Psychologie der Reform im Judentum. — Oberkantor Birnbaum: Wie, und was unsere Altvordern sangen. — Rabbiner Dr. Vogelstein-Königsberg: Neuaufgefundene jüdische Urkunden aus der Perserzeit. — Redakteur H. Michaelis: Rezitation jüdischer Dichtungen. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik. — Dr. Ismar Elbogen-Berlin: Die Kammerknechtschaft der deutschen Juden im Mittelalter. — Kaufmann Isidor Fabian:. Referat über die Hauptversammlung des Verbandes der deutschen Juden.

Bibliothek. Bibliothekar: Oberkantor Birnbaum.

Krotoschin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Heinrich Berger-Krotoschin: Die Notabelnversammlung und das Synhedrin unter Napoleon. — Geh. Regierungsrat Prof. Dr. Geiger: Herder und das Judentum. — Lehrer A. Margolius-Krotoschin: Uriel Acosta. — Lehrer Joseph Wolf: Die Lage der Juden in Rumänien.

Bibliothek mit 360 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Margolius.

Der Verein unterhält mehrere Zeitschriften und hat mit der Hohenzollernloge gemeinsam eine Lesehalle gegründet.

Lage/Lippe.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Ueber Ludwig Börne. — Dr. Ludwig Rosenthal-Berlin: Judentum und Vaterlandsliebe. — Derselbe: Ibsen und die jüdische Pflichtenlehre. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Freytag, Franzos und Jakobowsky.

Landsberg a. W.

Vorträge: Rabbiner Nobel-Filehne: Raschi. — Rabbiner Dr. Kälter-Danzig: Die Poesie der Bibel. — Frau Henriette Fürth: Das Judentum im Weltbild. — Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz a. W.: Das Kaddischgebet. — Rabbiner Dr. Elsaß-Landsberg: Ahasver in Sage und Dichtung.

Lautenburg (Westpr.).

Vorträge: A. Bukofzer-Danzig: Soziale Ideen und modernes Judentum. — Frau Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Loewenthal-Graudenz: Rezitationen. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Dr. Pick-Strasburg: Die jüdischen Gestalten im Kaufmann von Venedig.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Treumann.

Leipzig.

Vorträge: Rabbiner Dr. Sonderling-Hamburg: Jüdische Moderne in Wort und Bild. - Landrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Schlaf und Traum in Bibel und Talmud. — Oberkantor E. Birnbaum-Königsberg: Wie und was unsere Altvorderen sangen. — Fräulein Tony Eick-Koblenz: Moderne jüdische und orientalische Dichtungen. — J. Faitlowitsch-Paris: Aufenthalt bei den Falaschas.

Lippstadt.

Vorträge: Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Baruch Spinoza. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Rahel Varnhagen — Rabbiner Dr L. A. Rosenthal-Berlin: Wodurch wurden die Juden von Ackerbau und Viehzucht fortgedrängt. — Lehrer Alexander-Warburg: Ein christlicher Verteidiger des jüdischen Schrifttums.
Im Anschluß an die Vorträge fanden Diskussionen statt.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: M Levisohn.

Lissa i. P.

Vorträge: Dr. Lucas-Glogau: Die Juden in Portugal. — Dr. Cohn-Rawitsch: Altertumskunde im Orient und Bibel. — Oberkantor Leibowitz-Posen: Musik im jüdischen Gottesdienst. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg-Wpr: Nathan der Weise und der Talmud.
Diskussions-Abend: Rabbiner Dr. Bäck: Die Namen der Juden, ihre Entstehung und Bedeutung.
Bibliothek mit 550 Bänden; auch einen Journalzirkel mit 5 jüdischen Blättern in 22 Exemplaren. Bibliothekar: Herbst.
Der Verein ist seit Jahren Mitglied des Vereins zur Förderung der Wissenschaft des Judentums.

Loebau (Westpr.).

Vorträge: Dr. Pick-Straßburg: Die jüdischen Gestalten im Kaufmann von Venedig. — Tobias-Loebau: Die Heldengeschichte der Makkabäer.
Bibliothek mit ca. 380 Bänden. Bibliothekar: Kantor Rawitscher.

Lublinitz.

Vorträge: Rabbiner Dr. Friedmann: Ausgewählte Stücke aus dem Traktat Berachot. — Derselbe: Weshalb wird Kohelet am Freudenfeste gelesen?

Ludwigshafen a. Rh.

Vorträge: Rabbiner Dr. Lewit-Alzy: Moderne Weltanschauung und das Judentum. — Schauspieler Fritz Richard-Berlin: Buntes Allerlei. — Schriftsteller Hans Eschelbach-Bonn: Eigene Dichtungen. — Mathematiker Spitzer-Ludwigshafen: Der biblische Schöpfungsbericht im Licht der Naturwissenschaft. — Dramaturg Dr. Karl Wolff-Karlsruhe: Die Sage vom ewigen Juden. — Kantor Wetzler: Beziehungen zwischen Mendelssohn und Lessing. — Hirsch und Löb-Mannheim: Rezitationen hierzu.

Diskussion-Abend zwecks Gründung eines israelitischen Frauenvereins in Ludwigshafen a. Rh. Referenten: Dr. Eugen Gerstle, Arzt, Mathematiker Koburger und Kantor Wetzler Ludwigshafen.

Bibliothek mit 164 Bänden. Bibliothekar: Kantor Wetzler.

Magdeburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Wilde: Protestantismus und Judentum. — Seminardirektor Dr. Knoller-Hannover: Soziale Ethik in der mosaischen Gesetzgebung. — Frau Regina Neißer-Breslau: Was mein Schreibtisch erzählt. — Schriftsteller Dr. Ludwigcohn-Berlin: Freytag, Franzos, Jakabowski. — Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Hermann Heyermans. — Dozent Dr. Elbogen-Berlin: Vor 100 Jahren.

Bibliothek mit 420 Bänden. Bibliothekar: Dr. Simon.

Mainz.

Vorträge: Prof. Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Goethe und die Juden. — Oberlehrer Dr. J. Heinemann-Frankfurt a. M.: Arbeitsteilung und Arbeitsbewertung im alten Israel. — Privatdozent Dr. J. Goldstein-Darmstadt: Betrachtungen über den Gottesglauben des Judentums. — Dr. G. Karpeles - Berlin: Die Zukunft des Judentums. — Dr. med. Arthur Kahn - Berlin: Das Ghetto in New-York. — Frau Henriette Fürth-Frankfurt a. M: Die Juden im Weltbild.

Die Bibliothek der Rhenus-Loge steht den Mitgliedern zur Verfügung.

M.-Gladbach.

Vorträge: Privatdozent Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Die Poesie der Bibel. — M. Steinhardt-Magdeburg: Symbole und

Zeichen im Kulturleben der Menschheit. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Karl Loewe's Komposition biblischer Stoffe. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Gabriel Rießer. — Justizrat Ludwig Fuld-Mainz: Der Staat und die Minoritäten. — Rabbiner Dr. Bäck-Düsseldorf: Tolstoi.

Mannheim.

Vorträge: Privatdozent Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Spinoza. — Dr. Adolf Friedemann-Wiesbaden: Palästina. — Dr. N. Birnbaum-Wien: Kultur des Ost-Judentums. — Frau Johanna Wolff-Freiberg-Karlsruhe: Jüdische Frauentypen in der deutschen Dichtung. — Rabbiner Dr. Wilensky-Nikolajeff: Unter dem Druck eines hundertjährigen Ausnahmezustandes. Beitrag zur Gegenwartgeschichte der Juden in Rußland. — Kirchenrat Dr. Kroner-Stuttgart: Propheten und Pharisäer. — Rabbiner M. Hoffmann-Randegg: Die Arbeiterfrage in der biblisch-talmudischen Gesetzgebung.

Memel.

Vorträge: Syndikus Dr. Wittenberg-Hamburg: Biblische Frauen. — Schriftstellerin B. Leiser-Cöln: Das Kind im Judentum. — Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Die Makkabäer in der Geschichte und auf der Bühne. — Rabbiner Dr. Isaak Stein-Memel: Aus den ersten Tagen der spanischen Judenheit. — Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Sinai und Paran. — Syndikus Dr. Wittenberg-Hamburg: Auswanderung (unter Vorführung von zahlreichen Lichtbildern). — Musikalisch-deklamatorischer Jargon-Abend von S. Goldfaden.

Bibliothek mit 360 Bänden (491 Bücher). Bibliothekar: Lehrer und Kantor Joseph Kahn.

Merzig a. Saar.

Vorträge: Fritz Richard-Berlin. — Frau Leiser-Köln.

München.

Vorträge: Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik. — Frau Marie Pospischil-Berlin: Rezitationen aus „Jacob", von Klausner-Davoc. — Rabbiner Dr. Salfeld-Mainz: Haus und Welt der deutschen Juden im Mittelalter. — Dr. Julius Goldstein-Darmstadt: Poesie der Bibel. — Dr. Heinrich Ehrentreu: Die Vertreibung der Juden aus Spanien. — Schriftsteller Fabius Schach: Jüdische Kultur in Ost- und Westeuropa. — Dr. med. Raphael Levi: Judentum und Wissenschaft im Altertum.

Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Finkelscherer.

Myslowitz O.-Schl.

Vorträge: Dr. Glogauer: Die Juden in der Literatur des 13. bis 16. Jahrhunderts. — S. Lacqueur: Berthold Auerbach. —

Dr. Ad. Pinczower: Das jüdische Volkslied. — Dr. Fränkel: Die jüdischen Organisationen.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekare: Rabbiner Dr. Winter, S. Wechsler.

Nakel.

Vorträge: Dr. Perlitz-Nakel: Leben und Wirken des Dr. Heinrich Graf Coudenhove-Calergis. — Prof. Dr. Warschauer-Posen: Die mittelalterlichen Wanderungen der deutschen Juden nach dem Osten. — Rabbiner Dr. Guttmann-Culm: Witz und Humor der jüdischen Literatur. — L. Baerwald-Nakel: Die Gründung des Verbandes der deutschen Juden und seine bisherige Wirksamkeit. — J. Peczkowski-Nakel: Jüdische Heiterkeit.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: S. Baerwald.

Neiße i. Schl.

Vorträge: Dr. Krüger-Breslau: Das jüdische Weib als Mutter und Hausfrau.

Diskussions-Abende: Rechtsanwalt Lewinsky: Das Denkmal für Moses Mendelssohn. — Rabbiner Ellguther: Das neue Volksschul-Unterhaltungsgesetz.

Bibliothek mit 1080 Bänden. Bibliothekar: Rabb. Ellguther.

Am 28. Mai 1908 unternahm der Verein einen Ausflug nach Zülz zur Besichtigung der Synagoge und des Friedhofes dieser alten jüdischen Gemeinde.

Neu-Stettin.

Vorträge: Dr. Heinrich Löwe: Der jüdische Orient (mit Lichtbildern). — Dr Ludwig Cohn: Moses Mendelssohn. — Rabbiner Dr. Lewy-Neustettin: Judentum und Christentum. — Schriftsteller Alb. Katz: Lord Byrons hebräische Melodien.

Bibliothek mit 120 Bänden.

Neuwied.

Vorträge: S. Steinhardt: Moses Montefiore. — Dr. Wilensky: Hilfsverein der deutschen Juden. — Dr. J. E. Poritzky: Hermann Heyermans. — Frl. Paula Löb: Benjamin Tudela. — Dr. Grünfeld: Die Frau nach Bibel und Talmud.

Bibliothek mit 180 Bänden. Bibliothekar: Frau A. Cremer.

Nicolai.

Vortrag: Frau Rahmer-Rothmann: Rezitationen.

Bibliothek mit 104 Bänden. Bibliothekar: Berger.

Nordhausen a. Harz.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Jüdische Essayisten. — Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik.
Nach jedem Vortrage Diskussion.

Nürnberg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Freudenthal-Nürnberg: Die Memoiren der Glückel von Hameln. — Justizrat Karl Joel-Breslau: Die Stellung der Bibel in der Weltliteratur. — Direktor Dr. A. Feilchenfeld-Fürth: Der Streit um die Judenbücher im Anfang des 16. Jahrhunderts. — Lehrer S. Dingfelder-München: Die bayerischen Kultusgemeinden und ihre Schulen. — Lic. theol. Dr. J. Benzinger-Jerusalem: Die Denkmäler und die Geschichte Israels. (Mit Lichtbildern.) — Dr. Hermann Geßner-Nürnberg: Das Judentum in der Musik. — Schriftsteller Fabius Schach-München: Jüdische Kultur in Ost und West.
Gemeindebibliothek und Dr. Ziemlich'sche Bibliothek, zusammen 2200 Bände. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Chone.

Obornik.

Bibliothek mit 120 Bänden. Bibliothekar: M. Mannheim.

Offenbach a. M.

Vorträge: Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr. Ludwig Geiger-Berlin: Goethe und die Juden. — Lehrer Emil Gabriel-Offenbach: Frank und die Frankisten in Offenbach. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. — Dozent Dr. Leopold Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik, III. Teil: — Dr. S. Jampel-Karlsruhe: Urgeschichte Israels nach zeitgenössischen Urkunden. — Lehrer S. Rothschild-Worms: Zacharias Frankel. — Lehrer M. Steinhardt-Magdeburg: Das jüdische Sprichwort und seine Lehren.

Oppeln.

Vorträge: Dr. Goldmann-Oppeln: Chanukka und Weihnachten. — Derselbe: Hebräische Nachlässe in der deutschen Sprache. — Die Emanzipationsdichter. Rezitation von Gedichten mit verbindendem erklärenden Text.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Goldmann.

Osnabrück.

Vorträge: Referendar Dr. Löb: Jehuda Halevi. — Fritz Richard-Berlin: Humoristische und ernste Vorträge. — Dr. Mannheimer-Oldenburg: Was müssen wir vom Talmud wissen.

Osterode.

Vorträge: Dr. Max Wittenberg-Hamburg: Biblische Frauen. — Rabbiner Dr. Eppenstein-Briesen: Die Wissenschaft im 19. Jahrhundert. — Frau Rosalie Gladke-Osterode: Erkennen wir Gott auch ohne Hilfe der Bibel? — Dr. Gustav Karpeles-Berlin: Das Theater bei den Juden.

Diskussions-Abende: Prediger Sturmann-Osterode: Die christliche Mission in Israel, ihre Hindernisse und Erfolge. — Pastor Carl Kuhnert-Königsberg: Die Missionen. — Referendar Kamnitzer-Osterode: Der Verband der Deutschen Juden, insbesondere der 2. Delegiertentag desselben.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Dr. Ritterband.

Ostrowo.

Vorträge: Stiftungsfest mit einleitendem Vortrage des Rabb. Dr. Freund. — Rabbiner Dr. Kraus-Schildberg: Pessimistische und optimistische Weltauschauung und ihre Lehre im Buche Kohelet. — Jargonliederabend der Jargonsängerin Fräulein Ida Schellenberg. — Rabbiner Dr. Levy-Neustettin: Die Verteidigung des Judentums. — Max Peiser: Bedeutung und Zweck der Literaturvereine, anschließend hieran gesellige Unterhaltung. — Rabbiner Dr. Neuhaus-Ostrowo: Jüdische moderne Dichter, anschließend hieran Gesangsvorträge der Opernsängerin Kletzka aus Kalisch. Lehrerin Fräulein Marta Wolffsohn-Posen: Die Selbstwerdung des Weibes.

Bibliothek mit etwa 100 Bänden. Bibliothekar: Hauptlehrer Hayne.

Paderborn.

Vorträge: Dr. Samuel-Essen: Die Höhepunkte der jüdischen Geschichte. — Dr. David-Bochum: Jüdische Maler und Bildhauer (Lichtbilder). — Fritz Richard: Rezitationen. — Dr. Klemper: Ludwig Fulda.

Diskussionsabende: Referent Lehrer Alexander Warburg.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Löwenberg.

Pinne.

Vorträge: Rabbiner Dr. Wreschner-Samter: Samson Raphael Hirsch. — Rabbiner Dr. Elsaß-Landsberg a. W.: Karl Emil Franzos. — Rabbiner Dr. Lewin-Kempen: Die Bibel im Lichte der Ausgrabungen auf dem Boden des alten Babylon. — Rabbiner Dr. Grünthal-Pinne: Elisa ben Abuja, ein Zeit- und Charakterbild. Der Verein feierte im Dezember 1908 sein zehnjähriges Stiftungsfest, das einen sehr schönen Verlauf nahm.

Bibliothek mit 230 Bänden. Bibliothekare: Martin Marcus, Hugo Borchardt, Max Pinner.

Pleß O.-Schl.

Vorträge: Oberkantor Magnus Davidsohn-Gleiwitz: Ursprung und Entwickelung des Synagogengesanges. — Dr. Zivier-Pleß: Die Geschichte der Juden in Schlesien. — S. Laqueur-Breslau: Adolf Cremieux. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Moses Ephraim Kuh. — Fräulein Ida Schellenberg-Lemberg: Aus dem Ghettoleben im Osten.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Rabbiner Dr. Rau.

Potsdam.

Vorträge: Dr. Ernst Cohn-Berlin: Darstellungen des Judentums in der bildenden Kunst (mit Lichtbildern). — Dr. Elbogen-Berlin: Vor 100 Jahren. — Dr. Bernfeld-Berlin: Solomon Maimon. — Kantor Guttmann-Potsdam: Einiges aus der Pädagogik unserer Alten. — Dr. Kälter-Potsdam: Fort mit dem hebräischen Unterricht?? — Derselbe: Das Judentum und die Taufe (Oberlicht-Vortrag).

Prenzlau.

Vortrag: Dr. Bähr-Prenzlau: Das jüdische Parlament und Synhedrium zu Paris. — Dr. Julius Moses-Berlin: Jüdischer Witz und Humor. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Die Psalmen in der Weltliteratur. — Dr. Heinrich Löwe-Berlin: Zwei Jahrhunderte jüdischer Heldenkämpfe. — M. Steinhardt-Magdeburg: Moses Montefiore. — Adolf Bukofzer-Danzig: Die Kunst zu leben und als Jude zu leben. — Dr. Bähr-Prenzlau: Das Buch Esther.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Max Hermann, Bankier.

Ratibor.

Vorträge: Dr. Heinrich Loewe-Berlin: Kulturelle Streifzüge im Orient. — Dr. G. Karpeles-Berlin: Das Theater bei den Juden. — Dr. Braunschweiger-Kattowitz: Geschichte der deutschen Juden im Mittelalter bis zum Kreuzzuge.

Diskussions-Abende: R.-A. Steiner: Kriminalität der Juden. — Dr. Dienemann: Der Prophet Jeremia (Cyklus).

Bibliothek mit 800 Bänden. Bibliothekare: Lehrer Bieberfeld, Lehrerin Frl. Rawitscher.

Rawitsch.

Vorträge: Rabbiner Dr. Cohn-Rawitsch: Die Ausgrabungen und Altertumsfunde im Orient und unsere Bibel. — Dr. G. Karpeles-Berlin: Die Entstehung des Christentums. — Justizrat-Nürnberg-Lissa: Gabriel Rießer. — Rabbiner Dr. Grunwald-Wien: Rembrandt als Judenmaler (mit Lichtbildern).

Diskussions-Abende: Bankier G. H. Loewy-Rawitsch: Die Frankfurter Hauptversammlung des Verbandes der deutschen Juden.

— Rabbiner Dr. Cohn-Rawitsch: Geschichtliches über die Synagoge. — Derselbe: Das Geld im biblischen und nachbiblischen jüdischen Altertum.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Bankier G. H. Loewy.

Rees a. Niederrhein.

Vorträge: Lehrer M. Levisohn-Rees: Christlicher Staat und jüdische Moral.

Ritschenwalde.

Vorträge: Dr. Weil-Czarnikau: Die Humanität im jüdischen Sklavenrecht. — Lehrer Abramowitz-Ritschenwalde: Die Geschichte der Juden (5 bis 6 Vorträge).

Diskussions-Abende: J. Breslauer-Ritschenwalde: Organisation in der jüdischen Diaspora. — Abramowitz: Klagelieder. — Breslauer-Ritschenwalde: Vergleiche zwischen dem alten und neuen Testament.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Hermann Köln.

Rixdorf.

Vorträge: Oberlehrer Dr. Eugen Wolbe: Herzog Joseph von Naxos, ein jüdischer Fürst des 16. Jahrhunderts. — Rabbiner Kamerase-Rixdorf: Jud Süß, nicht in der Dichtung, sondern in der Wirklichkeit, nach der Schilderung seiner Zeitgenossen. — Schriftsteller Dr. Poritzky-Berlin: Moderne jüdische Dichter. —

Diskussions-Abend: Schriftsteller B. Loewenthal: Jüdische Dichter unserer Zeit.

Rogasen.

Vorträge: Schriftstellerin Frau B. Leiser-Köln: Skizzen und Novelletten eigner Dichtung. — Rabbiner J. Nobel-Filehne: Raschi, ein jüdischer Geistesheros. — Oberkantor Magnus Davidsohn-Gleiwitz: Die Melodien und Gesänge des jüdischen Gottesdienstes (mit gesanglichen und musikalischen Illustrationen). — Rabbiner Dr. L. A. Rosenthal-Berlin: Biblische Bühnengestalten des 19. Jahrhunderts. — Oberkantor M. Davidsohn-Gleiwitz: Die bedeutendsten jüdischen Komponisten des 19. Jahrhunderts (mit gesanglichen und musikalischen Beispielen).

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Julius Rosenthal.

Samter.

Vorträge: Dr. Wreschner-Samter: Samson Raphael Hirsch — Leo Lewy: Die vier Moses. — Dr. Grünthal-Pinne: Isak Trocki. — L. Lewy-Berlin: Biblische Gestalten. — Oberkantor Leibowitz: Synagogenmelodien.

Bibliothek mit 250 Bänden. Bibliothekar: Borchardt.

Schivelbein i. Pr.

Vorträge: Dr. Poritzky-Berlin: Maxim Gorki.
Kleine Bibliothek.

Schlawe.

Vorträge: Dr. Neuhaus-Ostrowo: Jüdische moderne Dichtung. — Dr. Lewy-Neustettin: Judentum und Christentum. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Ernst und Scherz aus dem jüdischen Volksleben.
Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Heidenfeld.

Schrimm.

Vorträge: Rabbiner Dr. Lewin-Wreschen: Moderne Gedanken im Lichte des Judentums. — Frau B. Leiser-Cöln: Das Kind im Judentum. — Rabbiner Dr. Silberberg-Schrimm: Ein Stück jüdischer Geschichte aus der Reformationszeit. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Scherz und Ernst aus der modernen jüdischen Literatur. — Dr. Wilensky-Berlin: Unser Hilfswerk an den Juden des Ostens.
Bibliothek mit 350 Bänden. Bibliothekar: Lehrer J. Speyer.

Schweinfurt.

Vorträge: Dr. Lutz-Mannheim: Die Strafrechtspflege in Bibel und Talmud. — Rabbiner Dr. Kohn-Ansbach: Der Kampf der Geister in der spanisch-jüdischen Blüteperiode. — Rabbiner Dr. Stein-Schweinfurt: Herodes. — Rabbiner Dr. Rosenthal-Berlin: Eine jüdische Gemeinde vor 2200 Jahren. — Lehrer Weigersheimer: Geschichtliches und Topographisches aus Palästina (mit Lichtbildern). — Dr. E. Cohn-Charlottenburg: Juden und Judentum in der Kunst (mit Lichtbildern).
Bibliothek mit ca. 180 Bänden. Bibliothekar: Lehrer B. Adler.

Schwetz a. W.

Vorträge: Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Die soziale Frage im Judentum. — Dr. Martin Philippson-Berlin: Die Juden im heutigen Deutschland. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationen. — Dr. Guttmann-Culm: Witz und Humor in der jüdischen Literatur.— B. Löwenthal-Graudenz: Ein Gang durch die neujüdischen Poesien.
Bibliothek mit 192 Bänden. Bibliothekar: Lehrer R. Dahl.

Stadtlengsfeld.

Vorträge: Dr. Wiesen-Stadtlengsfeld: Heinrich Heine. — Derselbe: Barkochba. — Auch fanden mehrere Leseabende statt.
Kleine Bibliothek.

Stettin.

Vorträge: Rabbiner Dr. Worms-Stettin: Das Frauenideal in der Bibel. — Dr. jur. Apfel-Cöln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Rabbiner Dr. Pick-Straßburg W.-P.: Nathan der Weise und der Talmud. — Dr. Th. Lessing-München: Psychologie der Juden. — Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz a. W.: Das Kaddischgebet. — Dr. Adolf Kohut-Berlin: Schiller — Israel und die Bibel.

Fortbildungskurse in jüdischer Geschichte und Bibelkunde wurden von den Herren Rabbiner Dr. Vogelstein und Dr. Worms erteilt.

Stolp (Pommern).

Vorträge: Rabbiner Dr. Max Joseph-Stolp: Makkabäische Psalmen. — Dr. Ludwig Cohn: Jüdische Figuren im Roman. — Rabbiner Dr. Neuhaus: Moderne jüdische Dichtung.

Bibliotheck mit 140 Bänden. Bibliothekar: Zahnarzt Neumann.

Strasburg (Westpreußen).

Vorträge: Frau Rahmer-Rothmann-Breslau: Rezitationen.— Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Kohelet. — Frau Leiser-Köln: Die Kulturaufgaben der jüdischen Frau. — cand. jur. Benno Grzebinasch-Strasburg: Die Rechtsverhältnisse der Juden in Preußen.— Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Raschi. — Schriftsteller Albert Katz-Pankow: Lord Byrons hebräische Melodien. — Rabbiner Dr. Münz-Berent-Wpr.: Die jüdischen Aerzte im Mittelalter. — Rabbiner Dr. Pick-Strasburg: Geisteskämpfe innerhalb des Judentums im 13. Jahrhundert. — Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Das Kaddischgebet.

Stuttgart.

Bibliothek mit 500 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Adler.

Thorn.

Vorträge: Rabbiner Dr. Pick-Strasburg W.-Pr.: Ein biblischer Zweifler. — Prof. M. Philippson-Berlin: Die Juden im heutigen Deutschland. — Regisseur Fritz Richard-Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. — Rabbiner Dr. Silberstein-Elbing: Form und Wesen der biblischen Poesie. — Dr. Hirschberg-Berlin: Die Bibel in der Musik (mit gesanglichen und pianistischen Erläuterungen). — B. Löwenthal-Graudenz: Heitere und ernste Rezitationen.

Bibliothek mit 375 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Chaim.

Tilsit.

Vorträge: Rabbiner Dr. Ehrlich-Tilsit: Das Chazarenreich.— Oberkantor Birnbaum-Königsberg: Wie und was unsere Altvorderen

sangen (mit musikalischen Erläuterungen. — Frau B. Leiser-Köln: Die Kulturarbeit der jüdischen Frau. — Rabbiner Dr. Rosenberg-Thorn: Die Makkabäer in der Geschichte und auf der Bühne. — Frau Kantor Schiderowsky-Tilsit: Aus den Dichterwerken neuzeitlicher jüdischer Dichter. — Rabbiner Dr. Beermann-Insterburg: Ismael und Israel in der Religionsgeschichte. — Syndikus Dr. Max Wittenberg-Hamburg: Jüdische Auswanderung (mit Lichtbildern). — Rabbiner Dr. Stein-Memel: Judentum und moderne Weltanschauung.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer S. Süßkind.

Ulm a. D.

Bibliothek mit 5000 Bänden. Bibliothekar: Moos II.

Unna.

Vorträge: Dr. Apfel-Köln: Die Renaissance des Judentums. — Dr. Ludwig Cohn-Berlin: Die Frau im jüdischen Volksleben. — M. Lewinger-Dortmund: Die Memoiren der Glückel von Hameln. — Viktor Klemperer-Berlin: Karl Emil Franzos. — Rabbiner Dr. Neumark-Duisburg: Die Emanzipationsbestrebungen des Mendelssohnschen Kreises.

Warburg i. W.

Vorträge: Dr. J. E. Poritzky-Berlin: Heinrich Heine. — Frau B. Leiser-Köln: Die Bedeutung der jüdischen Frau. — Dr. L. Rosenthal-Berlin: Juda Halevi und Walter von der Vogelweide. — Lehrer Alexander-Warburg: Johannes Reuchlin.

Diskussions-Abende: Lehrer Alexander und Dr. Rosenthal-Berlin: Verhalten gegen die Feinde. — Derselbe: Das Gebot Zahn um Zahn.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Alexander.

Wesel a. Rh.

Vorträge: S. Steinhardt-Magdeburg: Die Juden im alten Germanien. — R.-A. Saul-Duisburg: Hellenische und jüdische Weltanschauung.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Dr. Falkenstein.

Westhofen i. Els.

Vorträge: Rabbiner Dr. Marx-Westhofen i. Els.: Das französische Sanhedrin.

Diskussions-Abende: Rabbiner Dr. Marx: Judentum und Wissenschaft.

Wiesbaden.

Vorträge: Assessor Dr. Friedemann: Die Emanzipation der Juden und die Judentaufen. — Dr. med. W. Hanauer: Sozialhygiene im Judentum. — Rabbiner Dr. Eschelbacher: Die Zerstreuung der Juden. — Dr. E. Cohn-Berlin: Biblische Kunst (mit Lichtbildern).

Mit dem Verein ist eine „Toynbeehalle“ verbunden (eigenes Lokal, Friedrichstr. 25), die jeden Abend von 8 Uhr ab geöffnet ist. Daselbst finden zwei Mal wöchentlich Vorträge, Kurse usw. statt. Aufliegen von jüdischen Zeitungen und Zeitschriften.

Witten (Westfalen).

Vorträge: Prof. Dr. Grimme-Freiburg: Die Sonderstellung der Religion Israels im alten Orient. — Frau Dr. Wolff-Friedberg-Karlsruhe: Rezitationen fremder und eigener Dichtungen. — Lehrer E. Goldschmidt-Dortmund: Spiele bei den Israeliten. — Frl. Paula Loeb-Cöln: Benjamin von Tudela.

Witzenhausen.

Vorträge: Lehrer Katz-Witzenhausen: Das tägliche Gebet der Juden. — Derselbe: Berthold Auerbach. — Fritz Richard-Berlin: Rezitationsabend.

Alle 14 Tage finden im Winter Leseabende unter Leitung des Lehrers Katz statt.

Kleine Bibliothek. Bibliothekar: Lehrer Katz.

Wongrowitz.

Vorträge: Rabbiner Nobel-Filehne: Raschi. — Frau Leiser-Köln: Das Kind im Judentume. — Rabbiner Nischkowsky-Berlin: Die Frankisten. — Rabbiner Dr. Dünner-Rogasen: Der Einfluß des Judentums auf die Menschheit. — Oberkantor Davidsohn-Gleiwitz: Die Synagogengesänge.

Bibliothek mit 150 Bänden. Bibliothekar: Lehrer Spiewkowski.

Wreschen.

Vorträge: Rabbiner Dr. Jacobson-Gnesen: Der Bildungsstand der Talmudisten. — Fritz Richard, Mitglied des Deutschen Theaters, Berlin: Buntes Allerlei aus der modernen jüdischen Literatur. — Rabbiner Dr. Silberberg-Schrimm: Der Pfefferkorn-Reuchlin'sche Streit.

Bibliothek mit 300 Bänden. Bibliothekar: Dr. M. Lewin. Außerdem unterhält der Verein vier Zeitungen.

Der Verein ist der Gesellschaft zur Förderung der Wissenschaft des Judentums und auch der Jüdisch-Literarischen Gesellschaft in Frankfurt a. M. angeschlossen.

Würzburg.

Vorträge: Dr. jur. Alfred Apfel-Köln: Die Renaissance des jüdischen Bewußtseins. — Rabbiner Dr. J. Unna-Mannheim: Historisches und Kulturhistorisches an den rabbinischen Gutachten. — Großherzogl. Landrabbiner Dr. Mannheimer-Oldenburg: Hochzeit und Ehe. — Rabbiner Dr. David Braunschweiger-Kattowitz: Der Dichter Moses Ephraim Kuh. — Provinzialrabbiner Dr. S. Bamberger-Hanau: Erziehungsweisheit in der Bibel. — Bezirksrabbiner Dr. Loewenstein-Mosbach: Aus der bayrischen Residenz.

Zempelburg.

Vorträge: Rabbiner Dr. Weyl-Konitz: Ueber das Buch Hiob.— Rabbiner Dr. Nordheimer-Schwetz: Das Kaddischgebet. — Oberkantor Meisel-Danzig: Ueber synagogalen Gesang (mit Beispielen).— Rabbiner Dr. Schick-Zempelburg: Althebräische Poesie.

Bibliothek mit 123 Bänden. Bibliothekar Lehrer Levy.

Bezirksverbände.

1. Posen-Nord:

Schneidemühl, Filehne, Schönlanke, Rogasen. Sitz des Verbandes Schneidemühl. Vorsitzender: Dr. med. Mislowitzer.

2. Regierungsbezirk Posen:

Kempen, Krotoschin, Lissa, Ostrowo, Pleschen, Wreschen, Schildberg, Schrimm. Sitz des Verbandes: Ostrowo, Vors.: Oekonomierat Goldstein.

3. Westfalen-Rheinland:

Hörde, Dortmund, Witten, Bochum, Gelsenkirchen-Wattenscheid, Essen a. R., Elberfeld, Unna. Sitz des Verbandes: Bochum. Vorsitzender: M. Hähnlein.

4. Westfalen-Lippe:

Brakel, Hamm, Detmold, Warburg, Lippstadt, Höxter, Steinheim, Lage, Hameln a. d. W., Paderborn. Sitz des Verbandes: Warburg. Vorsitzender: Lehrer Alexander.

5. Thüringen:

Erfurt, Gotha, Eisenach, Nordhausen, Coburg. Sitz des Verbandes: Erfurt. Vorsitzender: D. Katzenstein-Gotha.

6. Oberschlesischer Verband.

Beuthen, Cosel, Großstrehlitz, Kattowitz, Koenigshütte, Myslowitz, Neiße, Nicolai, Oppeln, Pleß, Ratibor, Tarnowitz. Sitz des Verbandes: Kattowitz. Vorsitzender Dr. Braunschweiger, Stellvertreter: Dr. Glogauer.

7. Westpreußen.

Konitz, Tuchel, Schlochau, Zempelburg, Pr. Friedland. Sitz des Verbandes: Konitz. Vorsitzender: Dr. Weyl.

Literarische Notizen.

Wir weisen auch an dieser Stelle darauf hin, daß das seit mehr als zwanzig Jahren vergriffene, bei seinem Erscheinen mit außerordentlichem Beifall aufgenommene und in fast alle Kultursprachen übertragene Werk unseres verehrten Verbandsvorsitzenden Herrn Dr. Gustav Karpeles: „Geschichte der jüdischen Literatur" nunmehr in einer neuen, vermehrten und verbesserten Auflage erscheint und demnächst zur Versendung gelangen wird.

Dank dem opferwilligen Entgegenkommen des um die geistige und materielle Förderung der jüdischen Literatur-Vereine hochverdienten Autors, ist es einem den gleichen Idealen nachstrebenden Kreise gelungen, Mittel und Wege zu finden, daß dieses vorzügliche Werk den Vereinen für jüdische Geschichte und Literatur zu einem so außerordentlich billigen Preis zugewendet werden kann, wie es für ein Werk von solchem Umfang und so eleganter Ausstattung wohl auf dem Büchermarkt noch kaum dagewesen ist.

Die Vereine für jüdische Geschichte und Literatur erhalten die „Geschichte der jüdischen Literatur" von Dr. Gustav Karpeles in zwei starken Bänden, deren Preis im Buchhandel Mk. 12,50 betragen wird zum Ausnahmepreis von nur Mk. 6,— (exkl. Porto).

Die Subskription auf dieses Werk erlischt am 1. Mai 1909.

Wir hoffen zuversichtlich, daß unsere Vereine von diesem ihnen eingeräumten Vorrecht gern und rasch Gebrauch machen werden, zumal es sich hier um ein Werk handelt, das auch dem Laien die Geistesschätze Israels erschließt und schon aus diesem Grunde in keinem jüdischen Hause fehlen sollte.

Die den Vereinen zugegangenen Subskriptions-Listen sowie auch einzelne Bestellungen von Mitgliedern der Literatur-Vereine sind an das Sekretariat des Verbandes zu richten.

Der Versand der Bücher erfolgt von der

Verlags-Buchhandlung M. Poppelauer, Berlin C.
Neue Friedrichstr. 59,
an die die Geldbeträge im Voraus einzusenden sind.

Professor Dr. Hermann L. Strack. Einleitung in den Talmud, vierte neubearbeitete Auflage. J. C. Hinrichs'sche Buchhandlung, Leipzig. Preis: Geheftet, 3,20; gebunden, 4 Mk. Die Mitglieder der jüdischen Literatur-Vereine erhalten bei direkt an das Sekretariat gerichteter Bestellung das ungebundene Exemplar mit Mk. 2,40, das gebundene mit Mk. 3,—, zuzüglich 20 Pf. Porto für ein Exemplar oder 60 Pf. Porto für ein Paket mit 3—16 Exemplaren. Dieses vorzügliche Werk, das auch dem Laien einen Einblick in den reichen Inhalt des Talmuds gewährt, verdient die größte Verbreitung und sollte in keiner Bibliothek fehlen.

Korrespondenzen.

Bitte des Ausschusses.

An die Herren Vorstände bezw. Schriftführer der Vereine richten wir die ergebene Bitte, alle an sie seitens des Sekretariats gerichteten Anfragen sofort beantworten zu wollen. Die Vereine, welche die Angaben über Mitgliederzahl und einen Bericht über die literarischen Leistungen vermissen, dürfen dem Geschäftsführenden Ausschuß keinen Vorwurf darüber machen; es war von ihnen das Material trotz mehrmaliger Aufforderung **nicht** zu erlangen.

Diejenigen Vereine, die durch das Sekretariat leihweise Bücher oder Broschüren bezogen haben, werden hierdurch dringend ersucht, dieselben baldtunlichst zurückzusenden.

Rückständige Beiträge.

Die Vereine, welche mit ihren Beiträgen für das laufende Jahr noch im Rückstande sind, werden ergebenst ersucht, dieselben an den Schatzmeister des Verbandes, Hrn. Oscar Berlin, Berlin NW., Lessingstraße 3, baldigst einsenden zu wollen.

Der Vorstand des Verbandes
der Vereine für jüdische Geschichte und Literatur in Deutschland.

Dr. Gustav Karpeles-Berlin, 1. Vorsitzender. Rabbiner Dr. Frank-Köln, 2. Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer-Berlin, Schriftführer. Oscar Berlin, Schatzmeister. Dr. med. Fink-Hamburg, Kaufmann Siegfried Freund-Dortmund. Kommerzienrat Emil L. Meyer-Hannover, Dozent Dr. M. Brann-Breslau, Prof. Dr. J. Horowitz-Thorn, Beisitzer.

Geschäftsführender Ausschuß:

Dr. Gustav Karpeles, Vorsitzender. Dr. Hirsch Hildesheimer, Schriftführer. Oscar Berlin, Berlin NW., Lessingstraße 3, Schatzmeister.

Sekretär:

Schriftsteller Albert Katz, Pankow b. Berlin, Florastraße 58.



